John Carter Brown
Library
Brown University

Gegenwärtiger

# Zustand von Peru.

Von

Joseph Skinner.

Aus dem Englischen.

Hamburg,

bei B. G. Hoffmann,

1806.

# Erster Abschnitt.

## Das Land.

### I.

### Allgemeine Ansicht von Peru.

Die Werke fremder Schriftsteller, welche es versucht haben, Peru zu beschreiben, sind größtentheils voller Erdichtungen und Abgeschmaktheiten. Unter den Spaniern haben die, welche in frühern Zeiten über dieses Land geschrieben haben, entweder nur die Berichte von ihren eignen Abenteuern zusammengestellt, oder — waren es historische Werke — das aufgenommen, was ihnen durch Tradition überliefert worden war. Unter diese Klasse gehören Garcilaso, Herrera, Zarate, Gil Gonzales u. a., und dies gilt auch von allen, die späterhin auf sie gefolgt sind, mit Ausnahme des Don Ulloa, der in der Geschichte seiner Reise nach Süd-Amerika von den Gebräuchen, Sit-

ten und Belustigungen der Einwohner gehandelt hat. Dieser berühmte Schriftsteller ist unter den Spaniern der erste, der sich in seiner Beschreibung von jenen Weltgegenden zu einer Betrachtung des Menschen in seinen moralischen und physischen Verhältnissen erhoben hat.

Aus diesen elenden Materialien und aus einigen Nachrichten von geringem Werthe, die etliche wenige Reisende in der Eile haben auftreiben können, sind alle historische Werke, Betrachtungen, Landkarten, weitläuftige und kurzgefaßte Geographien, die über Peru an den Ufern der Seine und Themse erschienen sind, zusammengestoppelt worden. Systemsucht, Nationalvorurtheile, Unwissenheit und Eigenwille haben wechselsweise auf den größern Theil dieser Werke einen so starken Einfluß geäußert, daß das Peru, welches uns in denselben beschrieben wird, ein ganz anderes zu seyn scheint, als das, welches man in der Wirklichkeit kennen lernt.

Aus dieser Darlegung der Sache schließen wir, daß es keine Anmaßung von uns ist, wenn wir uns anschikken, einen allgemeinen Abriß von Peru zu geben, und daß wir den Vorwurf des Plagiats auf keine Weise zu befürchten haben, wenn wir besonders im Voraus versprechen, daß wir genauere und zugleich auch neuere Nachrichten von diesem Lande zu geben vermögen, als man sich bisher zu verschaffen im Stande gewesen ist.

Dieses große Reich, dessen Gründung durch die Inka's in das Dunkel einer Reihe von Fabeln und einer unzuverlässigen Tradition eingehüllt bleibt, hat schon damals, als die nördlichen Provinzen davon losgerissen wurden, um ein besonderes, nämlich das Kö-

nigreich Quito, *) auszumachen, und auch nachher, da man die Länder von demselben trennte, aus denen das Vicekönigreich Buenos Ayres **) besteht, viel von seiner vormaligen Größe verlohren. Gegenwärtig nimmt es seiner Länge nach, von Norden nach Süden, einen Raum von 420 bis 450 Französischen Meilen ein, da es sich vom zweiten bis fast zum 23sten Grade Süder Breite hindehnt, und seine größte Breite beträgt von Osten nach Westen, indem es zwischen dem 297sten und dem 310ten Grade westlicher Länge (vom Piko auf Teneriffa aus gerechnet) liegt, von 100 bis 120 Meilen. ***) Der Fluß Guayaquil trennt es gegen Norden von dem neuen Königreiche Granada; die Wüste Atakama trennt es gegen Süden von Chili. Durch eine andere schreckliche Einöde, die sich über 500 Franz. Meilen weit erstreckt, wird es gegen Osten von den Provinzen Paraguay und Buenos Ayres gesondert, und gegen Westen endlich werden seine Küsten vom stillen Ocean bespült.

Eine Kette von kahlen, rauhen Gebirgen, mehrere Sandflächen, die in einer Strecke von der Küste bis an das andere Ende des Landes gehen, und verschiedene

*) 1718. D. Vf.

**) 1778. D. Vf.

***) Die Karte von Santa Cruz, die hydrographische Karte des Don Ulloa, die sich im dritten Bande seiner Reise nach Südamerika befindet, haben uns bei Bestimmung der Längen- und Breitengrade, in welcher Büsching, Lacroix und einige andere Geographen wesentlich von einander abweichen, gute Dienste geleistet. D. Vf.

Seen, die sich viele Meilen weit ausdehnen, und von denen sich einige auf den Gipfeln der so eben erwähnten Gebirgkette befinden, nehmen einen großen Theil des Bodens von Peru ein. Uiberall aber zeigen die Niederungen und Thäler, denen die Natur die nöthige Bewässerung nicht versagt hat, dem Blick unabsehbare Flächen, die mit jedem Reize geschmückt, mit Städten und Flecken angefüllt sind, und unter einem sehr gesunden Klima liegen. Dies leztere ist in den höhern Strichen der Sierra ungemein kalt. In den Pampas oder Ebenen von Bombon*) steht Fahrenheit's Thermometer fortwährend zwischen 34 und 40 Grad über der Null.

Die Bewohner von Peru bestehen, wenn wir blos auf die ursprünglichen Racen Rücksicht nehmen, aus Spaniern, Indianern und Negern. Die bekanntesten abgeleiteten Racen, die aus einer Vermischung der drei erstern mit einander hervorgehen, sind: der Mulatte, den der Spanier mit einer Negerinn, der Quarteron, den der Spanier mit einer Mulattinn, und der Mestiz, den der Spanier mit einer Indianerinn erzeugt. Der Unterabtheilungen, die nach und nach durch die Vermischung dieser ursprünglichen Racen entstanden sind, giebt es eben so viele, als Kombinationen der leztern denkbar sind.

Die ländlichen Geschäfte des Säens und Pflanzens sind, so wie die Verrichtungen im Hauswesen, fort-

*) Diese Flächen erstrekken sich 15 Meilen in die Länge, und 5 bis 6 Meilen in die Breite. D. Vf.

während Negern zugetheilt gewesen. Doch darf man nicht unbemerkt lassen, daß sich seit den lezten vier Jahren auch verschiedene Weise zu Arbeiten dieser Art bequemt haben. Vor dieser Zeit würde ein jeder, der weder Neger noch Mulatte gewesen wäre, und sich doch als Bedienter oder Landbauer vermiethet hätte, in gewisser Rücksicht für ehrlos gehalten worden seyn, so weit gieng in diesem Punkte das Vorurtheil, oder vielmehr der Stolz. Viele aufgeklärte Politiker glauben, daß es für das Königreich, und besonders für die Hauptstadt Lima sehr unglückliche Folgen haben würde, wenn dieses Vorurtheil ganz aufhören sollte.

Der Handel von Peru hat beträchtlich zugenommen, seitdem er durch die Ankunft Spanischer Kauffahrteyschiffe über Kap Horn und durch seine gänzliche Freigebung von dem Drukke befreit worden ist, unter welchem er zur Zeit der Gallionen und der Messen zu Portobello und Panama seufzte. Vor dieser Epoche cirkulirten die starken, zu groß gewordenen Kapitalien nur in wenig Händen, und verlohren sich gewissermaßen in denselben, und während der Krämer das Volk tyrannisirte, indem er nach eigener Willkühr die Preise der verschiedenen Waaren festsetzte, mußte er selbst von dem Großhändler, der sein Monopol auf's beste zu benutzen suchte, Gesezze annehmen. Die Handelsverbindungen der Hauptstadt mit dem Innern hiengen damals größtentheils von der Korrespondenz und den Verfügungen der Obrigkeiten ab, und der Handel mit Spanien verdankte seine meiste Sicherheit der Cirkulation des Silbers, das in den Konnois-

sements angegeben wurde. Da hingegen jezt der Handel in so viele kleinere Zweige zertheilt ist: so beschäftiget er eine größere Anzahl von Kaufleuten, während zugleich das Vermögen der Privatpersonen nicht mehr in dem ungeheuern Maße, wie vorher, anschwillt. Wer sich gegenwärtig mit dem Handel abgiebt, muß seine Plane mit großer Geschicklichkeit entwerfen, und seine Spekulationen sehr ausdehnen, wenn er große Reichthümer vor sich bringen will.

Einige wenige Friese, die größtentheils nur von Indianern und Negern getragen werden, machen beinahe die einzigen Manufakturartikel dieses Landes aus. Außerdem ist noch eine unbeträchtliche Anzahl Huth-, Baumwollenzeuch-, Trinkgläßer- und anderer Fabriken vorhanden, die jedoch in der Wagschaale der Peruanischen Reichthümer keinen großen Raum einnehmen. Zukker, Vigogne- und Baumwolle, Fieberrinde, Kupfer und Kakao (von den zwei leztern Artikeln ist jedoch, so wie von einem beträchtlichen Theile der Fieberrinde zu bemerken, daß sie erst von Guayaquil und andern Orten hierher gesendet werden) sind, außer der Ausbeute unserer Minen, die einzigen Handelswaaren, welche wir ausführen.

Die Bergwerke sind die vornehmste, man kann wol sagen, die einzige Quelle der Reichthümer Peru's. Ungeachtet der geringen Sorgfalt, mit welcher der Bergbau getrieben wird, ungeachtet des sehr unbeträchtlichen Vorschub's, den der Handel den Bergleuten leistet, wurden doch im vorigen Jahre (1790) in der königlichen Münze zu Lima 534,000 Mark Silber

und 6,380 Mark Gold geschmolzen, und aus beiden Metallen wurden überhaupt 5,206,906 Piaster *) geprägt. **)

Ungefähr die Hälfte alles Silbers, welches jährlich geschmolzen, geprägt und verarbeitet wird, kömmt aus den Minen von Gualgayoc ***) und Pasko. †) Die Mine von Guantajaya ††) hat einen Uiberfluß an Erzen und reichen Metalladern, ihre Ausbeute steht aber doch in keinem Verhältniß mit der Theurung der Bedürfnisse, sowol derer, die die Bearbeitung, als die der Unterhalt der Leute veranlaßt. Auch macht ihre Entfernung von der Hauptstadt, daß die Vortheile, die sie unter andern Umständen sichern würde, völlig verlohren gehen; denn Erze, von denen das Kaxon †††)

*) Ein Piaster = 1 Rthlr. 9 Gr. sächsisch.

**) Ein Jahr vorher (1789) wurden 3,570,000 Piaster in Silber, und 766,768 P. in Gold ausgeprägt.

***) Diese Minen liegen in der Intendantschaft Trurillo, und sind von Lima 178, von Truxillo aber 68 Meilen entfernt.

†) Sonst heißen diese auch das Metallgebirge Lauricocha. Sie liegen am nördlichen Ende der Ebenen von Bombon, 55 Meilen von Lima, und 22 von Tarma.

††) Diese Mine, die, den von der Natur gewöhnlich befolgten Gesezzen ganz entgegen, in einem sehr heißen, sandigen Boden befindlich ist, liegt in der Provinz Tarapaka, unter der Intendantschaft Arequipa. Von dem leztern ist sie 80, von Lima 300, und von dem Hafen Iquique beinahe 2 Meilen entfernt.

†††) Das Kaxon hält 6,250 Pfund.

nicht mehr, als 30 Mark liefert, machen sich nicht bezahlt. Das Nämliche gilt auch von den kleinern, mehr zu Tage streichenden Adern, die sich gelegentlich zeigen, und aus denen das Silber ausgehauen wird. Es ist zu hoffen, daß das Projekt, die Ausbeute dieser Mine nach Kaloa zu schaffen, durchgehen wird, denn ein solches Mittel würde nicht nur die Mine in kurzer Zeit sehr blühend machen, sondern auch allen benachbarten Provinzen große Vortheile verschaffen.

Die Mine von Guarochiri, *) deren Reichthum einen unmittelbaren Einfluß auf die Hauptstadt hat, blüht nicht in einem solchen Grade, als man wegen der Ergiebigkeit ihrer Erze, und wegen des Uiberflusses an Metallhaltigen Stellen und Adern erwarten sollte. Die Anwendung der unlängst eingeführten Amalgamationsmethode, die Anstellung einer hinreichenden Anzahl Indianischer Arbeiter, deren Dienste man ohne Mühe haben kann, und einige Reformen in dem praktischen Theile des Hüttenbaues — dies sind die einzigen Mittel, durch welche diese Mine sowol, als alle andere im Königreiche in wirkliche Aufnahme gebracht werden können.

Die Peruanische Schifffahrt ist sehr beschränkt. Unser Getraidehandel führt uns in die Häfen von Chili; mit Guayaquil sezt uns der Handel mit Bau-

*) Diese Mine streicht gewissermaßen durch die ganze Provinz, welche diesen Namen führt. Ihre Hauptstadt ist Guarochiri, das von Lima 17, und von Tarma 28 Meilen entfernt ist. Es steht unter der Intendantschaft Lima.

Holz und andern Dingen in Verbindung, und endlich segeln wir auch wol zuweilen nach Chiloe, Juan Fernandez, Valdivia und Panama. Wir machen zwar unsere Reisen mit Sparsamkeit und Leichtigkeit, allein mit dem scientifischen Theile der Schifffahrtskunde sind wir unbekannt, denn wir nehmen die Astronomie niemals zu Hülfe. Die Seekarten, nach welchen wir uns richten, sind in vieler Rücksicht mangelhaft, und die Küsten laufen weit mehr parallel mit einander, als auf denselben dargestellt ist. Auf der andern Seite nöthigen die Nebel, die fast unablässig über dem Lande liegen, und es den Blikken des Seefahrers entziehen, diesen leztern, Umwege zu machen, und dadurch wird seine Reise beträchtlich verlängert. Bis in das Jahr 1780 kam ein Handelshaus dadurch, daß es ein eignes Schiff zum Küstenhandel hielt, zu großen Reichthümern, allein seit dieser Zeit hat sich in eben dem Verhältniß, in welchem merkantilische Spekulationen zugenommen haben, die Fracht vermindert, und der Gewinn hat sich unter eine größere Zahl von Individuen, die sich zu wagen entschließen konnten, vertheilt.

Die Fischerei ist ein Zweig der Industrie, der ausschließend von den Indianern an der Küste betrieben wird; allein es fehlt diesen an der nöthigen Geschicklichkeit; und da zugleich weder ihre Boote dauerhaft genug, noch ihre Werkzeuge zwekmäßig sind: so mögen sie nie die Küste aus dem Gesicht verlieren, und sich weit in die See wagen. Dies veranlaßt jene Seltenheit und Theurung der Fische, die man so oft zu Lima, und in allen andern Plätzen an der Küste er-

fahren hat. Vor einigen Jahren wurden verschiedene Boote von besonderer Bauart gezimmert, um die Fische in dem ganzen Raume, den jene Seen einnehmen, aufzusuchen; aber dieser Plan wurde bald nachher wieder aufgegeben. Die Peruanischen Landseen liefern nur wenig Fische. Wollte man den anwohnenden Indianer aufmuntern, diese zu fangen: so würde man gewärtigen müssen, ihn der Frucht seiner Arbeit keinen großen Werth beilegen zu sehen; zufrieden mit seinem Mais und seinen Erbsen, betrachtet er die Vermehrung der Lebensmittel als eine freiwillige Zerstörung der Gesundheit und des Lebens.

Im Allgemeinen könnte uns wol der Akkerbau unsere Bedürfnisse in einem solchen Grade liefern, daß unsere Subsistenz künftig nicht mehr so prekair wäre, wie sie jetzt ist, und daß wir von fremder Hülfe weniger abhängig seyn dürften. In den Thälern, die um die Hauptstadt liegen, kann mit dem besten Erfolg Weizenbau getrieben werden. Die schlechten, unebenen Straßen vereinigen sich mit der Kostbarkeit des Fuhrwerks und mit den Weitläuftigkeiten, ohne welche dasselbe hier zu Lande nicht angeschafft werden kann, den innern Verkehr im Königreiche fast ganz zu hemmen, und dies sind auch die Hindernisse des Akkerbaus. Das Thal Jauja *) liefert zu dieser Behauptung die Be-

*) Dieses Thal, das nur 17 Meilen im Umfange hat, ist ungemein stark bevölkert. Atunjauja ist die Hauptstadt der Landschaft, die diesen Namen führt. Sie steht unter der Intendantschaft von Tarma, und ist von diesem 10, von Lima aber 38 Meilen entfernt.

weise. Die Leichtigkeit, mit welcher es seinen Mais und seine andern Produkte in die Minen von Pasko versendet, macht, daß der Akkerbau in denselben sehr blühend ist.

Die Naturgeschichte von Peru ist fruchtbar an Wundern. Alle Systeme derselben, die man in Europa geschaffen hat, sind, wenn die Theorien auf unsere Naturprodukte angewendet werden, tausendfältiger Erweiterungen fähig. Die Gebirge Chanchamayo, Huanuko, Lamas *) u. a. sind Stellen, welche die Natur auszeichnete, durch die fröhlichen und schönen Gestalten ihrer Produkte zu überraschen. Der Umstand, daß es an denselben zum Theil sehr feucht und heiß ist, und die Furcht vor den feindseligen Indianern, die sie bewohnen, haben dazu beigetragen, uns die Kenntniß dieser Produkte bisher vorzuenthalten; allein Beobachtung und Naturbeschreibung haben hier noch ein weites Feld vor sich.

Kenntnisse sind in Peru sowol wegen des Scharfsinns und der schnellen Geistesbeweglichkeit der Eingebornen, als wegen ihrer Liebe zum Studium, allgemein verbreitet. In allem, was nicht streng gedachte Ideenkombinationen erfordert, thut es das schöne Geschlecht dem unsrigen zuvor. Die königliche St. Markusuniversität zu Lima, und verhältnißmäßig auch die

*) Die Gebirge Chanchamayo sind von Tarma 25, die von Huanuko sind von Lima 80 Meilen entfernt. Die Gebirge Lamas ziehen sich von Tefr, der Gränze der Portugiesischen Besitzungen, bis in die Nähe der Intendantschaft Truxillo.

übrigen Universitäten im Königreiche machen einen Mittelpunkt der Litteratur aus, der in alle die Gegenden, die um ihn her liegen, ein hinlängliches Licht verbreitet. Unter ihren Auspicien haben die moralischen und philosophischen Wissenschaften in den lezten Jahren unglaubliche Fortschritte gemacht; sie haben den Weg in die Schulen gefunden, und sich aus denselben mit reißender Geschwindigkeit unter alle Stände verbreitet. Unser angelegentlichster Wunsch geht nun dahin, daß dieses philosophische Licht Dauer und Kraft genug haben möge, um auf das allgemeine Erziehungssystem zu wirken, und es zu verbessern. Diese allein ist im Allgemeinen in Peru noch ziemlich mangelhaft. Guter Geschmack, äußere Artigkeit und Geselligkeit sind Eigenschaften, die unter den Peruanern erblich geworden sind.

So hätten wir denn unser Versprechen erfüllt, und eine allgemeine Ansicht von Peru gegeben, so daß wir die Blikke des Lesers weder auf einen besondern historischen, noch litterarischen Punkt gerichtet haben. Das Bishergesagte ist als Vorrede, als Einleitung zu betrachten, oder wenn wir uns so ausdrücken dürfen, als eine bei noch müssigen Sinnen verfaßte Darstellung, die uns in den Stand sezzen wird, von den mancherlei Gegenständen, die im Königreiche auffallen, so wie sie sich gelegentlich unserer Beobachtung darbieten, einzeln zu handeln.

## 2.

### Spuren von Denkmälern aus dem alten Peru.

Kaum beginnt der Mensch zu leben: so kündigt ihm auch schon alles seine nahe Auflösung an. Dieselben Elemente, die zu seiner Erhaltung bestimmt sind, verschwören sich zu seiner Zerstörung, und der Planet, welchen er bewohnt, verräth ein fortgesezтes Streben, eine Last, die ihn zu drükken scheint, durch heftige Konvulsionen abzuschütteln. Und dennoch ist es Unsterblichkeit, die in seiner Brust die quälendsten und lebhaftesten Sorgen erregt. Das Verlangen, seine vergängliche Existenz zu überleben, und die Nachwelt von seinen heroischen Thaten zu unterrichten, ist ein Gözze, welchem er seine lezten Opfer darbringt.

Dieser Enthusiasmus, der so alt ist, als der Mensch selbst, hat ihm zu allen Zeiten tausenderlei Mittel an die Hand gegeben, über die schmerzlichen Schranken seines unvermeidlichen Geschicks gleichsam hinüber zu springen, und die Angriffe desselben zu rächen. Duftende, aromatische Substanzen, Balsame, Cedernholz, Bronze und Marmor auf der einen Seite, melodische Dichtungen, geschmückte Erzählungen, Embleme, schöne Gemählde, Dinge, die vorzüglich geschickt sind, die Aufmerksamkeit zu fesseln, und Bewunderung zu erregen, auf der andern — das sind die Hindernisse, welche der Stolz der Sterblichen der Gefräßigkeit der Zeit entgegengesezt hat. So sind die Mumien ent-

standen, die sich, von der Zerstörung ihrer Originale an gerechnet, Jahrtausende hindurch erhalten haben, so die Mausoleen, in denen man sie eingeschlossen findet, so die Obelisken, Pyramiden, Statüen und alle jene Denkmäler, an denen der Meisel und der Grabstichel ihre magische Kunst beweisen, um das Andenken des Helden und des Mannes von hoher Geburt unter den Nachkommen zu verewigen. Demselben Princip verdanken wir dichterische und historische Schilderungen, sie mögen sich nun durch Tradition forterhalten haben, oder in Symbolen ausgedrükt seyn, und alle die mannichfaltigen Darstellungen, in denen der Pinsel seine Kräfte offenbart.

Diese kostbaren Trophäen, die sich die Eitelkeit und Größe einzelner Menschen und ganzer Nationen errichtet hat, und die die Triumphe der Tapferkeit, der Tugend, zuweilen auch wol des Fanatismus verewigen sollen, sind unstreitig ein Gegegenstand, der die Aufmerksamkeit und das Studium der Gelehrten verdient. Was hätten wir außer ihnen wol für Aufklärungen in Absicht auf jene dunkeln Zeiten, die Monarchien, Künsten und Wissenschaften ihr Entstehen gaben, und in denen Sitten und Gebräuche ihre erste Gestaltung erhielten? In denen die Laute und die lieblichen Harmonien des Gesanges den wilden Tiger bändigten, den wüthenden Löwen zähmten, den harten Fels erweichten? — Ein philosophischer Dichter läugnete blos aus dem Grunde das ewige Daseyn der Welt, weil aus den Zeiten vor dem Thebanischen Kriege und vor der Zerstörung von Troja keine Gedichte und andere

Denkmäler gefunden würden, welche solche denkwürdige Ereignisse, die der Nachruhm so gern wieder erzählt, und die ein Licht über alle Zeitalter verbreiten, in Erinnerung brächten. *) In spätern Zeiten hingegen hat selbst bei solchen Nationen, welche die Schreibekunst in ihrer höchsten Vollkommenheit besaßen, der Mangel der Presse, die die von Motten oder von dem nagenden Zahne der Zeit zerstörten Blätter hätte wieder erneuern können, die Archäologie oder die Kenntniß der Alterthümer zu einem zur Ausfüllung der Lücken, auf die wir treffen, und zur Erklärung der Fabeln, die uns überliefert worden sind, unerlaßlich nothwendigen Studium gemacht. Wie viel ist nicht aus der Untersuchung der Hieroglyphen und andern Räthseln des Aberglaubens der Aegypter, der Ruinen von Palmyra, der Oden und Darstellungen der Griechen, der Büsten und Pyramiden Roms u. s. w. für die Berichtigung der Chronologie und Geschichte gewonnen worden!

Dieses Studium, auf Peru angewendet, gewinnt einen neuen Grad von Werth und von Interesse. Zur Zeit seiner Eroberung giengen die Archive von Kuzko, Kaxamarka und Quito für immer verlohren. Die zerbrechlichen Quipos sind jezt in Staub verwandelt, und da die mündliche Ueberlieferung der denkwürdigen Ereignisse im Königreiche durch die Unwissenheit und Sorglosigkeit derer, denen sie anvertraut war, immer mehr verstümmelt worden ist: so ist dem Beobachter, wenn er das unvollkommene Gemählde von diesem alten

*) Lucret. V. 325.

Reiche, welches uns der Pinsel des Garcilaso entworfen hat, ausfüllen will, nichts übrig gelassen, als die Bruchstücke und Ruinen aus der Vorzeit zu vergleichen, oder vielmehr zu erklären. Durch dasselbe Mittel werden die Fabeln, die sich auf seine Religion und Staatskunst beziehen, und von den neuesten Geschichtschreibern erzählt worden sind, am besten entziffert. Das Studium der Monumente, welche von den Yukas, um ihre Macht zu verherrlichen, und an ihre Existenz zu erinnern, aufgeführt wurden, der Erzählungen von ihren rühmlichen Thaten, der Traditionen und Reliquien von ihren alten Sitten und Gebräuchen, die bis auf die neuern Indianer gekommen sind, welche das, was ihnen von ihren Vorfahren seit undenklichen Zeiten überliefert worden ist, mit der größten Gewissenhaftigkeit unverfälscht zu erhalten und es zu wiederholen beflissen sind, und endlich das Aufsuchen solcher Werke, die entweder aus Prachtliebe, oder aus Noth aufgeführt wurden, verbreiten ohne Widerrede ein neues Licht durch den dichten Schleier, der über die Geschichte und die bürgerliche Verfassung der Peruanischen Monarchie, so wie sie in den Zeiten vor ihrer Eroberung war, gezogen ist.

Wenn die Wuth der Habsucht und des Ehrgeizes sich begnügt hätte, die Eingeweide der Erde aufzuwühlen: so würden die Denkmäler des alten Peru sich in zahlreicher Menge und unverstümmelt erhalten haben, und das Zeichnen derselben würde nicht nur leichter seyn, sondern die Kopien würden auch schöner ausfallen. Aber der fluchwürdige Durst nach Golde brachte seine

Zerstörung sogar in die Gräber, die das letzte Asyl der Sterblichkeit sind, die aber hier der Asche, welche sie dekken, ungeachtet sie dem Völkerrechte hätte heilig seyn sollen, keine Sicherheit gewähren konnten. *) So wie aber die Wuth des Kambyses nicht verhindern konnte, daß viele unschätzbare Uiberbleibsel Aegyptischer Ge-

*) Nach großen Siegen sind Verheerungen und Unordnungen unvermeidlich; allein unerhört waren die, welche der abscheuliche Karvajal und sein Freund Gonzalo Pizarro anrichteten. Der letztere ließ mehrere Indianer, die in seine Hände gefallen waren, martern, um sie zu zwingen, das Grabmal des Ynka Viracocha zu entdecken, in welchem viele Schätze verborgen seyn sollten. Man fand es im Thale Xâxâhuana, das sechs Meilen von Kuzko entfernt ist. Nicht zufrieden, die gefundenen Reichthümer an sich zu reißen, verbrannte er auch den Leichnam des Monarchen, und streute seine ehrwürdige Asche in die Luft. Don Pedro de la Gaska, ein tugendhafter Spanier, dessen Name auf alle öffentliche Denkmäler in Peru eingegraben werden sollte, züchtigte diese und andere Verbrechen des treulosen Pizarro dadurch, daß er ihn neben dem Monumente, an welchem er sich auf eine so ärgerliche Weise vergangen hatte, enthaupten ließ. Ausländische Schriftsteller, die in ihren Berichten von den Schrecknissen, welche die Eroberung von Peru begleiteten, gar nicht wegkommen können, sollten, wenn sie das schlechte Betragen der früheften Abenteurer mit übertriebenen Farben schildern, den Heroismus und die Tugenden dieses gelehrten Präsidenten und vieler anderer nicht vergessen, die, sein Beispiel nachahmend, in dieser Rükficht nicht nur die Flekken, welche die Nationalehre erhalten hatte, vertilgt, sondern auch durch ihre Tapferkeit und ihre Heldenthaten den Spanischen Namen berühmt gemacht haben.

lehrsamkeit auf unsere Zeiten kamen: so sind auch die Monumente der Ynkas keinesweges ganz vernichtet worden. Uiberall werden Trümmer von denselben gefunden, und mitten unter den Verwüstungen, denen sie Preis gegeben waren, bieten sie uns doch noch hinreichende Materialien dar, um über die Kunst, Wissenschaft und Staatsverwaltung derer, welche sie errichteten, ein Urtheil zu fällen.

Die berühmten Obelisken und Statüen von Tiahuanaku, *) so wie die Grabmäler in der Provinz Chahapoyas, **) Werke, die in Rücksicht auf ihre

*) Diese Stadt, die an den Gränzen des Gebiets der Stadt la Paz liegt, ist ohne Widerrede älter, als die Monarchie der Ynkas, ob es gleich einer der leztern war, der ihr ihren gegenwärtigen Namen gegeben hat, dessen Veranlassung man folgendermaßen erzählt. Der Ynka begegnete in derselben einem Boten, dessen Geschwindigkeit im Laufen so groß war, daß sie mit der eines Huanako, (eines Thiers, das mit der Gemse auf den Alpen einige Aehnlichkeit hat,) verglichen werden konnte. Auf diese Aehnlichkeit spielte der Ynka an, als er zu dem vor ihn gebrachten Boten sagte: Tia, Huanako, d. i. setze dich, Huanako! Um das Andenken an die Geschwindigkeit des Boten und an die Leutseligkeit des Monarchen zu erhalten, bekam die Stadt diesen Namen anstatt dessen, den sie ehemals führte. Die ungeheure Pyramide, welche sie enthält, und die steinernen Statüen von kolossalischer Größe geben zugleich mit einer Menge menschlicher Figuren, die aus demselben Material sehr nett gearbeitet sind, ob sie gleich durch die Zeit sehr gelitten haben, zu erkennen, daß dieses Monument einer gigantischen Nation angehörte.

**) Die Provinz Chahapoyas enthält Gebäude von Stein, kegelförmig gestaltet, auf welchen große, unförmliche Büsten

Dauer mit der Ewigkeit zu wetteifern scheinen, und zwar nicht allein wegen der Festigkeit ihrer Materialien, sondern auch wegen der Plätze, auf denen sie errichtet sind, zeigen die Geschicklichkeit dieser Völker in der Bildhauerkunst eben so deutlich, als ihr ehrgeiziges Streben, sich unsterblich zu machen. Daß sie in dem leztern Punkte äußerst besorgt waren, und daß sich diese Sorgfalt nicht blos auf die Bildhauerarbeit, sondern auch auf die Leichname selbst erstreckte, das bezeugt die Menge Mumien, die nach so viel Jahren, oder vielmehr nach so viel Jahrhunderten in den Katakomben noch ganz unverlezt gefunden werden. Eine genauere Untersuchung derselben könnte uns vielleicht Aufschlüsse über die Art geben, auf welche man sie vor der Fäulniß und vor der zerstörenden Hand der Zeit zu verwahren suchte. *)

stehen. Sie sind auf Bergabhängen an so unzugänglichen Plätzen angelegt, daß bei ihrer Errichtung die Baumaterialien und die Werkleute an starken Seilen herabgelassen worden seyn müssen. Sie scheinen die Mausoleen gewisser Kaziken oder Großen im Volk gewesen zu seyn, die in dem Bestreben, ihr Andenken zu verewigen, diese Denkmäler nicht nur durch die Aufführung derselben von dem härtesten Material, sondern auch, indem sie sie an Orte stellten, an denen schrekliche Abgründe jede Annäherung unmöglich machten, vor den Angriffen roher Menschen zu sichern bemüht waren.

*) Einige vermuthen, die Indianer hätten ihre Leichname dadurch aufbewahrt, daß sie sie den Einwirkungen der Kälte ausgesetzt hätten. Dies könnte man zugeben, wenn die Mumien blos in der Sierra und in den kalten Gegenden gefun-

Die Ruinen von Pachakamak, die Gebäude von Kuzko und Quito, die Festungen Herbay und Kàxàhuana, und die Heerstraßen, welche mitten durch die Kordilleras gehauen sind, vorzüglich die eine, bei deren Anlegung sehr bedeutende Anhöhen geebnet, und dem Boden in den Thälern gleich gemacht *) werden mußten, bezeugen die Geschicklichkeit der alten Indianer in der bürgerlichen und militärischen Baukunst.

Die großen Gruben in den Gebirgen Eskamora, Chilleo und Abitanis, die an Gold, die von Chopiquina und Pozko, die an Silber, die von Kurahuara, die an Kupfer, und die von Karabuko, die an Blei einen Uiberfluß haben, zugleich mit vielen andern bewundernswürdigen und prächtigen Anstalten derselben Art, die alle unter der Regierung der Ynkas ihr Entstehen fanden, geben uns einen Begriff von ihrer unterirdischen Baukunst und ihren metallurgischen Kenntnissen.

Die Fragmente der großen Wasserleitungen von Lukanas, Kondesuyos und einer zahllosen Menge

den würden. Allein es verhält sich gerade umgekehrt. Man findet sie unter den wärmern Klimaten in Katakomben, die in Thälern angelegt sind, in der größten Menge.

*) Die Verfasser der Encyklopädie läugnen unter dem Artikel Amerika die Existenz dieser Heerstraßen. Um sich von ihrem Irrthum zu überzeugen, dürfen sie nur einen abschikken, der die prächtigen Uiberbleibsel, die sich von denselben erhalten haben, in Augenschein nehme.

anderer, die über Abgründe hinweg das Wasser aus den tiefsten Thälern auf den Gipfel der höchsten Berge und von da in entfernte Ebnen führten, die Bergklüfte, die mit Erde ausgefüllt sind, um die Menge des urbaren Landes zu vermehren — ein Unternehmen, welches der Beobachter nicht anders, als mit Bewunderung und Staunen bemerkt, und die unter den Indianern noch heutiges Tages herrschende, wohlthätige Sitte, sich zur Saat- und Aerndtezeit zur gemeinschaftlichen Betreibung ihrer Feldarbeiten mit einander zu vereinigen, sind eben so viele unwiderlegbare Beweise von den hydraulischen und Akkerbaukenntnissen dieser Nation. Es liegt am Tage, daß die Spanier in dieser leztern Art von Kenntnissen nicht nur keine Fortschritte gemacht haben, sondern daß auch viele von den leitenden Principien, welche sie aus dem Beispiel der Indianer leicht hätten entlehnen können, für sie verlohren gegangen sind.

Es war Sitte der Eingebornen in Peru, sich mit ihren Geräthschaften und andern Effekten, die ihnen persönlich zugehörten, begraben zu lassen. In ihren Gräbern findet man einen reichen Vorrath von Gemählden, Manufakturartikeln, mechanischen Werkzeugen, Waffen, Fischergeräthschaften u. dgl. Die jezzigen Indianer beweisen noch die Industrie ihrer Vorfahren im Weben ihrer Lliellas, Anakos und Chuces, und in der Verfertigung ihrer Topos, Huaqueros u. a. *)

*) Die Lliella ist eine sehr feine, mit vieler Kunst verzierte Bedekkung von viereckiger Form, die den Peruanern

Von ihrer vormaligen Schreibekunst finden sich noch Spuren bei den Hirten, die sich noch der Quipos bedienen, um die Anzahl, die Vermehrung oder die Abnahme mit ihrer Hülfe zu berechnen. Sie vergessen dabei nicht, den Tag und die Stunde zu bezeichnen, da ein Schaaf gestorben, ein Lamm geworfen, oder ein Stück von der Heerde gestohlen worden ist. Die Gebete, in denen sie die Gottheit um Schutz anflehéten, können uns einen Begriff von ihrer Redekunst geben. Von ihrer Poesie und Musik sind noch viele Uiberreste vorhanden. Die heutigen Indianer, die den Tanz außerordentlich lieben, haben die Blaseinstrumente, und die unglaublich große Menge rascher und lebhafter Weisen noch nicht vergessen, welche das Vergnügen ihrer Vorfahren ausmachten. Ihre Tradition hat uns einige Idyllen und Oden und viele Elegien überliefert, die sowol von den Arabikus, *) als von den Spaniern

anstatt eines Mantels dient. Der Anako ist ebenfalls eins ihrer Kleidungsstükke, das aber viel größer ist, als das vorige. Der Chuce ist eine Art Teppich. Der Topo ist eine Nadel von Gold, Silber oder einem andern Metall, mit einem großen, dikken Kopf, der entweder rund oder viereckig ist, und auf welchen allerhand Figuren eingeäzt sind. Man bedient sich desselben, um die Lliella auf der Brust zusammen zu stecken, und sie damit zu verzieren. Der Huaquero ist ein kleines irdenes Gefäß.

*) Arabikus heißen die Peruanischen Dichter. Von diesem Worte kömmt der Ausdruck Yaravies her, mit denen man hier Elegien bezeichnet. Der Styl, die elegische Kraft und die Musik, die diese Dichtungen begleitet, giebt ihnen, in

der Vergessenheit entrissen, und vermehrt worden sind, und von diesen mit aller der Lieblichkeit, Zartheit und sanften Melancholie, die den Geist dieser Dichtungen ausmachen, abgesungen werden.

Die Wissenschaften, welche von den Yukas mit dem größten Eifer betrieben wurden, waren die Astronomie und Heilkunde. Mehrere Säulen, die man zur Andeutung der Aequinoktien und Solstitien errichtete, die Namen, die man den Planeten gab, die am Himmel angestellten Beobachtungen in Betreff der Finsternisse, und die Grundsätze, nach denen sie ihre Zeit eintheilten, sind als eben so viele Data anzusehen, aus denen man ihre Fortschritte in der erstern von den genannten Wissenschaften berechnen kann. Wie weit ihre Kenntnisse in der leztern giengen, das läßt sich aus dem Zustande der Heilkunst unter den Indianern, die in den Gebirgen wohnen, und aus der Geschiklichkeit der Ceamatas, *) der Nachfolger der alten Amautas, beurtheilen.

Die Herrschaft, welche den Kaziken über mehrere Stämme ohne die geringste Einschränkung eingeräumt

so fern ihre Tendenz ist, Empfindungen der Theilnahme und der Liebe in dem menschlichen Herzen zu erregen, einen entschiedenen Vorzug vor den Elegien aller andern Nationen.

*) Dies sind Indianer aus der Provinz Choque Ceamata, die unter die Intendantschaft la Paz gehören, und die, wie die frühesten Aerzte in Griechenland mit Kräutern, Ptisanen u. d. gl. in dem Reiche herumreisen, und zwar bloße Empiriker sind, aber doch oft die glücklichsten Kuren verrichten.

war, ihre unbeugsame Gerechtigkeit und die Ordnung und Sparsamkeit, die sie überall beobachteten, beweisen, wie mild die Regierung der Ynkas, so lange ihre Monarchie dauerte, in jedem Theile von Peru war.

Wenn man zu diesen Materialien noch eine genauere Untersuchung der Quechuasprache hinzuzufügen im Stande wäre: so würde sich sowol über den Grad der Bildung, welchen sie erreicht hatten, als über die Dauer ihres Reichs ein bestimmtes Urtheil fällen lassen. Worte sind die Bilder des Gedanken; die Schönheit und der Geschmack, die aus den Umrissen desselben hervorleuchten, und die Lebhaftigkeit, mit welcher er dargestellt wird, geben über den Zustand und die Kultur des menschlichen Geistes die zuverlässigsten Aufschlüsse.

---

## 3.

## Physikalische Geographie von Peru.

Der erste Gegenstand, der sich in der Geschichte der Denkmäler des alten Peru den Betrachtungen des Philosophen aufdrängt, ist die verschiedene Beschaffenheit und Organisation seines ungeheuren Gebiets, die er genauer kennen lernen muß. Wenn er mitten unter den Verheerungen, die Zeit und Kriege angerichtet haben, den Grad der Bildung verzeichnen will, welchen diese berühmte Nation erreicht hatte, als sie, ohne daß es ihr das, was Aegypter, Phönicier und Grie-

chen vorgearbeitet hatten, zu benuzzen erlaubt war, weise Gesezze gab, und, von einer gewissen Seite betrachtet, große Fortschritte in den Künsten und Wissenschaften machte: so überzeugt er sich von der unumgänglichen Nothwendigkeit, den Boden zu untersuchen, auf welchem die Ruinen sich befinden, die ihn in seinen Nachforschungen leiten. Die Größe der Werke, welche Menschenhände aufführten, darf nicht blos aus den traurigen Uiberresten, die davon noch vorhanden sind, beurtheilt werden; vielmehr ist es durchaus nöthig, daß auch die örtlichen Verhältnisse des Landes, in welchem sie sich befinden, in Anschlag gebracht werden. Der Kanal, der ein sehr fruchtbares Thal bewässert, ist weder an sich selbst so herrlich, noch ein so rühmlicher Beweis von den Kraftäußerungen und der Kunst dessen, der ihn anlegte, als der, der zwischen furchtbaren Bergschlünden hinlaufend, auf den Gipfel des Gebirgs hinansteigt, und sich in die tiefe Schluft, groß genug, um seine Fluthen zu fassen, verbirgt, oder sich auf dem Rükken hoher, schroffer Felsen in das Thal hinabstürzt. Da auf der andern Seite die Natur und die Beschaffenheit der Länder auf den Genius ihrer Bewohner einen unbestreitbaren Einfluß haben: so würde es ohne eine hinlängliche Kenntniß des physikalischen Zustandes von Peru unmöglich seyn, die Vortheile, die seine vormaligen Bewohner voraus hatten, oder die seine jezzigen voraus haben, nachzuweisen.

In der allgemeinen Ansicht, die wir von Peru gegeben haben, beschränkten wir uns vornehmlich auf

die Plane, nach welchen es seine Eroberer, ihren verschiedenen Absichten und ihrem Interesse gemäß, eingetheilt, bevölkert und angebaut haben. Wir gaben dem Leser blos eine Einleitung, eine Darstellung, die sich alles Besondern enthielt, und machten ihn nur im Fluge und dem Wesentlichen nach mit dem bekannt, was die Menschen für dieses Land gethan haben, um ihn auf die Beleuchtung der einzelnen Theile, die in dieser Skizze der politischen Geographie von Peru enthalten sind, vorzubereiten. Jezt gehen wir einen andern Gang. Wenn wir in diesem Abschnitt von Peru reden: so denken wir nicht an seine Bewohner und Städte, und selbst die stolzen Thürme des reichen Lima sind für uns nicht vorhanden. Die Ebenen, welche unsere Vorfahren bebauten, entschwinden dem Blikke, und die entzükkenden Umgebungen von Rimac prangen in keinem Schmukke für uns, wenn nicht in dem, den ihnen eine Menge Vegetabilien und grüne Wiesen geben können, deren hohes Gras, von schmeichelnden Lüftchen bewegt, mit den Fluthen des stillen Oceans, die ihren Rand bespülen, um die Wette woget und flüstert.

Wir sind schon, als wir die Trümmer von den Gebäuden der Ynkas betrachteten, um die Geschichte dieser Denkmäler zu ergänzen (?), in ein sehr entferntes Alterthum zurükgegangen; jezt verweilt unsere Aufmerksamkeit bei den Zeiten, da noch kein menschlicher Fußstapfe eine Spur in dem Sande dieses hochbegünstigten Landes zurükgelassen hatte, da es ihren fruchtbaren Ebenen an Landbauern noch gänzlich fehlte. Nur die

Natur erscheint, rings um sie ein geheimnißvolles Schweigen. Ihre mächtige Hand ist im Begriff, der Erde die lezte Vollkommenheit zu geben, und durch eine Spaltung desselben Kontinents in zwei verschiedene Welten ihr Gleichgewicht zu erhalten. Es scheint, sie habe, nachdem sie sich vorher an dem brennenden Sande Afrika's, an den dichtbelaubten und duftenden Hainen Asiens, an den gemäßigtern und kältern Klimaten Europa's geübt hatte, ein Vergnügen darinn gefunden, in Peru alle die Produkte zu vereinigen, die sie den andern drei Viertheilen verweigert hatte, und von ihnen umgeben, in stiller Majestät zu ruhen. So herrlich, so zahllos sind die Reichthümer, welche dieses bewundernswürdige Reich aufzuweisen hat! In einer Schilderung seiner natürlichen Eigenheiten wird es nicht unnütz seyn, gewisse Eintheilungen zuzulassen. Zuerst werden wir von dem allgemeinen Zweck der beiden Welten sprechen, die die zwei Haupttheile von Peru ausmachen, der beiden Welten, die der erhabene Tempel unserer Mutter und gütigen Wohlthäterinn sind. Ihre Gränzen, ihre Richtung, ihre korrespondirenden Eigenschaften, die Vortheile, die beide der übrigen Erde gewähren, ihr Einfluß auf das Gleichgewicht derselben sind eine lange Stufenreihe von Gegenständen, die uns ohne Mühe zu einer genauern Untersuchung alles dessen, was merkwürdig an ihnen ist, führen, und uns allmählig an dieselbe gewöhnen werden. O besäßen wir hier den kraftvollen, zauberischen Pinsel der Natur, um diesen Kopien ihrer Gemählde das zarte Kolorit zu ertheilen, mit welchem sie das Original verschönert hat.

Peru, dessen Gränzen durch die großen Phänomene bestimmt werden, die seine einzelnen Provinzen von einander absondern, begreift unstreitig die ganze Länderstrekke unter der südlichen heißen Zone, die von Norden nach Süden, vom Aequator bis zum Wendekreise des Steinboks, und von Westen nach Osten, vom Rande des stillen Oceans bis zu den Wäldern und Einöden des Amazonenlandes, wo sich die östliche Gebirgkette der Kordilleras endigt, hinläuft. Es umfaßt also, nach Breitengraden berechnet, in seiner größten Ausdehnung zwischen Kap Palma an den Gränzen von Pasto und Morro Moreno an den Gränzen des Königreichs Chili einen Raum von 23 ½ Grad. Zum Throne des Lichts in der südlichen Hemisphäre ausersehen, nimmt es genau den ganzen Raum bis zu dem Punkte ein, nach welchem die Sonne von der Mitte der Erde, um sie durch ihre wohlthätige Kraft zu beleben, abweicht. Seine Breite, die zwischen den 297sten und 310ten Grad der Länge (den ersten Meridian über den Piko auf Teneriffa gezogen) fällt, ist bald mehr, bald minder beträchtlich, je nachdem die Küsten von den Kordilleras oder den Gebirgen mehr oder weniger entfernt sind. Von der Linie bis zum achten Grade liegen diese zwei Punkte ungefähr 120 Meilen aus einander, von da aber bis zum achtzehnten Grade wird ihre Entfernung immer unbeträchtlicher, und beträgt zulezt nur noch 70 Meilen. Wenn man nun zwischen dieser größten und geringsten die mittlere Breite annimmt, und zwanzig Meilen auf den

Grad rechnet: so giebt das Resultat Peru einen Flächenraum von 44,650 Quadratmeilen. *)

Diese ungeheure Fläche dient im Allgemeinen den großen Kordilleras oder dem Andesgebirge zur Basis. Dieses theilt sich unter dem Aequator in zwei majestätische Gebirgreihen, nämlich in die östliche und westliche, die bis an die Südküste einander größtentheils parallel laufen, und sich bis unter den Wendekreis des Steinboks hinstrekken. Die östliche Kette nimmt eine südöstliche Richtung, und endiget sich in den Ebenen; die westliche hingegen zieht sich in das Königreich Chili hinein. Die höchsten Punkte der einen sowol, wie der andern sind mit Schnee bedekt, der so alt ist, wie die Welt, und ihre Vulkane, die in den Regionen der grimmigsten Kälte unablässig Feuer speien, gewähren dem Philosophen, der sie betrachtet, ein schrekliches Schauspiel. **)

*) Die Gränzen, welche wir Peru beilegen, und die von den Aequinoktien, Solstitien und den Abwechselungen in dem Boden und Klima bestimmt werden, sind dieselben, welche von den Ynkas durch politische Demarkationen festgesetzt worden sind.

**) Um diesen Gegenstand so viel, als möglich, aufzuhellen, muß hier bemerkt werden, daß eigentlich der Theil von Südamerika, der zwischen dem Aequator und dem Wendekreise des Steinboks liegt, von Norden nach Süden durch drei Kordilleras oder Gebirgreihen zerschnitten wird. Die erste ist die Brasilische, die in der Gegend der Linie anfängt, bis zu den Sierras, oder dem gebirgigen Landstrich von Maldonado fortläuft, und sich im Platastrom verliert. Die zwei-

Wenn der Werth der Länder blos nach dem grö-ßern oder geringern Raume, welchen sie der Bevölke-rung und dem Akkerbaue darbieten, geschäzt werden müßte: so würden die königlichen Kordilleras den Werth von Peru beträchtlich vermindern; denn man würde finden, daß ihre Gipfel und Abhänge, weit ent-fernt, die Masse des urbaren Landes zu vermehren, im Gegentheil, mit ihrer Basis verglichen, erstaunlich we-nig Fläche darbieten. *) Dagegen aber sichern sie an-

te ist die östliche Peruanische, die von den mit Schnee bedek-ten Gebirgen von Santa Martha am nördlichen Meere aus-geht, durch den Wendekreis erwähntermaßen fortläuft, sich dann nach Südosten beugt, und sich in den Ebenen des gro-ßen Chako endigt. Die dritte ist die westliche Peruanische, die aus Nordamerika kömmt, durch die Erdenge von Panama streift, und die ganze Südküste bis Kap Horn zu einer dop-pelten macht. Zwischen dem nördlichen Meere und den ersten Kordilleras liegt Brasilien; zwischen der ersten und zweiten Gebirgreihe liegen die großen und hohen Ebenen des Amazo-nenlandes, und zwischen der zweiten und dritten Peru. Die alten Ynkas gaben einer jeden von denselben den Namen Ri-tisuyu, welches eine Schneekette bedeutet, und da die vier vornehmsten Punkte, die sie Tavantinsuyu nannten, ihren Namen von den unterjochten Nationen erhielten, die an den-selben wohnten: so gab die der Andis, östlich von Kuzko, ih-ren Namen sowol den Gebirgen, die aus den zweiten Kordil-leras in die Ebene hinüber laufen, als auch diesen Kordilleras selbst, von denen sie ausgehen. Wir behalten diese Unter-schiede noch bei, haben aber das Wort Andis in Andes ver-stümmelt, und denselben Namen auch den südlichen Kordille-ras gegeben.

*) Wir nehmen als ausgemacht an, daß es wegen der

dere Vortheile, die mit jenen nicht nur das Gleichgewicht halten, sondern dem flachen Lande auch selbst einen Vorzug geben. Denn die Architektur der Kordilleras scheint von der, welche die Natur in der Organisation der übrigen Erde der Bewunderung dargelegt hat, völlig verschieden zu seyn, oder vielmehr, sie ist ihr höchster Zweck, das vollendetste Produkt ihrer Kunst. In zwei Theile zerschnitten, enthält das Land auch zwei Welten, von denen die eine hoch, die andere niedrig liegt, und in welchen sich, wie schon erwähnt,

Trokkenheit und Dürre, die den Abhängen der südlichen Gebirge eigen ist, und wegen der ungesunden Luft auf den Gipfeln der Kordilleras unmöglich seyn würde, sie zu bevölkern und zu bebauen. Wir wagen es aber auch, zu behaupten, daß wenn sich selbst beides thun ließe, die Krümmungen, Abhänge und Vertiefungen in den Gebirgen dennoch um keine Handbreit mehr nuzbaren Boden darbieten würden, als man auf ihrer Grundfläche finden würde, wenn sie nicht existirten. So parador dieser Satz auch scheinen mag, so ist er doch unwidersprechlich wahr, weil alle Bäume, die auf der konvexen Oberfläche eines Bergs gepflanzt werden, perpendikulär gegen den Horizont aufstreben, und folglich ihre Wurzeln eben so viel korrespondirende, festhaltende Theile in horizontaler Richtung nöthig haben, als sie in perpendikulärer Richtung in das Innere des Bergs zu dringen suchen müssen. Hieraus folgt, daß wenn auf dem Berge ein Raum so groß, wie die Ebene, auf der er liegt, bepflanzt ist, auf den Unebenheiten, die er enthält, nichts mehr gepflanzt oder gesäet werden kann. Eben so leicht läßt es sich zeigen, daß ein gebirgiger Landstrich nicht mehr Häuser und Einwohner enthalten kann, als die Basis, die die Gebirge einnehmen, wenn man diese ebnete, enthalten würden.

alles, was Afrika von Asien und beide von Europa unterscheidet, vereiniget beisammen befindet.

Die Welt in der Höhe begreift den ganzen Landstrich, der zwischen den zwei erwähnten Bergketten in der Mitte liegt, deren Gipfel zehn, zwanzig, an manchen Orten auch funfzig Meilen von einander entfernt sind. Freilich begegnen und vereinigen sie sich an einigen Stellen, weil sich eine dritte Bergreihe, deren Richtung von Osten nach Westen geht, zwischen sie drängt. Dies ist z. B. mit der von Asuay und Moranda im Königreiche Quito der Fall. Obgleich der Boden derselben, der mit Gras und Sträuchern bedekt ist, eine unzähliche Menge Haiden und tiefe Bergschlünde enthält: so ist doch die Schilderung eines Philosophen, welcher Gelegenheit hatte, diese Kordilleras zu untersuchen, sehr genau. „Wenn man, sagt er, die rauhen und schreklichen Gebirge, von denen man die Aussicht nach der Südsee hat, hinansteigt: so kann man sich den Gedanken nicht denken, daß sich auf den Schultern derselben andere von gleicher Größe erheben, und daß sie alle dazu dienen, um in ihrem gemeinschaftlichen Schooße das glükliche Land zu hegen, worinn die Natur in einer ihrer besten Launen, oder vielmehr mit verschwenderischer Güte das Bild des irdischen Paradieses aufgestellt hat.“ *)

Die niedre Welt liegt, so daß sie von der Gebirgreihe oft durchschnitten wird, zwischen den westlichen

*) Bouguer, Figure de la Terre p. 31.

Kordilleras und dem Ocean, die von zehn, bis zu zwanzig Meilen von einander entfernt sind. Sie besteht aus einer Menge hangender Ebenen, die vom Aequator an bis nach Tumbes von dieser Gebirgreihe auslaufen, sich in unermeßliche Wälder endigen, und dann sich bis an den Rand des Oceans hinziehen, als wäre es ihre Absicht, seiner Herrschaft Gränzen zu sezzen. Diese Ebenen werden durch Thäler von einander getrennt, die an der Meeresküste anfangen, und sich in einer Breite von drei bis acht Meilen nach Osten hinziehen, im Norden und Süden aber durch eine Reihe von Bergen begränzt werden, die, wenn sie in die Sierra eintreten, an Höhe zunehmen, die westliche Gebirgkette theilen, hin und wieder die hinter dieser liegende Ebene durchkreuzen, die östlichen Kordilleras schneiden, und sich, fast eben so wie sie anhuben, in die Ebenen des Amazonenlandes endigen. *)

*) Aus der Beschreibung, welche wir geben, erhellt, daß das ganze Peru lediglich aus zwei Gebirgreihen besteht, die da, wo sich ihre Abhänge begegnen, die Sierra ausmachen, und von denen die eine auf der entgegengesetzten Seite die Andesgebirge, die andere aber gleichfalls auf der entgegengesetzten Seite die Küste bildet. Wenn man Peru nach der Höhe der Gebirggipfel eintheilt, nach welcher es den Bestimmungen des Ulloa zufolge in eine höhere und in eine niedere Welt zerfällt: so hat man dabei blos die Gebirge desselben vor Augen. Wenn aber der Grund der Eintheilung von der Beschaffenheit des Bodens und des Klima's hergenommen wird, so sollte Peru in drei Theile getheilt werden, so wie es auch Pater Akosta in seiner Naturgeschichte S. 173. gethan

Aus dieser Beschreibung erhellt, daß die wirkliche Richtung der Peruanischen Alpen keineswegs, wie man behauptet hat, von Norden nach Süden geht, und daß die, welche daraus einen Grund haben herleiten wollen, um die Systeme des Kopernikus und des Newton auf einmal über den Haufen zu werfen, es an hinreichender Aufmerksamkeit haben fehlen lassen. Aus einer unendlichen Reihe von hohen Gebirgen bestehend, die zwischen der Südsee und dem Amazonenlande von Westen nach Osten, oder in umgekehrter Richtung von Osten nach Westen laufen, und in der Mitte dieses Laufs eine bewundernswürdige Höhe erreichen, vereinigen sie sich in derselben, und dem Auge kömmt es vor, als nähmen sie noch eine dritte Richtung. *) Die herrlichen Gegenden, von welchen wir

hat. Diese Theile sind: die Andesgebirge, die Sierra und die Küste oder die Ebenen. Der Charakter der ersten ist beständiger Regen, durchaus gebirgige Beschaffenheit, warme Temperatur der Luft, der der zweiten regelmäßig abwechselnde Jahreszeiten, Lufterscheinungen, der der dritten Trokkenheit und ein ewiger Frühling.

*) Wenn die Hypothese wahr ist, daß sich die Erde bewege, und daß allgemeine Gravitationsgesezze Statt finden: so sollte die Fliehkraft, die unter dem Aequator stärker ist, als an andern Orten, dem Andesgebirge bei seinem Entstehen eine Richtung von Westen nach Osten gegeben haben, so wie es der Fall mit dem Mondgebirge in Afrika ist. Liefen sie nun wirklich von Norden nach Süden, so würde die Hypothese über den Haufen geworfen seyn. Allein neuere Beobachtungen lehren das Gegentheil. Nachdem die Richtungen

hier die Umrisse verzeichnen, würden durch die unvollkommenen Schilderungen unserer Feder verdunkelt werden, wären sie nicht durch einen der geistreichsten Dichter des Jahrhunderts gefeiert worden, einem Dichrer, dem dieses Geschäft vor allen andern vorbehalten zu seyn schien.

Felices nimium populi, queis prodiga tellus
Fundit opes ad vota suas, queis contigit aestas
Aemula veris, hyems sine frigore, nubibus aer
Usque carens, nulloque solum foecundius imbre. *)

dieser Gebirge mit der genauesten Aufmerksamkeit untersucht worden sind: so hat man gefunden, daß weder die einzelnen Bergketten genau von Westen nach Osten laufen, noch daß sie da, wo sie sich vereinigen, in gerader Richtung von Norden nach Süden fortgehen. Vereinigt streichen diese Gebirge nach Südost, und die einzelnen Gebirgketten weichen eben so sehr ab, die westlichen von West nach Südwest, und die östlichen von Ost nach Nordost. Die Ursache hiervon ist, weil Südamerika den Aequator nicht in gerader Richtung durchschneidet; denn wenn man mitten durch dasselbe seiner Länge nach eine Linie zöge: so würde sie mit dem Aequator anstatt eines Winkels von 90 Grad nur einen von sechszig bilden. Um unsere Kordilleras in eine ganz gerade Richtung zu dem Aequator als Tangenten zu bringen, müßte ein solcher Komet, wie sich ihn Whiston träumte, auf das feste Land bei Kap Horn niederfallen, und dieses dreißig Grad weiter nach Westen rükken.

*) Vanier Praed. S. 117. Der Sinn dieser Verse ist

Einige Philosophen haben es unternommen, der Natur einen ihrer Unermeßlichkeit würdigen Tempel zu errichten, einen Tempel, in welchem ihre Produkte niedergelegt, und die Skelette aller organisirten Wesen gesammelt werden sollten, damit der Tod, der über diesem weiten Grabe voller Leichname schwebte, der Kunst Leben und Gedeihen gäbe. Peru ist dieser erhabene Tempel, in welchem sie, ohne die ohnmächtigen Verzierungen des Meißels oder des Pinsels, ohne ihre mit Empfindung begabten Geschöpfe in traurigem Todtengepränge neben einander gestellt zu sehen, sich in ewig lebendiger Kraft und in allem ihrem Glanze zeigt. Die höhern Gegenden sind der Haupttheil desselben; seine Flur, die an Höhe den Olymp, den Pindus, den Imaus und die Pyrenäen übertrifft, ist die Basis einer prächtigen Façade, die nach Norden sieht, und von der Mittagslinie gekränzt wird. Das Gebäude, das unter dem Wendekreise des Steinboks zu Ende läuft, trägt im Süden einen nicht minder schönen Bogen. Der Korazon, Iligniza, Chimborazo, Kollanes, Vilkanota, Illimani, Kondoroma und Takora sind die Säulen, welche den Tempel stüzzen. Antisana, Kotopaxi, Tunguragua, Pichincha, Ambato, Quinistakak und Cheke-

folgender: „Glükliche Völker, denen die verschwenderische Erde von ihren Gütern, so viel sie wünschen, verleiht, deren Sommer ein Frühling, deren Winter ohne Kälte ist, die ein ewig unumwölkter Himmel umgiebt, und deren Boden ohne Regen der fruchtbarste ist.

Putina sind unverlöschliche Lampen, welche, mit dikken Dämpfen bedekt, ewig zur Verehrung der Gottheit leuchten.

Die zur Seite liegenden Theile, die nicht nach den kleinlichen Begriffen des Menschen, sondern nach den unendlich weisen Planen des Schöpfers geordnet sind, bestimmen die Richtung der Thäler, die in denselben liegen, und eröffnen im Osten und Westen prächtige Eingänge, dort in die weitläuftigen und fruchtbaren Ebenen des Amazonenlandes, hier in die romantischen Gegenden, die sich auf der Küste und längs des Oceans ausbreiten. Jeder dieser Theile besizt seine ihm eigenthümlichen Produkte aus allen drei Naturreichen. Die Ebenen sowol als die großen Pfeiler des Mittelpunkts haben einen Reichthum an Mineralien, unter denen der Diamant, in das feinste Gold eingefaßt, mit dem gewohnten Glanze funkelt. Dieser Bezirk ist der Sitz von Meteoren, und während in dem einen Striche der Blitz, in unerreichter Schnelligkeit die Luft durchzukkend, das Krachen des Donners ankündiget, glänzt Aurora, mit Erröthen hervortretend, in den rubig dahinschwebenden Wolken. Die Thäler sind mit den Schäzzen des Thier- und Pflanzenreiches angefüllt. Auf der Ostseite sind die duftenden Wälder mit wilden Thieren, Schlangen, Insekten und einem Heere von Amphibien bevölkert. Im Westen hingegen weidet das furchtsame Heerdenvieh unter dem Schatten der Ceder und des Plantanenbaums zwischen aromatischen Kräutern und Wohlgerüche duftenden Blumen. In den

Baien gleiten Seeungeheuer über die Oberfläche der Tiefe.

Die Trümmer, welche diese herrlichen Gegenden umgeben, deuten auf das verborgene elektrische Feuer, auf die Richtungen, die es unter der Erde genommen hat, auf die Punkte, wo es bei seinen Ausbrüchen den größten Widerstand findet. Der Zuschauer fühlt sich bei dem Anblick der Verheerungen, die es angerichtet hat, geneigt, zu bemerken, die Natur habe, unzufrieden mit dem Tempel, den sie sich selbst mit so großer Sorgfalt errichtet habe, diesen auf unermeßliche Feuermassen gestellt, um von denselben verschlungen zu werden. Er könnte glauben, der Französische Naturforscher Büffon habe Peru in Gedanken gehabt, als er behauptete, „die Erde sei ein in Verwirrung liegendes Chaos, das dem Auge nichts weiter als einen Haufen Ruinen und eine zertrümmerte Welt zeige." Doch nein! laßt uns die Natur nicht beleidigen! Mitten unter ihren Zerstörungen bleibt sie weise, groß und herrlich. Ohne diese würden ihre Werke nicht vollkommen, und unsere Spekulationen würden leer und unfruchtbar seyn.

Bisher haben wir den Tempel, den sich die Natur in zwei Welten errichtet hat, so weit gezeichnet, als ihn unsere Hände betasten, unsere Blikke überschauen können. Die Kapitäler ihrer stolzen Säulen, die sich in den Regionen der Wolken verlieren, vermag unser Pinsel nicht darzustellen. Man kann sagen, daß der Ruhm auf denselben den Thron der Natur erbaut, und ihn auf ein krystallenes Fußgestell gesezt hat, in dessen Aetherumgebungen die sich in allen Richtungen brechen-

den Lichtstrahlen die Brunnen und Gärten Elysiums darstellen, um sie durch das Prisma sehen zu lassen. Hier herrscht sie, die Allmächtige, über das Weltall; hier sieht sie ruhig das Tosen der Stürme zu ihren Füßen, welche die Sterblichen schrekken; hier dringt ihr Blick bis zu den unerschöpflichen Quellen, welche die wasserreichen Ströme bilden, die sich in den Ocean ergießen, *) und den unermüdeten Europäer in den Stand sezzen, das Land mit allen Produkten der Erde zu versorgen, welches seinem Handel Leben giebt, seine Künste und Wissenschaften liebt, seine Truppen und Flotten gefürchtet macht, und ihm in der Wagschale der Macht ein entschiedenes Uebergewicht giebt.

Der Ikarus unseres Jahrhunderts, Herr Charles, erhob sich von den Ufern der Seine, und stieg unter dem Beifalljauchzen einer unermeßlichen Menge Zuschauer in die Luft. Als Paris schon seinem Blikke entschwunden, als die Alpen und Pyrenäen gewissermaßen vernichtet waren, und Europa nur noch als ein dunkler Nebelfleck erschien: so glaubte unser Luftschiffer, er sei über den Scheitelpunkt der Erde hin-

*) Es ist gewiß, daß kein Theil der Erde dem Ocean so viel Wasser liefert, als das Andesgebirge. La Kondamine hat in seiner Reise richtig bemerkt, daß die Flüsse, welche das Amazonenland durchschneiden, mit weit mehr Recht Seen von frischem Wasser heißen. Der berühmte Indus Asiens, der Nil Afrika's und die Donau Europa's lassen sich kaum mit einem Ukayali, Beni und andern Flüssen, die sich in den ungeheuren Maranon ergießen, in Vergleichung bringen.

aus, und schwebe in der Nähe des Mondes. Anmaßender Thor! in diesen Höhen hattest du dich noch immer nicht über die höheren Theile von Peru emporgeschwungen! *) In der Höhe, in welcher deiner Meinung nach keine Menschen leben können, haben die Bewohner dieses reizenden Winkels der Erde Gärten und weitläuftige Ebenen, die mit denen von Versailles an Schönheit wetteifern. **) Du hast die größte Höhe, die für Menschen erreichbar ist, noch nicht erstiegen. Wer sich die Mühe nicht verdrießen läßt, in die erhabenen Gegenden von Peru hinaufzuklimmen, der genießt unter einer Menge anderer Belohnungen auch Naturschauspiele von so auffallender und prächtiger Art, daß er gern bekennen wird, nichts gleiche an Majestät dieser Gegend, die in so vieler Rücksicht einzig auf der Erde ist. ***)

*) Charles erhob sich 1368 Toisen über die Ebene von Paris. Die Ebene von Quito ist 1500 bis 1600, und der Grund, auf welchem die Stadt Huankavelika erbaut ist, 1949 Toisen über die Küsten des stillen Oceans erhaben; folglich erreichten die Herren Charles und Robert die Höhe noch nicht, in welcher die Sierra liegt.

**) Bouguer, welcher annimmt, daß die fruchtbaren Ebenen von Quito, Riobamba u. a., wie bereits erwähnt, 1500 bis 1600 Toisen über die Meeresfläche erhaben sind, giebt von ihnen folgende Beschreibung: „Ich glaubte Frankreich und seine grünenden Ebenen in dem Zustande zu sehen, in welchem sie sich während des Frühjahrs befinden."

***) Die Akademiker, welche Peru besuchten, um einen Längengrad unter dem Aequator zu messen, schildern mit

Wenn man aus diesen glänzenden Pinselstrichen die Vorliebe der Natur für Peru erkennt: so läßt sich der

Ausdrükken der höchsten Bewunderung das außerordentliche Phänomen, welches man auf unsern Kordilleras bei Sonnenaufgang bemerkt, und das sie zum erstenmal in den wilden Haiden von Pambamarka erblikten. „Mit Tagesanbruch, sagt Ulloa, war das ganze Gebirg in dichte Wolken eingehüllt, die die aufgehende Sonne zerstreute, so daß von ihnen nur so außerordentlich feine Dünste übrig blieben, daß sie das Auge nicht bemerken konnte. Der Seite, wo die Sonne auf den erwähnten Gebirgen aufging, gegenüber, in einer Entfernung von sechszig Ellen von dem Plazze, auf welchem wir standen, erblikte ein jeder sein eigenes Bild, wie in einem Spiegel, indem drei koncentrische Regenbogen so um seinen Kopf zusammenliefen, daß die lezten oder äußersten Farben des einen mit den ersten des folgenden verschmolzen. Ganz getrennt von diesen und in beträchtlicher Entfernung sah man einen vierten, ganz weißen Bogen. Sie hatten alle gegen den Horizont eine perpendikulâre Richtung, und wenn einer von uns sich auf die eine oder die andere Seite bewegte: so begleitete ihn das Phänomen, ohne daß in der Ordnung und Stellung seiner Theile eine Veränderung vorgegangen wäre. Das sonderbarste aber war, daß, ob wir gleich unser sechs bis sieben waren, die dicht beisammen standen; doch ein jeder das Phänomen nur in Beziehung auf sich selbst, aber nicht, in so fern auch die andern darinn erschienen, sah." — „Dies ist, fügt Bouguer hinzu, eine Art Apotheose, bei welcher ein jeder der Zuschauer, wenn er seinen Kopf mit einer Glorie umgeben sieht, die aus drei oder vier koncentrischen, einem Regenbogen ähnlichen Kronen von sehr lebhaften Farben besteht, ruhig in dem wonnevollen Gedanken schwelgt, daß die glänzende Guirlande, die er an andern nicht bemerkt, blos für ihn bestimmt sey." Da in demselben Augenblikke, in

Einfluß, welchen dieses Land auf das Gleichgewicht der Erde besizt, mit nicht weniger Deutlichkeit zeigen. Es ist aus astronomischen Beobachtungen und physikalischen Erörterungen erwiesen, daß die Erde nicht im Mittelpunkte des Universums ruht, sondern sich von Westen nach Osten um ihre Axe dreht, und in einer zweiten Umwälzung alle Zeichen des Thierkreises durchläuft. Die erste Bewegung veranlaßt Tag und Nacht, die zweite bringt uns Sommer und Winter. Diese erstaunenswürdigen Veränderungen, die lediglich von den Umwälzungen der Erde herrühren, würden nicht Statt finden können, wenn nicht ein vollkommenes Gleichgewicht zwischen den Theilen der leztern herrschte, wenn nicht die südliche Halbkugel der nördlichen das Gegengewicht hielte. Da nämlich das Ganze nothwendig unter denselben Gesezzen stehen muß, denen die einzelnen Theile gehorchen: so würde in demselben Augenblikke, da der Nordpol an Schwere den Südpol überträfe, eine schrekliche Unordnung auf der Erde einreißen; alles Wasser würde sich mit Heftigkeit nach Grönland, Nova Zembla, Rußland und Norwegen stürzen, und da es nun diese Länder sowol, als die der Eskimo's überschwemmen würde: so würden die Menge von Seen und Moräften, und die unermeßlichen Sammlungen

welchem die Sonne diese Regenbogen in den Dünsten, die auf dem Gipfel der Gebirge schweben, bildet, die Strahlen derselben sich an dem ewigen Schnee, der sie umgiebt, brechen: so glaubt sich der Zuschauer auf dem Berge Tabor, dessen die Schrift erwähnt, zu befinden.

von Schnee, welche daraus entstehen würden, die Anwendung des Ovidischen: omnia pontus erant mehr, als je rechtfertigen. Wie groß würde unser Erstaunen seyn, wenn wir die Schneevorgebirge, die sich um Kap Horn angesezt haben, plözlich an den Küsten der heißen Zone vorbeischwimmen sähen!

Daß ein solches Gleichgewicht der beiden Pole wirklich Statt finden müsse, leidet keinen Zweifel. Wer hingegen die Geschichte der Entdekkungen kennt, der weiß, daß dieser Grundsatz in der südlichen Hemisphäre nicht durch Thatsachen bestätiget worden ist. Sie ist größtentheils vom Ocean bedekt, und man findet in ihr nicht den dritten Theil des Landes, welches die nördliche Hemisphäre einnimmt. Da nun die Schwere der Erde im Durchschnitt sich zu der des Wassers wie zwei zu eins verhält: so scheint es, daß es jenem erstern Theile der Erde an hinreichender Masse fehlt, um ein Gleichgewicht mit dem leztern, ihm entgegengesezten zu bewerkstelligen.

Philosophen, welche diese Schwierigkeit auf keine andere Weise zu heben wußten, geriethen auf den Gedanken, daß unter dem südlichen Polarkreise unbekannte Länder liegen müßten, und bemühten sich, ihre Hypotheſen durch die von Hawkins, Brovers, de la Roche u. a. gemachten Entdekkungen zu beweisen. Mit welchem Enthusiasmus schildert diese nicht Maupertuis! Und welche Vortheile verspricht er nicht dem nordischen Helden, dem je die Eroberung derselben gelingt! Man kann diesen Philosophen mit dem Abderiten Anaxarch vergleichen, dessen Träume Alexanders

Ehrgeiz rege machten, und ihn zu Thränen zwangen. Der Verfasser der Abhandlung, die sich vor Bougainville's Reise nach den Malouinen befindet, schäzt den Flächenraum dieses außerordentlichen Kontinents, von welchem die Rede ist, auf zehn Millionen Quadratmeilen, ein Umfang, der um eine Million Quadratmeilen grösser ist, als der Raum, den alle bisher bekannten Länder zusammen einnehmen. Als der unsterbliche Cook sich ihm so weit genähert hatte, daß er wegen seiner Existenz zur Gewißheit gelangen konnte: so verschwand es, wie ein Phantom. Was die unermeßlichen und fruchtbaren Ebenen von Neu-Seeland betrifft: so wird man sich immer mehr überzeugen, daß sie nichts weiter, als einige kleine, unfreundliche Inseln sind.

Wenn wir die wirklich vorhandenen Vortheile, von denen wir umgeben sind, nicht außer Acht lassen: so haben wir nicht nöthig, zu wagen oder zu chimärischen Ideen unsere Zuflucht zu nehmen. Die enormen Bergmassen Peru's sind es, die durch ihre Schwerkraft das Gleichgewicht der Erde bestimmen. Sie sind, mit den nördlichen Gebirgen verglichen, höher, als der stolze Thurm im Vergleich mit der niedern Hütte, und bestehen von ihrer Basis bis zu ihrem Gipfel aus metallischen Substanzen. *) Warum sollten sie also nicht

*) Der berühmte Bouguer glaubt, die Dichtigkeit der Kordilleras stehe wegen der durch die Vulkane veranlaßten Aushöhlungen mit ihrer Höhe in keinem Verhältniß. Diese sind jedoch im Vergleich mit den Gebirgen, die ihre dichte

gegen die ungemein große Menge von Ländern, die am nördlichen Pole liegen, ein hinreichendes Gegengewicht abgeben? Wenn der Chimborazo allein fähig gewesen ist, seine Kraft mit der der ganzen Erde zu messen, wenn er eine um sieben und eine halbe Sekunde stärkere Abweichung der Pendul verursacht hat, als sie in den Gegenden erfährt, wo das Streben der Erde nach ihrem Mittelpunkte am größten ist, und also auch auf ihren Gang den meisten Einfluß haben muß, mit wie viel größerem Recht darf man einer mit dem Chimborazo vereinigten ganzen Welt von analogen Gebirgen ein Gleichgewicht, nicht mit der ganzen Erde, auch nicht einmal mit allen nördlichen Ländern, sondern nur mit der Summe von Land, an welcher der Nordpol den Südpol übertrifft, zutrauen?

Am Ende verlangt nun einmal die Philosophie das Gleichgewicht der Erde; die Schifffahrt läugnet die Existenz

Masse auf den ersten Blick ankündigen, und durchaus mit metallischen Theilen versezt sind, sehr unbedeutend. Im Jahre 1661 wurde vom Blitz ein Felsenstück von dem berühmten Illimani, einem der höchsten Berge, losgerissen, und man schied eine solche Menge Gold aus demselben, daß die Unze zu la Paz für acht Piaster, (d. i. 10 Rthlr. 6 gl.) verkauft wurde, welches gerade die Hälfte von dem damals in Peru gewöhnlichen Goldpreise war. Obgleich dieser Berg viel höher ist, als die Kordilleras im Allgemeinen, und folglich kein regelmäßiger Hüttenbau getrieben werden kann: so gewinnt man doch noch immer eine Quantität Gold aus demselben. Man könnte noch viele andere Berge anführen, deren Silberadern bis in die höhern Gegenden streichen, wo sie der Schnee bedeckt.

eines Kontinents, das über das Kap Horn hinaus läge, und der Ocean kann diesen Mangel nicht ersezzen. Die Peruanischen Gebirge sind die größten und höchsten auf der ganzen Erde, und die Massen, aus denen sie bestehen, sind die dichtesten und schwersten. Peru ist es also, welches das Gleichgewicht der Erde bewirkt und behauptet; in Peru hat die verschwenderische Hand der Natur alle Produkte aufgehäuft, die sie den weitläuftigen Länderstrekken auf der andern Seite des Aequators einzeln zugetheilt hat; in Peru hat sie durch die Vereinigung zweier Welten sich einen, ihrer Unermeßlichkeit würdigen, Tempel erbaut, und dadurch dem Untergang vorgebeugt, den manches mächtige Reich, den manche kriegerische Nation, den das ganze Europa, der Schauplatz menschlicher Größe und Weisheit, in den Umwälzungen der Erde unvermeidlich finden würde.

---

Folgende Fragen, die die Naturphänomene in gewissen Distrikten von Peru betreffen, wurden von einem einsichtsvollen Freunde des Herausgebers einem gelehrten Peruaner, der in der Hauptstadt Englands lebte, vorgelegt. Die Beantwortungen, welche man auf sie folgen lassen wird, können die Natur eines Landes in mancher Rükficht noch mehr aufhellen, das sich von der übrigen Erde auf eine so ausgezeichnete Weise unterscheidet, und das noch ganz neuerlich die Aufmerksamkeit der Philosophen in einem so ungewöhnlichen Grade erregt hat.

1) Regnet es niemals in den Theilen von Peru, in welchen man dieses Naturereigniß gewöhnlich nicht bemerkt?

2) Werden diese Theile alle auf gleiche Weise im Osten durch Gebirge begränzt?

3) Wie hoch sind diese Gebirge im Allgemeinen?

4) Ist es wahr, daß sich eine Schicht Wolken, die vom Atlantischen Ocean herziehen, regelmäßig in einer bestimmten Höhe auf der Ostseite dieser Gebirge sezt, und von ihnen aufgehalten wird?

5) Liegen diese Wolken höher, als die Schluften sind, die sich zwischen den einzelnen Gebirgen befinden? und, wenn dieses ist, drängen sie sich nie durch diese Schluften hindurch, so daß partielle Regenschauer durch sie veranlaßt werden?

6) Weht nie ein Wind von dem stillen Ocean her in die Distrikte, in welchen es nicht regnet?

7) Wenn dies der Fall ist, bringt er nicht auch Wolken mit sich aus diesem Oceane? und was wird aus diesen Wolken?

8) Man behauptet, daß der in der Nacht fallende Thau die Vegetation in diesen Distrikten erhält. Weiß man schon gewiß, woher dieser Thau kömmt? Ist er blos das Resultat der Ausdünstungen, die während der Tageshizze aus dem Boden aufsteigen? Oder hat er nicht vielmehr, wenigstens zum Theil seinen Grund in den Ausdünstungen der umliegenden Seen?

9) Wenn er aus den Ausdünstungen des Bodens entsteht — woher erhält da dieser Boden seine Feuchtigkeit?

10) Sind Quellen in diesen Distrikten vorhanden? Sind sie zahlreich? Geben sie regelmäßig zu jeder Zeit Wasser? Wo entspringen sie?

11) Sind Bäche vorhanden? Wo entspringen diese?

12) Wie weit erstrekken sich die Gegenden, in denen es nicht regnet, in die Länge und in die Breite?

13) Zu welchen Phänomenen giebt dieser Mangel an Regen Anlaß?

14) Ist in diesen Gegenden der Himmel stets unumwölkt? Sieht man Regenbogen in denselben? Bemerkt man solche Meteore, wie Sternschnuppen, Donner und Blitz sind? Und wenn diese Phänomene existiren sollten, sieht man sie im Zenith, oder nur in der Nähe der Gebirge?

15) Sollte die dreizehnte Frage in ihrem vollen Sinne unstatthaft seyn: so darf man doch — da dieses einem Europäer zu Gute gehalten werden muß, der an Phänomene gewöhnt ist, wie sie in einem Klima, in welchem es regnet, Statt haben müssen — weiter fragen: ob es dagegen Naturerscheinungen giebt, welche diesem Klima ganz allein eigen sind, und die man a priori sich nicht zu denken vermag?

## Antworten auf obige, die verschiedenen Phänomene, die man in Peru bemerkt, betreffende Fragen.

Obgleich die Person, an welche diese Fragen gerichtet sind, nie in den niedern Gegenden von Peru, in denen es nie regnet, gewesen ist: so sezzen sie doch die Aufklärungen, die sie von verschiedenen Individuen, welche sich lange in denselben aufgehalten haben, in den Stand, auf mehrere eine befriedigende Antwort zu geben. Sie thut dieses mit desto größerem Vergnügen, da sie überzeugt ist, daß Untersuchungen dieser Art die Naturkenntnisse erweitern, und das Beste der Menschheit befördern müssen.

1) Man erinnert sich nicht, daß es in Nieder-Peru, d. i. auf der ganzen Westküste von Südamerika, die an der westlichen Kette des Andesgebirgs liegt, gewöhnlich das Thal Tumbes genannt wird, und das Land zwischen dem fünften und funfzehnten Grade südlicher Breite begreift, je geregnet habe.

2) Dieser ganze Landstrich ist durch das Andesgebirge für immer vor den Ostwinden geschüzt.

3) Nach einer mittlern Angabe wird angenommen, daß dieses Gebirge 15,000 Fuß über die Meeresfläche erhaben sei. Es giebt indessen einzelne Bergspizzen, die über die übrigen emporragen, und ohne Widerrede eine Höhe von 20,000 Fuß haben.

4) Die Gipfel dieses Gebirgs sind gewöhnlich mit Wolken bedekt, die nördlichen Theile desselben in den

Monaten Januar, Februar und März ausgenommen; denn da während dieser Monate die Berggipfel mit Schnee bedekt sind: so verschwinden Nebel und Wolken gewöhnlich ganz. Die Wolken, welche in den übrigen Theilen des Jahres auf denselben ruhen, werden, wie man glaubt, durch die Ostwinde vom Atlantischen Ocean herbeigetrieben.

5) Die Wolken, die man auf den Kordilleras bemerkt, steigen nie über die, in der vorigen Antwort erwähnten, mit Eis belegten Gipfel. In der Regel bleiben und halten sie sich tief unter denselben, und lösen sich an der Stelle, an der sie sich befinden, in Regen und Dünste auf, die häufig von Blitz und schrecklichem Donner begleitet sind.

6) Die Winde, welche unausgesezt in den Gegenden, in denen es nicht regnet, wehen, sind Südwinde, deren Strich mit der Richtung der Gebirge parallel ist.

7) Diese Südwinde führen stets Nebel herbei, die in den Gegenden, in denen es nicht regnet, als Thau niederfallen.

8) Die Antwort auf diese Frage findet man schon in der vorigen. Da der Boden in diesen Gegenden beständig trokken ist: so sind die Dünste, welche zuweilen aus demselben emporsteigen, zu unbeträchtlich, als daß sie auf die Vegetation einen großen Einfluß äußern könnten. Hieraus folgt, daß der Thau, von welchem man weiß, daß er so reichlich fällt, von den Ausdünstungen der Südsee herrührt. Demungeachtet fällt dieser Thau nicht in so beträchtlicher Menge, als man in Europa glaubt. Nur in solchen Thälern ist die

Vegetation üppig, und der Landbau belohnend, die ein Bach oder der Arm eines Flusses bewässert.

9) Diese Frage ist schon in der vorigen Nummer beantwortet.

10) und 11) Es giebt eine Menge Bäche und kleine Flüsse, die man Quebradas nennt, welche auf den Gebirgen, die in den östlichen Theilen von Peru liegen, entspringen.

12) Man glaubt, daß der Distrikt, in welchem es nie regnet, zehn Breitengrade, jeden zu zwanzig Seemeilen gerechnet, einnehme. Die Breite dieses Distrikts kann im Durchschnitt zu funfzehn Seemeilen angenommen werden.

13) Das Phänomen, welches der Mangel an Regen in Nieder-Peru veranlaßt, besteht in einer mit ewigem Nebel angefüllten Atmosphäre. Dieser löst sich in Thau auf, ohne je, wie es in Ländern, in denen es regnet, der Fall ist, die Meteore des Donners und Blizzes u. s. w. hervorzubringen.

14) Ich weiß nicht, ob in den Distrikten, von welchen die Rede ist, Regenbogen gesehen werden. Da ich in diesem Theile des Landes nie gewesen bin: so ist es mir auch nicht möglich, auf verschiedene andere Punkte eine Antwort zu geben. Was ich gewußt habe, ist von mir gesagt worden.

15) Es ist mir nicht bekannt, daß, außer denen, die in dem Vorhergehenden geschildert worden sind, Peru irgend eine andere Naturerscheinung eigenthümlich angehörte.

---

# Zweiter Abschnitt.

## Naturgeschichte.

### I.

### Botanik.

Historische Skizze des gegenwärtigen Zustandes der Botanik in Peru.

In Peru wurde die Botanik als Wissenschaft bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts gewissermaßen vernachlässigt. Die Urbewohner, die sich mit Akkerbau und empirischer Heilkunde abgaben, suchten die Eigenschaften vieler Pflanzen zu erforschen. Die erworbenen Kenntnisse, die vom Vater auf den Sohn gebracht wurden, machten sie zugleich mit der Neigung, die sie zu diesem Studium hatten, und dem Nuzzen, welchen es ihnen verschaffte, zu vortrefflichen Botanikern. *)

*) Hierinn stimmen alle Geschichtschreiber überein. Selbst noch lange nach der Eroberung standen die Indianer wegen

Allein die Revolutionen, welche auf die Eroberung des Landes folgten, und das geheimnißvolle, zurükhaltende

ihrer botanischen Kenntnisse in einem höhern Rufe, als die Spanischen Aerzte. Zum Beweise dient das Urtheil, das in der auf der Königlichen St. Markus-Universität zu Lima 1637 gehaltenen Versammlung gefällt wurde, als man die Frage erörterte, ob es zwekmäßig sei, zwei Professuren der Medicin auf derselben zu gründen. Bei dieser Gelegenheit bemerkte Doktor Alonzo de Huerta, außerordentlicher Professor der Quechuasprache, folgendes: „sie sind unnöthig, weil es in diesem Reiche eine Menge Kräuter giebt, welche Heilkräfte gegen viele Krankheiten und äußere Beschädigungen besizzen, und von den Indianern besser gekannt werden, als von den Aerzten. Ohne die Hülfe der leztern nöthig zu haben, heilen sie sich mit denselben, und die Erfahrung lehrt, daß viele Personen, die von der Fakultät schon aufgegeben waren, nach Cerkado und Surko (Indianische Dörfer, von denen das eine nahe bei Lima, das andere nicht weit davon liegt) gehen, um sich von Indianern oder Indianerinnen heilen zu lassen, und so die Gesundheit wieder erlangen, die ihnen ihre Aerzte nicht geben konnten." Die Fortschritte, welche die Indianer in der Kenntniß medicinischer Kräuter gemacht hatten, mußten großentheils der Aussicht beigeschrieben werden, die diejenigen, welche sie besaßen, hatten, Aerzte der Ynkas zu werden, und zu Ehren zu gelangen. Diese Auszeichnung erlaubte ihnen alsdann nicht, sich durch Kuren unter dem gemeinen Volke zu entwürdigen. Auch das Gesetz, welches verordnete, daß keiner müssig gehen, sondern daß alle, die nicht zum Akkerbau und zum Kriege tauglich wären, sich mit Kenntniß der Kräuter abgeben sollten, um Kranken beizustehen, war für dieses Studium günstig. Wir müssen demnach die Indianer als die Väter und Stifter der Peruanischen Botanik betrachten.

und mißtrauische Wesen dieser Indianer *) haben uns vieler Vortheile beraubt, die uns unter andern Umständen unstreitig aus ihrer langen Erfahrung zugeflossen seyn würden. Wir unserer Seits haben uns keine Mühe gegeben, uns wieder in den Besitz dieser Vortheile zu sezzen, und uns mit den Uiberbleibseln begnügt, die uns Tradition und Geschichte aufbehalten haben. **) Man kann wohl sagen, daß uns der größ-

*) Die Hartnäkkigkeit, mit welcher die Indianer sich bemüheten, ihre Kenntnisse vor den Europäern geheim zu halten, kann man aus einer Urkunde des Pedro de Osma, datirt Lima vom Jahre 1568, kennen lernen. In diesem Papier berichtet er, er habe mit einigen Freunden eine Reise unternommen, in der Absicht, den Theil zu entdekken, in welchem in der Vigogneziege der Bezoarstein erzeugt würde. Allein die Indianer hätten sich nicht nur geweigert, die verschiedenen Fragen, die ihnen über diesen Gegenstand vorgelegt worden wären, zu beantworten, sondern sie hätten auch die Bereitungsart des Giftes, den sie bei sich geführt hätten, um keinen Preis entdekken wollen. Da ihm aber diese Geheimnisse dennoch von einem jungen, zehn bis zwölf Jahre alten Indianer mitgetheilt worden wären: so hätten ihm seine Landsleute den Kopf abschneiden wollen. Diesen Knaben nahm Osma in seinen Schutz, da er aber späterhin die nöthigen Maßregeln zu seiner Sicherheit vernachlässigte: so fiel er in die Hände der Indianer, von denen er aufgeopfert wurde.

**) Cieza, Gomara und Zarate waren die früheſten Geschichtschreiber, die es versuchten, von den eßbaren und medicinischen Gewächsen in Peru einige Notizen zu geben. Garcilaso, Don Antonio Pinelo und Calancha folgten ihnen, und gaben genauere und weitläuftigere Nachrichten von denselben. Mit den Geschichtschreibern können wir auch die Dichter ver-

te Theil der Länder, welche wir bewohnen, eben so unbekannt geblieben ist, als Persien und China.

Europa, die Beherrscherinn der Nationen, von denen die übrige Erde bevölkert ist, hat diese Gegenden nicht vernachlässiget, sondern seine Naturforscher hierher geschikt, um sie zu untersuchen. Allein die Reisenden, welche vor dem Jahre 1770 Peru in dieser Absicht durchwanderten, erweiterten die Wissenschaft nur wenig. Die ältern waren aus Mangel an einer guten Methode, ihre Sammlungen zu ordnen, genöthigt, dieselben sehr einzuschränken. *) Obgleich ihre Nachfolger alle

binden. Unter den unsrigen ist der einzige, der diesen Gegenstand behandelt hat, Don Petro de Peralta in seinem Werke: Lima fundata.

*) Unter diesen Reisenden ist der Zeit nach der erste der vorhin erwähnte Don Petro de Osma, seines Gewerbes ein Soldat, der Peru kurze Zeit nach seiner Eroberung besuchte. Er gab von einigen Pflanzen so gute Beschreibungen, daß man deutlich sah, daß es ihm nicht an Talent fehlte. Der zweite ist der Pater Joseph de Akosta, dessen Naturgeschichte ihm den Namen des Spanischen Plinius erworben hat. Er kam nach Peru im Jahre 1572, d. i. vierzig Jahre nach dem Tode des Atahualipa, der, als das wichtigste Ereigniß, die Epoche der Eroberung bestimmt. Der dritte ist der Doktor Matthias de Porres, Hausarzt des damaligen Vicekönigs von Peru um das Jahr 1615. Er schrieb ein Werk über die Früchte und Sämereien in diesem Reiche, das zu Lima 1621 gedrukt wurde. Er war auch der Verfasser eines andern Werks, der Concordancies Medicinales, in welchem er viele Peruanische Pflanzen, die besondere Kräfte besizzen, erwähnt. Der vierte und fünfte sind die Licentiaten Kalderon und Ro-

die nöthigen Vorkenntnisse, eine große Anzahl einzelner Pflanzen zu ordnen und zu klassificiren besaßen: so schafften doch auch ihre Talente nicht den erwarteten Nuzzen, entweder weil sie sich in ihren Untersuchungen nur auf die Küste beschränkten, *) oder weil, wenn sie ja in das Innere eindrangen, dies nur darum zu geschehen schien, damit sie die Kränkung und den Schmerz erfahren sollten, die köstlichen Früchte ihrer Bemühungen einzubüßen. **)

bles, die in Verbindung eine Abhandlung über die Pflanzen in Peru schrieben.

*) In den Jahren 1709—11 machte Pater Louis Feuillé verschiedene Exkursionen an der Küste von Peru, und zeichnete und beschrieb nach Tourneforts System viele Pflanzen, welche auf derselben gefunden werden, wie man in seinen Tagebüchern sehen kann.

**) Im Jahre 1736 langte die berühmte Expedition, die in der Absicht, einen Aequatorgrad zu messen, unternommen wurde, und aus den Pariser Akademikern Godin, Bouguer und Kondamine, und aus den Spaniern Don Juan und Don Antonio de Ulloa bestand, in Peru an. Jüssieu war den Akademikern als Botaniker beigegeben. Nachdem dieser unsägliche Mühe und Arbeit auf die Peruanische Botanik gewendet hatte, so wurden ihm auf seiner Rückreise nach Europa zu Buenos Ayres seine Zeichnungen und Pflanzen von seinem Bedienten, welcher glaubte, daß die Kiste, in welcher sie sich befanden, voll Schäzze wäre, gestohlen. Da er so der kostbarsten Früchte seines Fleißes beraubt worden war, so sah er sich genöthiget, nach Lima zurükzukehren; aber sein hohes Alter, und die Folgen der Beschwerden, die mit seinen anhaltenden Exkursionen verbunden gewesen waren, hinderten ihn, seinen Verlust zu ersezzen.

Man kann das Jahr 1778 als eine wichtige Epoche für die Peruanische Botanik betrachten. In demselben langte die auf Befehl des Königs von Spanien Karls III. zur Beobachtung, Entdekkung und Nuzbarmachung der Produkte, welche das Pflanzenreich in diesem Theile seiner Herrschaft liefert, veranstaltete Expedition in Peru an. Sie bestand aus drei Botanikern, die sämmtlich Anhänger des Sexualsystems waren, nämlich Don Joseph Pabon, der für den Spanischen, Herr Dombey, der für den Französischen Hof sammelte, und Don Hypolito Ruiz, den man mit Recht den Peruanischen Linné genannt hat, und verschiedene andere Botaniker giengen ihnen zur Hand. Da die Expedition beendiget war: so wurden Don Juan Tafaya und Don Franciſko Pulgar zurückgelassen, um ihre Nachforschungen fortzusezzen, und den botanischen Garten zu Lima anzulegen. Damals wurden nicht blos die Ebenen des bewohnten Peru, sondern auch das vorher nie besuchte Andesgebirge, diese reiche Schazkammer der Natur, in welcher sie alle Kräfte ihrer unerschöpflichen Fruchtbarkeit gezeigt hat, mit scharfen, forschenden Blikken untersucht. Zehn Jahre unermüdeten Fleißes und tief eindringenden Studiums bewirkten, daß man unermeßliche botanische Reichthümer einsammelte, und daß dem Mutterland die Materialien zu dem großen Werke, das unter dem Titel der Flora von Peru erschien, geliefert werden konnten.

Der gegenwärtige Beherrscher von Spanien hat, dem Ruhme und den Tugenden seines erhabenen Vaters

nacheifernd, Naturgeschichte ebenfalls in seinen königlichen Schutz genommen. Eine neue Expedition unter dem Kommando des Don Alexandro Malespina langte in Peru 1790 an, und erforschte sowol zur See, als zu Lande, jeden Theil des Reichs, vorzüglich auch in der Absicht, die Fortschritte der Botanik zu befördern. *) Zugleich hat man die wirksamsten Mittel ergriffen, eine Professur zu stiften, und die Sammlung in dem botanischen Garten, den die Hauptstadt besizt,

*) Die Resultate dieser Expedition sind sowol in Hinsicht auf Schifffahrt, als auf die vollkommenere Kenntniß des politischen Zustandes des Reichs, seines Akkerbaues, Handels, seiner Mineralien und endlich auch seiner Botanik ungemein wohlthätig gewesen. Don Antonio Pineda y Ramirez, Kommandant der Spanischen Garden, hat seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf Lithologie, Tetrapodologie, Ornithologie, Ichthyologie und Chemie gerichtet. Don Tadeo Haënke und Don Louis Neé, von denen jener ein Schüler Jacquins ist, haben die Botanik übernommen.

Außer diesen Gelehrten haben auch viele Botaniker in Europa über Peruanische Gewächse geschrieben. Von verschiedenen Peruanern, die sich um die Pflanzenkunde verdient gemacht haben, haben neu entdekte Pflanzen ihre Namen erhalten. Don Hypolyto Ruiz nannte die Gonsaletia dependens, die auf den Gebirgen wächst, nach dem Pater Francisko Gonsalez Laguna, der die Aufsicht über den botanischen Garten zu Lima erhalten hat, und die Cosmea balsamifera nach dem Doktor Cosme Bueno, dem vornehmsten Kosmographen von Peru. Eben so nannte Dombey die Peruana - Morena so zu Ehren des Doktors Gabriel Moreno, eines Arztes in Lima.

zu vermehren. Unser unermüdeter Botaniker ist unaufhörlich beschäftigt, und erhält die Gebirge, Lima und Madrit in einer fortwährenden Verbindung mit einander. Die Peruanische Flora, beständig durch neue Beiträge vermehrt, wird ein ewiges Denkmal der Weisheit und Pracht zweier Fürsten, eine reiche Sammlung von Schäzzen des Pflanzenreichs, und der unwiderlegbarste Beweis seyn, daß Peru an schönen Pflanzen einen nicht geringern Uiberfluß, als an köstlichen Metallen hat.

Man darf jedoch nicht glauben, daß die unschäzbaren Sammlungen, die wir angeführt haben, die Produkte dieser Art schon erschöpfen. Die unbekannten und seltenen Pflanzen, die noch immer auf dem Rükken der Andes zu entdekken sind, würden ein ganzes Verzeichniß ausmachen. Der Mangel an Wegen, auf denen man in die geräumigen Ebenen, die diese Berge enthalten, dringen, und den Lauf der Bäche und Ströme, die sie durchschneiden, untersuchen könnte, ist für genauere Nachforschungen ein unübersteigliches Hinderniß, von denen man jedoch hoffen darf, daß sie eines Tages gewiß werden angestellt werden. Uibrigens sind die Versuche, die Andesgebirge zu erforschen, und sie zugänglicher zu machen, schon ziemlich weit gediehen.

Die Vortheile, welche aus den Bemühungen des Don Juan Tafaya und aus den Arbeiten der akademischen Societät zu Lima Künsten und Wissenschaften zuströmen werden, sind von unzuberechnend großem Werthe. Durch das Licht, das über ihn verbreitet

werden wird, wird der Akkerbau verbessert, und nicht mehr, wie bisher, vernachlässiget werden. Dieses wird dann auch den Peruanischen Handel vermehren, indem man nicht nur mehr Akkerbauprodukte haben, sondern auch Pflanzen entdekken wird, die zu Futter dienen, und einen günstigen Einfluß auf die Viehzucht haben werden. *) Diese Bemerkung läßt sich auch auf die Färbe- und andere Pflanzen **) ausdehnen, deren Verzeichniß verhältnißmäßig stärker werden wird. Naturgeschichte, Physik und Medicin werden erweitert werden, und vorzüglich wird die leztere Wissenschaft ansehnliche Bereicherungen erhalten, nicht allein durch die Entdekkung neuer Heilpflanzen, sondern auch durch die Kenntniß solcher Gewächse, die zeither unter uns vernachlässiget wurden, und die nun mit Erfolg anstatt derer, die man uns aus Europa brachte, werden ge-

*) In den Ebenen von Bombon findet man ein Kraut, von den Indianern Kallua = Kallua genannt, welches, wenn es drei Monate vor der Scheerzeit jeden dritten Tag den Schaafen gegeben wird, das Wachsthum der Wolle beträchtlich vermehrt. Die Hualgua der Barba Jovis, eine Art von Psoralea, ist, bei Schaafen gebraucht, ein sehr wirksames Verwahrungsmittel gegen die Fäule.

**) Unter den einheimischen Gewächsen, die wild auf den Peruanischen Gebirgen wachsen, befindet sich auch der Kaffeebaum. Er wurde 1785 von den Peruanischen Botanikern Ruiz und Pavon, am Fuße des Bergs Karpis in der Provinz Huanuko entdekt. Man fand den Kaffee nach vorgängiger Bereitung fürtrefflich.

braucht werden können. *) Peru ist voll von vegetabilischen Produkten, und wenn man die anerkannten Talente der gebornen Peruaner für alle Theile der Naturgeschichte bedenkt: **) so ist kein Zweifel, daß in der Botanik die besten Fortschritte werden gemacht werden.

---

2.

## Zoologie.

Es darf hier eine Thatsache, die mit der Botanik von Peru in genauer Verbindung steht, nicht übergangen werden. Daß die Thiere, die man Llamas, Pakos, Vigogneschaafe und Huanakos nennt, auf den ho-

*) In Peru giebt es verschiedene Arten von Hypericum. Senna, Baldrian u. a., die von den Indianern in ihren Niederlassungen in der Sierra mit Erfolg gebraucht, aber in der Hauptstadt, wo man blind an den ausländischen Arten hängt, verworfen werden.

**) Franko Davila, ein geborner Peruaner, machte sich in Paris durch sein naturhistorisches Kabinet berühmt, dessen beschreibender Katalog, den er drukken ließ, mit Recht von den Gelehrten geschäzt wird. Nach einem Aufenthalte von 20 Jahren in der Hauptstadt Frankreichs gieng er auf Befehl Karls III. von Spanien nach Madrit, und legte daselbst das naturhistorische Kabinet an, dessen Vorsteher er bis an seinen Tod blieb.

hen Peruanischen Gebirgen einheimisch sind, ist bekannt; ein merkwürdiger Umstand, der den Beobachtungen der Naturforscher bisher entgangen ist, ist dieser, daß, ob sich gleich die genannten Gebirge unter dem Namen der Kordilleras mit fast denselben Verhältnissen der Höhe, Kälte u. s. w. bis zum zehnten Grade nördlicher Breite erstrekken, diese Thiere doch nicht jenseits der Linie nach Norden zu finden sind, und also in den Provinzen Quito, Santa Fé u. a. nicht angetroffen werden. Das Klima dieser Länder ist zwar mit dem von Ober-Peru, wenigstens in den Gebirgen, analog; dennoch leben die erwähnten Thiere und pflanzen sich von Natur nur in dem leztern fort. Der einzige Grund, der sich, wie es scheint, von dieser außerordentlichen Erscheinung angeben läßt, ist der, daß in dem ganzen nördlichen Theile der Kordilleras eine gewisse Pflanze, die von den Peruanischen Naturforschern Ycho oder Ychu, von den Verfassern der Peruanischen Flora aber Xarava genannt wird, nicht zu finden ist. Diese Pflanze gehört zu den Grasarten, und scheint die den Vigogneschaafen, Huanakos u. s. w. von der Natur angewiesene Nahrung zu seyn. Auf den Peruanischen Gebirgen wächst sie in ungeheurer Menge, aber in denen von Quito, Santa Fé u. a. hat es Naturforschern noch nicht gelingen wollen, sie zu entdekken.

Die Naturgeschichte des Llama *) ist bekannt; von dem Vigogneschaafe, das zu derselben Gattung gehört,

*) Im Original sind zwei aufgezäumte Llama's, ein schwarzes und ein braunes abgebildet. D. Uib.

und die Vigognewolle liefert, nur ein Paar Worte. Um diese Wolle zu erhalten, jagen die Indianer diese Thiere, und richten solche Verheerungen unter ihnen an, daß nur zu sehr zu fürchten ist, daß diese Thierrace einst in Peru ganz ausgerottet seyn wird. Wenn das Vigogneschaaf, wie viele verständige Eingeborne zuversichtlich behaupten, so gut, wie das Llama, gezähmt, und zu einem Hausthiere gemacht werden kann: so könnte man ganze Heerden derselben halten, und so dem Landbauer Gelegenheit zu neuen Spekulationen geben, dem Staate aber die Aussicht auf große Handelsvortheile öffnen.

---

3.

## Anthropologie.

### Nachricht von zwei Peruanischen Riesen.

Südamerika ist das Land, in welches man von jeher die Riesen versezt hat. Nicht genug, daß Drake den Patagoniern eine ungewöhnliche Größe und eine verhältnißmäßige Gefräßigkeit beilegte; man hat auch eine Tradition, daß im entferntesten Alterthum eine Menschenrace, denen ein Mann von gewöhnlicher Größe nur bis an das Knie reichte, auf der Landspizze St. Helena gelandet sind. Die Gräber, die man an den Küsten von Peru und in den Provinzen Chichas und Tarija entdekt hat, geben dieser Erzählung eini-

ge Wahrscheinlichkeit. In dem naturhistorischen Kabinet, das jezt (1792) zu Lima angelegt wird, befindet sich ein Bakzahn von einer in Tarija entdekten Mumie, der anderthalb Pfund wiegt. Folglich muß die Mumie, der er ausgebrochen wurde, eine viel beträchtlichere Größe gehabt haben, als das von Habikot ausgegrabene Skelet, das nach der Versicherung desselben 25½ Fuß lang war. Vielleicht waren die Patagonier, die man uns beschrieben hat, und deren Körperlänge zu neun bis dreizehn Fuß angeschlagen worden ist, Abkömmlinge von jenen furchtbaren Riesen, die, nachdem sie auf der Landspizze St. Helena gelandet waren, in die Magellanischen Länder giengen, und sich in denselben fortpflanzten. *)

Peru liefert noch jezt einzelne Beispiele von Menschen, die sich durch Körpergröße auszeichnen, vorzüg-

*) In einer Anmerkung zu dieser Stelle heißt es, die Mumie selbst, von welcher dieser Zahn herkomme, sei nach Madrit eingeschifft worden, unterwegs aber den Engländern in die Hände gefallen, und befinde sich jezt in London. (Wäre dies wirklich der Fall: so hätten die Philosophical Transactions wol schon längst von einer solchen Merkwürdigkeit gesprochen. D. Uib.) Auch wird gesagt, der Pater Laguna habe einen andern solchen Zahn besessen, der 5 Pfund gewogen, und den er nach Madrit gesendet habe. Indessen liegt hier auf jeden Fall ein Irrthum zum Grunde. Wahrscheinlich sind die Zähne von Seeungeheuern, die das Meer hierher trieb, als es das feste Land anschwemmte, besonders da sie nur in dem Thallande, nicht auf den Gebirgen gefunden werden. D. Uib.

lich findet man solche unter den Indianern. In einem Briefe aus Santa Fé de Bogota heißt es: „Se. Excellenz, der Vicekönig dieses Königreichs (Neu-Granada), hat einen Arbeiter in den Minen nach Spanien eingeschifft, der Pedro Kano heißt, 21 Jahr alt ist, und bis in sein funfzehntes Jahr nur sparsam wuchs, seit dieser Zeit aber die gigantische Größe von 7 Fuß, 5 Zoll, 3½ Linie Spanischen Maaßes erreicht hat. Die Armuth dieses Indianers in seinem frühern Zustande war so groß, daß er nie Schuhe getragen hat. Da er aber zu Santa Fé anlangte: so erforderte es der Anstand, ihn mit einem Paar zu versehen, und dieses war gerade eine halbe Elle lang."

Wir wollen hier noch einige Nachrichten von einem Riesen mittheilen, welchen wir selbst gesehen haben. Dies ist Basilio Huaylas, ein Indianer, der im Mai 1792 aus der Stadt Ika nach Lima gebracht, und daselbst öffentlich gezeigt wurde.

Dieser Indianer, der aus der Provinz Kastro-Virreyna gebürtig ist, und ein Alter von 24 Jahren erreicht hat, ist fast eben so groß, als der genannte Pedro Kano. Seine Länge beträgt 7 Kastilianische Fuß, 2 Zoll und einige Linien. Seinen Gliedmaßen fehlt das gehörige Ebenmaaß; am Oberleibe sind sie unförmlich. Der Kopf nimmt fast ein Drittel des ganzen Körpers ein; die Schultern haben eine Breite von fünf Sechstel Elle, und die Arme sind so lang, daß, wenn unser Riese gerade steht, seine Finger bis an die Knie reichen. Am Unterleibe sind die Glieder von kleinern Proportionen. Das rechte Bein ist einen Zoll

kürzer, als das linke, ein Fehler, der von einem Schlage herrühren soll, welchen Huaylas in seiner Kindheit erhalten hat. Bei den meisten Riesen fehlt es den Beinknochen an verhältnißmäßiger Dikke, und da sie auf diese Weise die Körperlast nicht tragen können: so werden die untern Extremitäten krumm und schwach. So waren die Beine des Riesen, welchen Haller beschreibt, kraftlos und ungestalt, und von denen des unserigen gilt das Nämliche. Jedoch sind sie verhältnißmäßig klein; seine Füße hingegen können mit denen des Pedro Kano um den Vorzug in der Größe streiten. Sein Körper wiegt vierzehn und eine halbe Arrobe, oder 362 Pfund.

Eine von den Ursachen, aus denen man gegen die Existenz gigantischer Nationen Zweifel erregen zu müssen geglaubt hat, ist die, daß die Naturprodukte zu ihrer Nahrung nicht hinreichen würden. Für ein jedes Individuum würde ein Apfel nur eine Kirsche, und eine Melone nur ein Apfel seyn. Ein jeder würde also die Einkünfte des Kaisers Maximinus besizzen müssen, der bei jeder Mahlzeit 40 Pfund Speise, eben so viel Brod und 36 Flaschen Wein zu sich nahm, und die übrigen Bewohner der Erde würden weiter nichts zu thun haben, als ihrem unersättlichen Heishunger zu fröhnen. Huaylas gehört nicht unter diese Klasse. Er ißt mäßig, und weniger, als der größere Theil der Schwelger, welche Lima unter seinen Bewohnern zählt. Freilich, er ist Indianer, und sein Volk ist in Rükksicht auf Nahrungsmittel das mäßigste. Ob dies von ihm noch behauptet werden könnte, wenn ihn andere

erhalten müßten, wissen wir nicht; aber gewiß ist es, daß in diesem Falle der kleinste Indianer den Magen eines Riesen hat.

Welcher Grad von Länge eigentlich riesenhaft zu nennen sei, das ist bisher noch nicht fest bestimmt worden; da aber Naturforscher solchen Menschen, die über sechs Fuß hoch sind, gewöhnlich eine ungemeine Länge beilegen: so verdient wol Basilio Huaylas den Namen eines Riesen mit allem Recht.

---

# Dritter Abschnitt.

## Mineralogie.

### I.

Verzeichniß der verschiedenen Erzgruben in dem Vice-Königreiche Peru.

In der Intendantschaft Lima mit dem davon abhängigen Gebiet Guarochiri sind 4 Gold-, 131 Silber-, 1 Queckſilber- und 4 Kupferminen. Diese wurden im Jahre 1791, in welchem dieses Verzeichniß gemacht wurde, alle bearbeitet. Siebzig Silberminen waren aus verschiedenen Ursachen verlassen worden.

In der Intendantschaft Tarma mit ihren Dependenzen Pasko und Huallanka wurden 227 Siberbergwerke bearbeitet, und 21 hatte man aufgegeben. Uiberdies waren auch 2 Bleiminen vorhanden, die dieses Metall im Uiberflusse lieferten.

In der Intendantschaft Truxillo mit ihrer Dependenz Chota baute man an drei Orten auf Gold. Auch wurden 134 Silberminen bearbeitet, und nicht weniger, als 161 waren verlassen worden.

In der Intendantschaft Huamanga mit ihrer Dependenz Lukanos waren 60 Gold-, 102 Silberminen und 1 Queckſilberbergwerk im Gange. Drei Gold- und 63 Silberminen hatte man aufgegeben.

In der Intendantſchaft Kuzko mit ihrer Dependenz Kurahuaſi waren bis zu dieſem Jahre nur Silberminen entdekt worden. Es waren ihrer 19, die ſämmtlich eine reiche Ausbeute lieferten.

In der Intendantſchaft Arequipa mit ihrer Dependenz Kaylloma wurden 1 Gold- und 71 Silberbergwerke bearbeitet. Vier Gold- und 78 Silberbergwerke waren aufgegeben worden.

In der Intendantſchaft Guantajaya mit ihrer Dependenz Takna waren 1 Gold- und 20 Silberbergwerke im Gange, während man nicht weniger, als 19 Gold- und 30 Silberminen verlaſſen hatte.

In der Intendantſchaft Huankavelika mit ihren Dependenzen Kaſtrovirreyna und Lirkay bearbeitete man 1 Gold-, 80 Silber-, 2 Queckſilber- und 10 Bleiminen. Zwei Gold- und 215 Silberminen waren verlaſſen worden. Dieſe Menge unbenuzter Silberminen kömmt daher, daß in den Diſtrikten, in welchen ſie liegen, das Waſſer nach und nach in einem ſolchen Grade überhand genommen hat, daß ſie durch daſſelbe ganz erſäuft worden ſind. *)

*) Indeſſen iſt es doch auch bekannt, daß die Hüttenanſtalten in Peru noch ſehr mangelhaft ſind, und daß ſelbſt die aus Deutſchland in dieſes Land gezogenen Metallurgen und Bergleute keine großen Veränderungen haben bewirken können.

D. Uib.

Aus obigen Angaben ergiebt es sich, daß in den acht Intendantschaften, in welche das Vicekönigreich Peru eingetheilt ist, im Jahre 1791 — 69 Gold-, 784 Silber-, 4 Quecksilber-, 4 Kupfer-, und 12 Bleiberg-werke im Gange waren, während 29 Gold- und 588 Silberbergwerke wegen verschiedener Unfälle nicht weiter benuzt wurden. In diesen Angaben sind die Minen im Königreich Quito und im Vicekönigreich Buenos Ayres, obgleich beide als Theile von Peru angesehen werden können, nicht einbegriffen.

In einem Zeitraum von zehn Jahren, nämlich vom Anfange des Jahres 1780 bis zu Ende des Jahres 1789 lieferten die genannten Bergwerke eine Ausbeute von 35,359 Mark 22 Karat haltigen Goldes, und 3,739,763 Mark Silber. *) Im Jahre 1790 lieferten die Silberminen 412,117 Mark, so daß die Ausbeute die der vorhergehenden zehn Jahre, im Durchschnitt genommen, um 38,147 Mark überstieg.

Es scheint, daß die Minen in Mexiko ungleich mehr Ausbeute geben, als die in Peru, denn im Jahre 1790, das bei weitem nicht unter die besten gehörte, wurden in der königlichen Münze zu Mexiko 5024 Mark Gold und 2,179,455 Mark Silber, die der Ertrag der Bergwerke in diesem Jahre waren, geprägt.

*) Wenn man die Mark Gold zu 125, und die Mark Silber zu acht Piaster rechnet: so beläuft sich der ganze Ertrag der Minen in diesen 10 Jahren in Sterlinggelde auf 7,703,545 Pfund Sterling, (d. i. auf 46 und fast eine halbe Million Reichsthaler.)

Das Silber, das sie lieferten, verhielt sich also zu dem der Peruanischen Bergwerke, wie mehr als Fünf zu Eins.

---

2.

Historische und topographische Beschreibung des Gebirglandes Lauri-Kocha, insgemein Pasko genannt.

Die Natur, stets bewundernswürdig in ihren Kombinationen, hat der Größe des Werths, welchen ihre Geschenke haben, auch die Größe der Mühe, sie aufzusuchen, gleich gemacht. Diesem Gesezze gemäß sinkt die Muschel in den Abgrund des Oceans hinab, und hängt sich an die von Wasser bedekte Klippe, um die kostbare Perl, die sie enthält, zu verbergen. Der Diamant wird im harten Felsen, oder am sandigen Ufer, das der ungestüme Bergstrom bespült, erzeugt. Gold und Silber, diese Repräsentanten aller menschlichen Reichthümer, sind nicht nur tief in den Eingeweiden der Erde aufgehäuft, sondern sie erzeugen sich auch nur in den rauhesten Gegenden, im unfruchtbarsten Boden. Die reichsten Minen sind die, welche sich in wilden Gebirgen befinden, die selten von Schnee entkleidet sind, und auf denen man rund umher nur die traurige Aussicht in eine dürre und von Natur unbewohnbare Gegend hat. Potosi, Kailloma, Piedra Parada, Pasko u. a. können zu Beweisen für diese Behauptung dienen. Am besten wird sie jedoch durch das lezztere bestätiget, dessen nähere Beschreibung hier folgt.

Diese Mineralreiche Gegend heißt eigentlich das Gebirge St. Stephen von Lauri-Kocha. Sie liegt am nördlichen Ende der Ebenen von Bombon, und wird von andern kleinen Gebirgen umgeben, die einen Theil der großen Kordilleras ausmachen. Der Boden ist unfruchtbar, das Klima ungemein rauh. Die Gerste, die einzige Getraideart, die hier aufgeht, wenn sie gesäet wird, reift nicht auf dem Halme. Es regnet und schneit sechs Monate im Jahre; in den andern sechs Monaten herrscht eine strenge Kälte, und von Zeit zu Zeit hat man Donnerwetter. Die Entdekkung dieser Minen war blos zufällig, und wurde, wie aus den Dokumenten erhellt, die sich noch im Archiv zu Lima erhalten haben, um das Jahr 1630 gemacht.

Ein Indianer, mit Namen Huari-Kapcha, trieb seine Heerde auf diese Anhöhen auf die Weide, und suchte, da er genöthiget war, die Nacht hier zuzubringen, hinter einer derselben Schutz. Er zündete ein großes Feuer an, und wunderte sich nach Anbruch des Tages höchlich, da er unter der Asche mehrere Körner geschmolzenen Silbers fand. Gegen die gewöhnliche Sitte der Indianer gab er dem Don Juan de Ugarte, einem reichen Privatmann, der im Thale Huariaka wohnte, hiervon Nachricht, und dieser fieng sogleich an, die Berge zu untersuchen. Auf der Stelle sowol, auf welcher das Metall vom Feuer geschmolzen worden war, als nahe bei derselben fand er Gänge, die zu mehrern Minen führten, welche man nachher mit dem glüklichsten Erfolg bearbeitete.

Der Ruf von den Minen des Ugarte zog eine beträchtliche Menge Menschen hierher, deren Enthusiasmus ihnen den muthigen Entschluß eingab, in diesen wilden und traurigen Haiden, die blos zum Aufenthalt wilder Thiere bestimmt zu seyn schienen, ihre Wohnung aufzuschlagen. So entstand in kurzem eine Spanische Niederlassung an einem Orte, wo man vorher nicht eine einzige Hütte gesehen hatte, in welcher ein einsamer Indianer hätte ein Obdach finden können.

Damals war in der Provinz Konchukos eine königliche Kasse und eine Niederlassung, nicht allein um den Tribut einzusammeln, sondern auch um die Aufsicht über eine reiche Silbermine zu führen, die damals für Rechnung seiner Katholischen Majestät bearbeitet wurde. Im Jahre 1600 konnte diese Mine nicht weiter benuzt werden; die königliche Kasse wurde also nach Huanuko, und 1669 in die Stadt Pasko, die zwei Meilen vom Gebirge Lauri-Kocha entfernt ist, gebracht. Endlich wurde auch im Jahre 1785 die königliche Kasse, die zu Atun-Jauja gewesen war, mit der zu Pasko vereiniget.

Man weiß nicht gewiß, mit welchem Erfolg die Minen von Lauri-Kocha späterhin, nachdem sie im ersten Augenblikke eine so reiche Ausbeute geliefert hatten, bearbeitet wurden; unbezweifelt aber ist es, daß sie zulezt demselben Unfalle ausgesezt waren, der fast alle übrigen traf; der grösste Theil derselben wurde ersäuft, und konnte folglich nicht benuzt werden.

Man machte zwar von Zeit zu Zeit neue Versuche, dem Metall beizukommen, allein sie blieben sämmtlich

unwirksam. Da aber einige geschikte Ingenieurs so glüklich gewesen waren, die benachbarten Minen im Gebirg Santa Rosa wieder nuzbar zu machen, und über das Wasser, das sie ersäuft hatte, die Oberhand zu gewinnen: so fieng man auch an, wieder an die Minen von Lauri-Kocha zu denken. Mit großem Kostenaufwand legte man einen neuen Stolln in dem untern Theile derselben an. Die Erwartungen der Eigenthümer sind aber auch schon in einem hohen Grade befriediget worden. Die Erze dieser reichhaltigen Mine sind von einer in's Bläuliche spielenden Aschfarbe. Sie liefern eine größere Menge Silber, als alle andere Erze, die man in Peru findet.

Wenn man von dem gebirgigen, an Mineralien so reichen Landstriche, von welchem wir hier sprechen, im weitesten Sinne redet: so begreift er die schon erwähnten Minen von Santa Rosa und Lauri-Kocha zugleich mit denen von Yanakancha, Kaya, Cheupimarka und Pariajilka. Obgleich aber die Mine von Cheupimarka sehr reiche Erze enthält: so ist sie doch bisher wenig bearbeitet worden, weil man das Wasser gleich im Anfange nicht überwältigen konnte. Die Erze aus diesen Minen sind von gelber Farbe mit rothen Punkten, und das Kaxon *) liefert gewöhnlich sechs bis zwölf Mark Ausbeute. Im Jahre 1789 wurden 15,000 bis 16,000 Kaxons Erz zu Tage gefördert, aus denen in dem königlichen Schmelzwerke zu Pasko 120,000 Mark Silber geschmolzen wurden.

*) Der Kaxon hält $2\frac{1}{2}$ Tonne, die Mark $\frac{1}{2}$ Pfund.

Westlich von dieser Metallreichen Gegend, in einer Entfernung von drittehalber Meile, liegt der Berg Ma-ko, der die Gestalt eines oben abgestumpften Cylinders hat. Er besteht ganz aus weißem Granit, der aber, wenn er in's Wasser geworfen wird, seine Farbe ändert, und dunkelblau wird. Er ist von sehr festem Gewebe, heißt Ala-de-Moska, und eignet sich fürtrefflich zum Hausbau.

Der Fluß, welcher diese Gegend durchströmt, und sechs bis sieben Meilen weit fließt, theilt sich in mehrere kleinere Flüsse, unter denen sich die Sullumarka, Quinua u. a. befinden. Auch ist eine Menge Seen, vom Regen gebildet, vorhanden, die sowol, als die genannten Flüsse den Bergarbeitern in ihren Operationen sehr zu Statten kommen. Doch darf man auch nicht unbemerkt lassen, daß es eben diese Seen sind, die am meisten zur Ersäufung der Minen beigetragen haben.

---

3.

Nachricht von der Queckſilbermine zu Huankavelika.

Bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts war die Methode, das Silber durch Amalgamation, oder durch die Vermischung der Theile dieses Metalls, die in den gepuchten Erzen enthalten sind, mit Queckſilber aus dem Schlich zu scheiden, nicht genau bekannt. Pedro Fernandez Velasko war der erste, der sich bei dem Scheiden des Silbers 1571 der Anquik-

kungsmethode bediente, und diesem achtungswürdigen Spanier verdankt Amerika die Fortschritte, die es, auf seinen Spuren fortwandelnd, in der Mineralogie gemacht hat.

Die Mine von Huankavelika wurde im Jahr 1566 entdekt. Uns kann es gleichgültig seyn, ob diese Entdekkung durch einen Klumpen krystallisirten Zinnobers, den der Portugiese Enrique Garces zufällig in den Händen eines Indianers fand, oder durch eine Quantität Quekfilber selbst gemacht wurde, zu welcher Navinkopa, ein Diener des Amador Kabrera, durch Zufall gelangte. So viel ist gewiß, daß Philipp II. diese Mine 1570 von diesem Amador Kabrera kaufte, und daß die nöthigen Schritte zu ihrer Bearbeitung durch den Oberaufseher Don Pedro de los Rios sogleich gethan wurden. Gleich in den ersten fünf Jahren lieferte sie 9,000 Centner Quekfilber. Sie ist seit dieser Zeit stets ein Eigenthum der Krone geblieben, und 1790 unter die unmittelbare Aufsicht des Vicekönigs gestellt worden.

In den 219 Jahren, die seit dem Schmelzen der allererften Erze, welche diese Mine lieferte, bis zu Ende des Jahres 1789 verflossen sind, hat man überhaupt 1,040,452 Centner, 55 Pfund und 2 Unzen Quekfilber aus derselben gewonnen, und in die königlichen Magazine gebracht. Wenn man diese Ausbeute unter diese 219 Jahre theilt: so kommen auf jedes derselben im Durchschnitt 4,750 Centner, 29 Pfund und 5 Unzen. *)

*) Am ergiebigsten war die Mine in den Jahren 1646 bis 1648. In diesen zwei Jahren war ihr Ertrag zwischen 17,000

Vom Jahre 1571 bis 1748 hat die Mine, das Gewinnen der Erze, das Schmelzen derselben und s. w. 8,280,600 Piaster gekostet. Von dem zulezt genannten Jahre bis 1789 scheinen nach den Angaben der königlichen Bücher die Kosten der Mine bis zu der großen Summe von 2,304,245 Piastern gestiegen zu seyn. Der Betrag aller Kosten ist demnach 10,587,845 Piaster, und wenn diese unter 219 Jahre vertheilt werden: so haben sich im Durchschnitt in einem jeden derselben die Kosten auf 48,346 Piaster 2 $\frac{1}{2}$ Reale belaufen.

Der Preis des Quecksilbers hat viele Veränderungen erlitten. Im Jahre 1786 kostete der Centner von diesem Metall 60 Piaster, stieg aber auf 73, welches der kurrente Preis desselben zu Anfange des Jahres 1791 war. Es hat Zeiten gegeben, da es noch theurer gewesen ist; zuweilen aber hat es auch noch unter dem zuerst angegebenen Preise gestanden, je nachdem nun die Verbindungen, welche die Mine mit dem Innern unterhielt, mehr oder minder zahlreich waren, je nachdem man viel oder wenig Kosten dabei zu bestreiten hatte, und je nachdem man endlich eine größere oder geringere Menge Erz gewann. Wenn man jedoch die angegebene Quantität von 1,040,452 Centnern, 25 Pfunden und 2 Unzen Quecksilber zu einem Preise anschlägt, der zwischen den obigen in der Mitte liegt: so haben sie an

und 18,000 Centner. Sehr gering war dieser 1790 gewesen. Die Mine hat vom 1. Jänner bis zu Ende des August nur 1,406 Centner geliefert.

Totalwerthe 67,629,396 Piaster und 2 Realen betragen. *)

In dieser gedrängten Uibersicht hat man sich bemüht, während man manches Neue beigebracht hat, auch die irrigen Nachrichten zu berichtigen, die durch verschiedene Geschichtschreiber und Geographen über dieselbe verbreitet worden sind. **)

In der Stadt Huankavelika ist eine Quelle, die eine versteinernde Kraft hat, und im Lande als eine große Merkwürdigkeit angesehen wird.

---

## 4.

### Etwas über die Lage der Bergleute in Peru.

Folgendes ist der wesentliche Inhalt zweier Schreiben, welche an die Akademische Societät in Lima eingesendet wurden, und über die Lage der Peruanischen Bergleute sowol, als über die innere Oekonomie der Minen vieles Licht verbreiten.

*) Sie hat also nach Deutschem Gelde über 90 Millionen Reichsthaler eingetragen. Die Mine hat das ausschließende Vorrecht, den Besizzern der Gold- und Silberbergwerke in Peru alles zur Gewinnung dieser Metalle aus ihren Erzen nöthige Quekfilber zu liefern.

**) Unter die Schriftsteller, welche solche mangelhafte und falsche Nachrichten über diese Mine verbreitet haben, gehören Berenger in seiner Fortsezzung des Büsching, die Ver-

Mexiko's Minen sind stets in einem blühenden Zustande gewesen, während Peru kaum im Stande gewesen ist, in den seinigen fortbauen zu lassen, ungeachtet diese nicht nur ergiebiger, sondern auch zahlreicher sind. Es ist interessant, die vornehmsten Ursachen aufzusuchen, die eine eben so auffallende, als traurige Erscheinung in Peru veranlaßt haben.

Die Hauptursache ist wol der Mangel an Arbeitern und das prekaire System ihrer Arbeiten, das man nun einmal angenommen hat. Die in Peru befindlichen Neger können durchaus nicht zum Bergbau gebraucht werden. Schon der bloße Aufenthalt unter dem rauhen Klima der Gebirgsgegenden macht sie selbst zu häuslichen Verrichtungen untüchtig. Ihre Schwärze ändert sich in eine bleiche Aschfarbe. Die meisten werden krank und sterben. Man hat den Versuch, sich wenigstens in den Provinzen la Paz u. a., in denen das Klima wärmer und milder ist, der Neger anstatt der Indianer zu bedienen, tausendmal wiederholt, allein die Resultate sind jedesmal traurig gewesen. Mag die Schuld nun daran liegen, daß die Spießglastheilchen, die in den Minen herumfliegen, heftiger und auf eine nachtheiligere Weise auf die Natur der Afrikaner wirken, oder daß die mechanische Arbeit, mit schweren Lasten in den Gruben auf- und abzusteigen, angreifender für sie ist, oder daß endlich diese Beschäftigung überhaupt sowol über ihre Kräfte, als wider ihre Neigung

fasser der Encyclopédie méthodique, die der Encyclopédie de Géographie, Echart u. a.

ist, genug, die Erfahrung hat es bewährt, daß man, wenn man die Minen bevölkern will, zu dieser Menschenklasse seine Zuflucht nicht nehmen dürfe.

Eben so wenig sind die Spanier zu diesem Geschäft geeignet. Schon viele starke, junge Männer, größtentheils entwichene Matrosen, unterzogen sich, von Noth oder Habsucht getrieben, den verschiedenen Arbeiten in den Minen, die gleichwol alle, weil sie ihre Gesundheit und ihre Kräfte hinschwinden sahen, und zahllosen Ungemächlichkeiten ausgesezt waren, diese Lebensweise sehr bald wieder aufzugeben genöthiget wurden. Vor einigen Jahren gab sich ein Peruaner damit ab, Ausreißer von den Spanischen Schiffen bei sich aufzunehmen und zu verstekken, und sie sodann in die Bergwerke von Huarochiri zu senden, wo sie durch die Maßregeln, die er nahm, sogleich bei'm Bergbau untergebracht und beschäftiget wurden. Keiner von diesen konnte es vier Monate aushalten; die, welche nicht umkamen, waren genöthiget, von Krankheiten entkräftet, ihre Arbeit einzustellen.

Auch die Mestizen geben sich entweder aus Stolz, oder wegen körperlichen Unvermögens mit diesem mühseligen Beruf nicht ab. Die Indianer sind die einzigen, welche demselben nicht unterliegen. Auf sie allein muß man, da sie an das rauhe Klima und an den unfreundlichen Himmel gewöhnt sind, Rükficht nehmen, wenn von Bergarbeitern die Rede ist. Ihrer Arme bedürfen die Spanier, und von ihnen allein hängt der Segen des Bergbaues ab.

Da sich aber die Indianer aus Indolenz und aus Haß gegen die Europäer diesen Arbeiten entziehen: so ist die Anzahl derer, die bei den Minen gebraucht werden, nicht so groß, als man wünschen möchte. Zwangsmittel darf sich der Privatmann, der Besizzer eines Bergwerks ist, nicht gegen sie erlauben. In den königlichen Bergwerken allein werden diese angewendet. Die Frohnen, welche die Indianer in denselben leisten müssen, heißen Metas. Mit Rükficht auf die Anzahl, welche Tribut zahlt, treibt man sie mit Gewalt aus den Provinzen in die Minen von Potosi und Huankavelika. Erscheinen sie demungeachtet nicht: so müssen sie eine Geldstrafe von 30 Piaster, die die Indianer Faltriqueras nennen, erlegen.

Es sind freilich Spanier genug bei den Bergwerken beschäftiget, allein an den Arbeiten selbst nehmen diese nur einen geringen Antheil. In den königlichen Bergwerken sind sie bloße Aufseher über die Arbeiter, die von der Krone besoldet werden. Die übrigen sind für den Peruanischen Bergbau das, was einst die Condottieri in Italien für die Kriegsmacht der Fürsten waren. So wie diese gegen eine Summe Geldes bei'm Ausbruche eines Kriegs den Fürsten Haufen von Bewaffneten stellten: so übernehmen es jene, nachdem sie einen Vertrag mit den Besizzern der Gruben geschlossen haben, der von längerer oder kürzerer Dauer ist, Indianische Arbeiter zu stellen, durch sie ihre Bergwerke bearbeiten zu lassen, und sie unter steter Aufsicht zu halten.

Und hier kommen wir auf die zweite Ursache von dem verhältnißmäßig weniger erfreulichen Zustande der Peruanischen Bergwerke, die in dem Mißtrauen und der Habsucht der Minenbesizzer liegt. In Mexiko wagt man ungleich mehr. Man strekt dem Bergmann auf's bloße Wort zu seinen Bergarbeiten funfzig, ja hundert Piaster vor, und wenn er die gesuchte Metallader nicht findet: so gibt man darum die Spekulation noch nicht auf. Ganz anders ist es in Peru. Der Habilitador *) ist hier kaum zu bewegen, dem Bergmann zehn oder zwölf Piaster vorzustrekken; und wenn er dies thut: so kann er vor Begierde die Zeit kaum erwarten, da die Arbeiten in den Schmelzhütten vorüber sind, und ihm die Pina in die Hände geliefert wird.

Freilich suchen die Gegner der Bergleute ihr Verfahren dadurch zu rechtfertigen, daß sie behaupten, diese leztern wären im Allgemeinen Gauner und Betrüger, von denen man in der Bezahlung ihrer Schulden keine Pünktlichkeit erwarten dürfe. Man kann nicht läugnen, daß man hierinn öfters Recht habe, ohne daß deswegen den Bergleuten große Vorwürfe zu machen sind. Der ehrlichste Bergmann sieht sich zuweilen gewisserma-

*) Habilitadores heißen die, welche sich auf Spekulation in der Nähe der Minen niederlassen, und den Bergleuten Geld vorstrekken. Man bezahlt sie in der Pina wieder — so heißt das Silber, wenn es von dem Quekfilber, mit welchem es amalgamirt war, geschieden ist, ohne jedoch noch gegossen worden zu seyn.

ßen in der Nothwendigkeit, von der Rechtlichkeit seiner Grundsäzze abzuweichen. Wenn er nicht von seinem Bergwerk mit Enthusiasmus redet, und ihren Ertrag übertreibt: so findet er keine Unterstüzzung. Zeigt er die Erze vor: so fällt man geringschäzzige Urtheile über dieselben, und man verlangt physische Sicherheit von ihm, wenn er blos Aussichten zum Unterpfande geben kann. Er sieht, daß ihm die Habsucht die Hülfe zuwiegt, und das ist freilich für ihn oft ein mächtiger Reiz, mit Uibertreibung anzufangen, und mit Falschheit zu endigen.

Was den Vorwurf betrifft, den man den Bergleuten macht, daß sie in der Bezahlung ihrer Schulden nicht sehr pünktlich wären: so läßt sich viel darüber sagen. Zuweilen bereichert sie die Natur, zuweilen unterdrükt sie die Grausamkeit der Menschen. Unter allen denen, die sie tyranniſiren, zeichnen sich die Habilitadores, indem sie ihnen Geld leihen, am meisten aus. Wenn ihnen die vorgestrekten Summen zurükgezahlt werden: so nehmen sie die Pina nur zu dem niedern Preise von 6 Piaster 4 Realen, gelegentlich wol auch nur zu 6 Piaster 2 Realen an, ob sie gleich im Verhältniß zu dem geschmolzenen Metall 7 Piaster 3 Realen werth ist. So gewinnen sie in der kurzen Zeit von drei bis vier Monaten, auf welche das Geld aufgenommen wurde, achtzehn Procent. Und dennoch erheben sie laute Klagen, wenn der Bergmann im Bezahlen nur im Geringsten säumig ist. Uiberdies wollen wir annehmen, daß der leztere zu den gewöhnlichen Kosten 2000 Piaster verlangt, und diese im Kontrakt dem

Habilitador anrechnet. In diesem Falle erhält er die geforderte Summe nie auf einmal, sondern sie wird ihm mit schönen Versprechungen zugeeinzelt. So wird der arme Bergmann gehindert, die Jahreszeit und die Gelegenheit zu benuzzen, und sich die nöthigen Vorräthe anzuschaffen. Dies ist noch nicht alles. Die 2000 Piaster, die wir angenommen haben, werden nicht ganz in Metall, sondern großentheils in Boy und andern ähnlichen Bedürfnissen, die ihm zu hohen Preisen angerechnet werden, geliefert. Da nun der Bergmann genöthiget ist, diese Bedürfnisse unter seine Indianischen Arbeiter zu vertheilen: so finden sich diese leztern durch die Schulden, die sie machen, oft veranlaßt, zu entweichen. Auf diese Weise wird er von ihnen nicht nur betrogen, sondern auch ihrer kostbaren Dienste beraubt.

Wenn man in Zukunft keine Unmöglichkeiten mehr von den Bergleuten erwartet: so wird auch ihr Betragen besser seyn. Man gehe redlich und billig gegen sie zu Werke, und es werden nur wenige unter ihnen seyn, denen man nachsagen könnte, daß sie in der Bezahlung ihrer Schulden nicht pünktlich sind.

Was den Vorwurf der Verschwendung betrifft: so kann er den Bergleuten wol nur von solchen gemacht werden, die den Behauptungen derer, welche sich in den Ertrag der Minen theilen, so unbekannt sie übrigens auch sind, blinden Glauben beimessen. Menschen, die auf ihren Mauleseln beschwerliche Reisen über fürchterliche Abgründe machen müssen, ewig in ihren elen-

den Poncho *) gekleidet sind, sich einer harten Lebensart voller Entsagungen unterwerfen, in erbärmlichen Hütten wohnen, und sich unablässig in einem beispiellos rauhen Klima der unfreundlichsten Witterung aussezzen — solche Menschen nennt man Verschwender, weil sie den Tag ihres Heiligen mit der Harfe oder Guitarre begehen, oder, wenn sie in der Hauptstadt einen Besuch abzustatten haben, anständige Kleidung anlegen! Die Zeiten sind vorüber, da der wohlhabende, spiellustige Bergmann um Silberbarren würfelte, von denen eine hundert Mark wog, und da man den bloßen Aufseher mit Flöten- und Geigenschall in den Gruben empfieng. Dieselben Neigungen, die in einer Stadt Kapitalien verschlingen, werden in einem Bergwerk mit einem Sack Kartoffeln und einer Jakke von Englischem Boy befriedigt.

*) Ein Kleidungsstück, das man von den alten Indianern entlehnt hat, und das weiter unten näher beschrieben werden wird. — Der Uib. bemerkt hier, um das Urtheil der Leser zu sichern, daß der eine von diesen Briefen, aus welchem diese leztern Bemerkungen gezogen sind, von einem Bergmann selbst geschrieben ist.

# Vierter Abschnitt.

## Handel.

Historische und politische Abhandlung über den Peruanischen Handel.

Wenn man sich einen richtigen Begriff von einem Lande machen will: so ist es nöthig, die Quellen zu analysiren, aus denen sein Glück herfließen kann. Die intellektuellen Fähigkeiten, der bürgerliche Werth, die Sitten, die kriegerische Energie, die ganze Denkart einer Nation werden in eben dem Maße gehoben oder niedergedrükt, in welchem ihre Industrie und ihre Wohlhabenheit zu- oder abnimmt. Nach dem, was das allgemeine System gesellschaftlicher und politischer Beziehungen hierüber sagt, können die neuern Nationen ohne ein wohleingerichtetes Handelssystem nie zu einigem Wohlstande gelangen. Blos dem Umstande, daß es diesen Zweig menschlicher Kenntniß vollkommen begriff, und geschikte Kombinationen zu treffen wußte, verdankt Holland seine Reichthümer, seine Erhaltung,

da es sein unfruchtbarer Boden und sein gewissermaßen unter Wasser stehendes Gebiet zu einer ewigen Unbedeutenheit verdammte. Derselbe Grundsatz krönte es auch in frühern Zeiten mit Lorbeern, und sezte es sowol im Krieg, als im Frieden in den Stand, Europa Gesezze zu diktiren. Ohne den Handel, der von allen Klassen seiner Bewohner eifrig betrieben wird, würde Großbrittannien der Sklave des Oceans seyn, über welchen es im stolzen Gefühle seiner Kraft die Herrschaft ausübt. Peru, welches auf eine entschiedene — man möchte sagen, ausschließende Weise seine Aufmerksamkeit auf seinen Bergbau gerichtet hat, hat es nicht der Mühe für werth geachtet, die Erweiterung des Handels, welchen es betreibt, zu einem Gegenstande tiefsinniger Untersuchungen zu machen. Gewohnheit, Nachahmung und der Drang der Umstände sind bei jeder Spekulation mehr oder weniger im Spiele. Zwar haben einige einsichtsvolle Kaufleute diesen Gegenstand reiflicher erwogen, und ihr Nachdenken hat sie auf viele fürtreffliche Resultate geführt, allein die Nation selbst ist bisher der Früchte ihrer Untersuchungen beraubt worden.

Um die Dunkelheit und Verwirrung, zu denen die allzu große Menge von Materialien Anlaß geben könnte, zu vermeiden, sollen sie in dieser Abhandlung einzeln in folgender Ordnung abgehandelt werden. Wir wollen sprechen:

1) von den Produkten und Waaren, die das Vicekönigreich Peru zu seinem innern Bedarf und zur Ausfuhr liefert.

2) Von der Aus- und Einfuhr.

3) Von den Ursachen, die den Verfall des Peruanischen Handels veranlaßt haben.

4) Von den Mitteln, durch welche man denselben auf's neue beleben könnte. (Diesen vierten Theil hat das Spanische Original nicht für gut befunden, den Lesern mitzutheilen. D. Uib.)

Peru, einer der Haupttheile des südlichen Amerika, begreift die weitläuftigen Länderstrekken, die an der Westküste zwischen dem Flusse Guayaquil und dem Hafen Atakama liegen, und enthält also einen Flächenraum, der 500 Meilen lang und 50 breit ist. Auf der einen Seite begränzt es die See, auf der andern begränzen es die Kordilleras und unbekannte Länder. Im Norden, an den Gränzen von Guayaquil, scheiden es Wälder und unzugängliche Gebirge, die sich bis in die Erdenge von Panama hinstrekken, von Mexiko; im Süden trennt es eine hundert Meilen lange Wüste von dem Königreiche Chili. In derselben Weltgegend befindet sich zwischen ihm und den Provinzen Paraguay, Tukuman und Buenos Ayres eine andere Wüste, die ebenfalls eine Ausdehnung von hundert Meilen hat.

Das Land zeigte zur Zeit seiner Entdekkung, wie alle Länder der neuen Welt, dem Blikke des aufmerksamen und unpartheiischen Beobachters nichts, als einen sterilen, dürren, unfruchtbaren Boden (??), der die Erwartungen derer, welche ihn mit dem größten Fleiße

bestellten, unablässig täuschte. *) Die ersten Europäer, die eine Niederlassung in Peru versuchten, wurden ohne Ausnahme von Hunger gequält, mußten sich zu Entbehrungen aller Art verstehen, und sahen sich in die traurige Nothwendigkeit versezt, blos zum Vortheil ihrer Nachkommen zu arbeiten. Dieses Uibel war in einem ungeheuern, unbebauten Lande unvermeidlich, das lediglich seiner eigenen Fruchtbarkeit überlassen war, und einen Uiberfluß an jenen wilden Pflanzen hatte, die nach den Gesezzen der Vegetation üppig in einem Boden wucherten, den Fleiß zu verbessern sich nie angelegen seyn ließ.

Da die eingebornen Amerikaner den Gebrauch eiserner Geräthschaften nicht kannten, und weder Ochsen, noch Pferde und Esel besaßen: so konnten sich die Wirkungen des Akkerbaues unmöglich allgemein über ein Land verbreiten, das mit Wäldern, Sümpfen und Seen bedekt war, aus deren stauenden Wassern sich die Principien der Fäulniß entwikkelten, und die Atmosphäre anfüllten.

Die frühesten und gründlichsten Beobachtungen **) sagen uns, daß selbst mitten in der heißen Zone der

*) Diese Abhandlung scheint die Arbeit eines Spaniers zu seyn, der sich in Peru niedergelassen hat. Ist dieser Verdacht gegründet: so muß man gegen seine Vorurtheile nachsichtig seyn. Man wird dafür durch viele schäzbare Belehrungen entschädiget.

**) S. die Einleitung zur Naturgeschichte von Brasilien von Pison.

Boden in einer Tiefe von fünf bis sechs Zoll so kalt war, daß der zarte Saame, welcher demselben anvertraut wurde, nicht aufgehen konnte, sondern durch den Frost zu Grunde gerichtet wurde. Eine Folge dieser Erscheinung ist es, daß die in Amerika einheimischen Gewächse, anstatt ihre Wurzeln in perpendikulärer Richtung in die Erde hinab zu treiben, sie vielmehr horizontal an der Oberfläche derselben hin verbreiten, und so gleichsam instinktmäßig der ihnen so verderblichen Kälte im Innern ausweichen.

Diese Kälte empfand man auch in den Einwirkungen der Luft; denn durch Vergleichung der genauesten Experimente überzeugt man sich, daß zwischen dem Klima der alten Welt und dem der neuen ein Unterschied von zwanzig Graden Statt findet, so daß in Amerika unter dem vierzigsten Breitengrade keine größere Hizze Statt findet, als sie in Europa unter dem sechszigsten ist.

Diese Beschaffenheit der Luft mußte nothwendig auf die Pflanzen und die Thiere der neuen Welt einen starken Einfluß äußern. In derselben existirte zwischen den Wendekreisen keines von den größern vierfüßigen Thieren, und einige Naturforscher, die auf diesen Umstand aufmerksam waren, folgerten daraus, daß unter einem Klima, das für die vornehmsten Organisationen der thierischen Welt so ungünstig sei, Pflanzensaame sich noch viel weniger entwikkeln könne, eine Muthmaßung, die durch das Ausarten aller aus Europa eingeführten Thiere bestätiget wird, welches so merklich

wurde, daß man sehr ernstlich besorgte, ihre Racen würden allmählich ganz ausgehen. *)

Dieselbe Veränderung bemerkte man auch an den Vegetabilien, die man aus Europa in die neue Welt verpflanzt hatte. **) Der Weizen, mit so vieler Vorsicht man auch bei der Saat desselben zu Werke gieng, brachte im Allgemeinen blos eine Pflanze mit tauber Aehre hervor, die einen ungewöhnlich dikken Stängel hatte. In vielen Gegenden gab man daher den Bau desselben ganz auf. Der Weinstock wollte durchaus nicht gedeihen, ob man ihn gleich in südlichern Breitengraden, als die Europäischen sind, anpflanzte. Der Kaffee steht noch so tief unter dem Arabischen, daß, wenn man ihn auch mit Mochakaffee vermischt, der Betrug doch von den Bewohnern der Levante durch den Geruch sowol, als durch das Auge leicht entdekt wird. Wenn man ihn nicht zu sehr wohlfeilen Preisen verkauft: so findet er in der Türkei keine Liebha-

*) Diese Bemerkung ist aus Bertrand's natürlicher und politischer Geschichte von Pensylvanien. Sie paßt aber jezt nicht mehr auf Südamerika, in dessen angebautern Theilen sich viele Europäische Hausthierracen eher verädelt, als verschlechtert haben. Dies gilt unter andern auch von den Pferden in Peru, in denen man alle Eigenschaften der ädeln Andalusischen Race, von welcher sie abstammen, wieder finden will.

**) Diese Bemerkung wird von Garcilaso gemacht, bei Gelegenheit, da er von den Kirschbäumen redet, die von einem Kaufmann, Nanrens Gaspar Alkozer, 1580 nach Peru gebracht wurden.

ber. *) Der Kanarien-, Chinesische und Aegyptische Zukker hat vor dem Brasilischen entschiedene Vorzüge, ob dieser gleich für den besten in Amerika gehalten wird.

Wasser- und sehr saftreiche Pflanzen waren demnach diejenigen, welche in dem hiesigen Boden am besten fortkamen, der sehr feucht und morastig, und mit dichten Wäldern bedekt war, und also die Erzeugung der ungeheuern Schwärme von Insekten, von denen die ersten Pflanzer bei jedem Schritt gequält wurden, ungemein beförderte. Denn da ihr so zahlreicher Saame von der Gewalt des Windes, der in diese Dikkichte nicht dringen konnte, weder zerstreut noch zerstört wurde: so müssen sie sich auf eine erstaunenswürdig schnelle Weise vermehrt haben.

Seit drei Jahrhunderten hat die Kultur diesen Mängeln abgeholfen. Rastlose Arbeit, das Niederhauen der Bäume und Gebüsche, das Austroknen der Sümpfe, und die Wärme, welche die überall errichteten Wohnungen verbreiteten, haben die Luft milder gemacht. Der Boden hat durch die Bemühungen des Landbaues

*) Der Verfasser spricht blos von den Amerikanischen Ländern zwischen den Wendekreisen. Wäre dies nicht: so würde man ihm den Einwurf machen können, daß in den vereinigten Staaten der schönste Weizen gebaut wird, und in den hintern Gegenden derselben die Traube wild wächst. Was den Kaffee betrifft: so behauptet Edwards, daß ihn in Westindien nicht der Boden, sondern die Behandlung schlechter mache, als in Arabien.

seine innere Kälte verlohren, indem es die durch den Pflug gezogenen Furchen den Sonnenstrahlen möglich gemacht haben, in denselben bis in eine beträchtliche Tiefe hinabzudringen. Da er nun auch durch die Salztheile der abgefallenen Blätter und erstorbenen Pflanzen, die sich seit einer langen Reihe von Jahren gesammelt hatten, und einen natürlichen Dünger lieferten, verbessert worden war: so sind viele Vegetabilien zu einer außerordentlichen und staunenswürdigen Höhe emporgeschossen, wie dies in allen gebirgigen Landstrichen, wenn gleiche Umstände in denselben Statt fanden, bemerkt worden ist.

Da aber Fleiß und Arbeit die aus ihrer Lage entspringenden Verhältnisse der Länder nicht zu ändern vermögen: so werden auch die örtlichen Verhältnisse Peru's dem Gedeihen des Akkerbaues, und der Erziehung und Kultur vegetabilischer Produkte ein ewiges Hinderniß entgegensezzen.

Aus den großen Kordilleras, die das ganze Südamerika durchschneiden, läuft eine kleinere Gebirgreihe aus, die man die Küsten-Kordilleras nennt, und die von jenen durch einen Zwischenraum von 20 bis 25 Meilen getrennt ist. Aus dem Wasser, das sich in derselben sammelt, entstehen die Flüsse, die sich mit einem, der jähen Abdachung des Landes angemessenen Ungestüm in die Südsee ergießen, in deren Nähe derjenige Landstrich liegt, den man die Valles nennt. Man hat diesen leztern, so weit dieses thunlich war, durch Anlegung von Kanälen, die man von den Flüssen aus zog, fruchtbar zu machen gesucht.

Zwanzig, dreißig bis vierzig Meilen lange Einöden und dürre Sandflächen trennen vom Hafen Atakama an bis nach Guayaquil die Thäler von einander. Die Flüsse sind nicht fähig, sie hinlänglich zu bewäs-sern, und von dem Regenwasser darf man dieses eben-falls nicht erwarten. Denn da die aufsteigenden Dün-ste von dem ewigen Schnee, der die Gipfel der Gebir-ge bedekt, abgekühlt, und zugleich durch die in der hei-ßen Zone und in der Nähe des Aequators Statt finden-de Wärme erhizt werden: so bleibt sich die Temperatur derselben immer gleich, und dies hindert sie, sich in or-dentliche Wolken zu sammeln. Dies ist sicher auch der Grund von dem außerordentlichen Phänomen, daß hier niemals Gewitter und Stürme verspürt werden; und daher kömmt es, daß man die Häuser durch ein leich-tes Strohdach, welches nur eben den Thau und die Feuchtigkeiten der Nacht aufhält, hinlänglich geschüzt glaubt.

Hinter den Küsten-Kordilleras, zwischen ihnen und der höhern Gebirgreihe, die den Namen der königlichen Kordilleras oder des Andesgebirgs führt, liegt die Landschaft, welche man la Sierra nennt, und die sich vom Gericht Chachapoyas bis zu den großen Minen von Potosi erstrekt. Auf den Gipfeln der hohen Gebirge, die sie umgeben, und die von der unermeßlichen Last des sie ewig bedekkenden Schnees nie befreit werden, entspringen die Ströme, die durch den ungestümen Sturz ihrer Fluthen nach und nach jene ansehnlichen Vertiefungen in dem Boden hervorgebracht haben, welche zugleich mit den Flüssen und Bächen,

die sie durchschneiden, Quebradas genannt werden. In diesen werden alle Gewächse erbaut, die zum Unterhalt der Menschen dienen. Der Rükken der Gebirge enthält Triften für die Schaafe, aber ihre Gipfel bestehen aus Felsenmassen, die entweder ganz kahl, oder mit einigem niedrigen Moos bedekt sind.

Aus dem Bishergesagten kann man leicht schließen, daß, wenn nach den genauesten Berechnungen und nach des Marschalls Vauban Behauptungen auf einer Quadratmeile acht hundert Personen bequem ihren Unterhalt finden, in Peru Landstrekken von zwanzig, ja wol von dreißig Meilen sind, welche den Fleiß und die Anstrengungen des Landbauers nicht mit einer einzigen Pflanze, die zur Fütterung seines kleinsten Hausthiers dienen könnte, belohnen würden. Die Natur hat jedoch diese schrekliche Unfruchtbarkeit durch den Uiberfluß an jenen köstlichen Metallen vergütet, die sich seit der Entdekkung der neuen Welt ungeheuer vermehrt, und, da sie für die Repräsentanten aller Arten von Produkten gelten, das alte Handelssystem der Erde gänzlich verändert haben.

Die dürren Gebirge von Peru können mit mehr oder weniger Recht als ein Laboratorium betrachtet werden, in welchem die Natur unerschöpfliche Vorräthe von Gold und Silber bereitet. Die einzige Mine von Huantajaya ausgenommen, welche bei dem Hafen Iquique liegt, befinden sich die reichsten Bergwerke in den rauhesten und unfruchtbarsten Gegenden der Sierra, wo der gänzliche Mangel an Gewächsen, mit andern Worten, die Unfruchtbarkeit des kalten Bodens

selbst im Allgemeinen ein sicheres Zeichen ist, daß man an solchen Stellen die ädelsten Metalle mit Erfolg suchen dürfe.

Da die Indianer nicht nur mit der Münzkunst, sondern auch mit den bewundernswürdigen Kräften hydraulischer Maschinen, und mit den Geheimnissen der Mineralogie, besonders in so fern sie sich auf Chemie und unterirdische Geometrie beziehen, ganz unbekannt waren: so war auch ihr Bergbau nicht von großer Bedeutung. Der lezte Kaiser von Peru konnte nicht einmal die Summe von anderthalb Millionen Piaster in Gold und Silber aufbringen, die er als Lösegeld erlegen sollte, und die Schäzze, die die Plünderung von Kuzko eingetragen hatte, wurden nicht höher als zehn Millionen gerechnet. Diese Summe war sehr klein, wenn man bedenkt, daß eine so lange Reihe von Jahren hindurch gesucht und gespart worden war; sie war aber unermeßlich groß, wenn man erwägen will, daß man, um sie zusammen zu häufen, sich nur des sehr einfachen Mittels hatte bedienen können, die kleinen Goldkörner, die vom Wasser losgespült worden waren, aus dem Sande der Flüsse zu waschen, und das wenige massive Silber, das man in Gruben, die häufig nicht über einen Faden tief waren, fand, zu sammeln.

Nach dem mäßigsten Anschlage der Spanischen Schriftsteller, unter denen wir Monkada, Navarrete und Ustariz besonders anführen wollen, belaufen sich die Summen, die Spanien aus Amerika in den zwei hundert Jahren, die seit seiner Eroberung bis in's Jahr 1740 verflossen sind, erhalten hat, auf

9,000 Millionen Piaster. Die Mine von Potosi allein lieferte in den ersten neunzig Jahren, da man sie bearbeitete, 395,619,000 Piaster, eine ungeheure Ausbeute, die desto mehr unsere Verwunderung erregt, wenn man bedenkt, daß Metallurgie bisher nicht nach wissenschaftlichen Grundsäzzen, sondern nach einem alten, blinden Herkommen betrieben worden war.

Ob man auf diese unerschöpfliche Quelle von Reichthum ein größeres Augenmerk richten müsse, als auf die übrigen Gaben, die hier der Boden spendet, oder ob die Naturprodukte und ersten Lebensbedürfnisse, die den Akkerbau vermehren und erweitern, die Gegenstände einer gleich großen, oder vielleicht noch fortgeseztern Aufmerksamkeit seyn sollten, das ist ein Problem der politischen Oekonomie, welches sich, wenn man auf die Lage, den Boden und die Produkte Peru's einen Blick wirft, sehr leicht auflösen lassen wird.

Das Vicekönigreich Peru nimmt, seitdem verschiedene Stükke davon getrennt worden sind, und Buenos Ayres seinen eigenen Vicekönig hat, im Norden seinen Anfang bei Tumbes, und erstrekt sich südlich, indem man 500 Meilen bis zu dieser Gränze zu reisen hat, bis nach Vilkanota, dem südlichen Ende der Provinz Tinta, von da aber an der Küste bis an die Wüste Atakama, die von jener über 600 Meilen entfernt ist. Es wird in sieben Intendantschaften getheilt, welche 1360 Städte und die 49 Departements, wie sie jezt heißen, in sich begreifen. Auf diese 49 Departements sind nämlich die 77 Jurisdiktionen oder Gerichte, die

vor dieser Einrichtung angenommen waren, vermindert worden.

Die Bevölkerung steht mit der Größe des Landes in keinem Verhältniß. Wenn man auch den höchsten Angaben beipflichtet: so beläuft sich die Zahl seiner Einwohner nicht über eine Million. In dieser Zahl sind 400,000 Indianer mit einbegriffen; das Uibrige besteht aus Weißen oder gemischten Racen. Wenn man diese Angabe mit den Uibertreibungen der Gegner der Spanier vergleicht, die, indem sie ihnen den verhaßten Beinamen: Vertilger der Amerikaner gaben, so gern den Glanz ihres Kriegsruhms verdunkeln möchten: so zeigt sie dem Blick freilich eine ungeheure Entvölkerung, die, wenn man den Grad der Thätigkeit und die Lebensweise bedenkt, denen sich die Nationen, welche vormals diese Länder bewohnten, überließen, nicht erst in neuern Zeiten eingerissen seyn kann.

In der That, unmöglich kann man glauben, daß in der kurzen Zeit von 1513, in welchem Jahre die ersten Unternehmungen gegen Peru Statt fanden, und 1517, wo die erste regelmäßige Negereinfuhr erfolgte, durch die dem merklich gewordenen Mangel an Menschenhänden abgeholfen und der Akkerbau belebt werden sollte, *) daß in dieser Zeit so viel Blut vergossen, so

*) Ferdinand der Katholische schickte 1510 für seine eigene Rechnung einige Neger nach Amerika; 1516 aber erhielt eine Privatperson, mit Namen Chevris, das ausschließende Vorrecht, Neger dahin einzuführen. Chevris überließ dieses Privilegium für 23,000 Dukaten an eine Gesellschaft Genuesischer

unsäglich viele Schlachtopfer hingewürgt worden seyn sollten, und dies alles nur, weil man sich das barbarische und unvernünftige Vergnügen, zu zerstören und Verbrechen zu begehen, nicht versagen konnte. Da es zugleich erwiesen ist, daß solche Länder, in welche die Spanischen Heere nicht drangen, so entsezlich menschenleer sind, daß man viele Meilen weit nicht die geringste Spur von einer Wohnung findet, und daß unter der Regierung der Ynkas in ganz Peru, Kuzko allein ausgenommen, kein Platz zu finden war, der den Namen einer Stadt verdiente: so bringt es die Gerechtigkeit mit sich, die ganz irrigen Vorstellungen, die man sich nur zu oft von der in Amerika angerichteten Verödung und Verheerung machte, ganz zu verbannen.

Diese Verheerung wäre wahrhaftig von einer furchtbaren Größe, wenn die Behauptung, daß sich die Zahl der Urbewohner auf 300 Millionen belaufen habe, nicht im höchsten Grade unwahrscheinlich wäre. Der abgeschmakte Schriftsteller, *) von welchem diese übertriebene, und eben darum gar keine Berükksichtigung

Kaufleute, welche den ersten Negertransport, der aus 500 Männern und eben so viel Weibern bestand, zu Anfange des Jahres 1517 nach St. Domingo brachten.

Der Verfasser fällt hier offenbar in einen Irrthum. Im Jahr 1513 wurden noch keine eigentlichen Expeditionen nach Peru gemacht, noch viel weniger konnte damals die Rede davon seyn, dieses Land mit Negern zu versorgen. D. Uib.

*) Riccioli.

verdienende Angabe herrührt, hat keine Jünger gefunden. Die, welche ihm am nächsten kommen, nehmen doch die Bevölkerung des ganzen Amerika vom entlegensten Süden bis zum äußersten Norden und aller dazu gehörigen Inseln zu nicht höher, als hundert Millionen an. Aber so beträchtlich auch diese Verringerung ist: so weicht sie doch noch immer sehr von der Wahrheit ab; denn politische Rechenmeister, die diesen Gegenstand mit Unpartheilichkeit behandelt haben, geben der ganzen neuen Welt zur Zeit ihrer Entdekkung nicht mehr, als vierzig Millionen Einwohner.

Die wahren Ursachen der Entvölkerung Amerika's liegen im Allgemeinen in der Lebensweise, auf welche die Urbewohner beschränkt waren. Da sie vornehmlich von der Jagd und vom Fischfang lebten: so verflossen ihre Tage unter heftigen Anstrengungen, während es ihnen an Nahrungsmitteln, die auf die Fortpflanzung ihres Geschlechts einen günstigern Einfluß hätten haben können, ganz fehlte. Die Kriege, welche die Nationen, die dieses Land bewohnten, fast ohne Aufhör mit einander führten; die Menschenopfer, die einige von denselben darzubringen pflegten; die Morde, die bei andern sehr gemein waren, und endlich das ungesunde Klima, besonders in den Inseln und Provinzen in der Nähe des Aequators, die mit Wäldern und Sümpfen bedekt waren, welche der Atmosphäre eine größere Feuchtigkeit gaben, als sie in irgend einem andern Theile der Erde besizt, — alle diese Umstände vereinigten sich, das Steigen der Bevölkerung zu verhindern. Die gänzliche Unbekanntschaft der Amerikaner

mit solchen nüzlichen Künsten, durch welche das Leben an Bequemlichkeit gewinnt, trug ebenfalls zu dieser Entvölkerung nicht wenig bei.

Diesem leztern Mangel suchten die Indianer in Peru auf eine Weise abzuhelfen, die mit ihren unvollkommenen Kenntnissen genau übereinstimmte. Da sie nicht bis Zwanzig zu zählen im Stande waren, ohne sich solcher materieller Hülfszeichen zu bedienen, die die Stelle der Begriffe von Zahlengrößen vertreten konnten: so nahmen sie ihre Zuflucht zu den Quipos, deren Kombinationen, Knoten und Farben ihnen anstatt aller Rechenkunst, Geschichte und malerischen Darstellung dienten. Die berühmten Ruinen der Festung von Kuzko zeigen uns, wie weit menschliche Kraft reicht, wenn sie weder durch die Kenntniß des Gleichgewichts, noch durch Maschinen unterstüzt wird. Diese Trümmer liefern den Beweis, daß die Peruaner zu den Zeiten der Ynkas ihre Gebäude mit Festigkeit aufführten, und ihnen den Stämpel der Größe aufdrükken wollten. Das Aeußerste, was jedoch ihre Baukunst zu thun vermochte, bestand darinn, daß sie durch eine große Anzahl von Menschen Steine von ungeheurer Größe auf einander schichtete, *) und selbst dieses verdien-

*) Man rechnet, daß die Felsenstükke, aus denen dieses Gebäude aufgeführt ist, zwölf bis 15 Tonnen wiegen. Eines von denselben, welches auf dem Boden liegt, und zu dem Zwekke, zu welchem es bestimmt war, nicht gebraucht worden zu seyn scheint, ist von so ungeheurer Größe, daß man nicht begreift, wie es bei so einfachen Hülfsmitteln aus dem Stein-

te, da es von einer Nation geschah, der es an aller mathematischen Kenntniß fehlte, die höchste Bewunderung.

Es ist eine Bemerkung des berühmten Linné, daß in allen unangebauten und wilden Ländern die Flüsse, im Verhältniß zur Menge ihres Wassers, breiter sind, und mehr Raum einnehmen, als in Gegenden, die von gebildeten Nationen bewohnt werden. Peru zeugt für die Richtigkeit derselben; denn hier muß man alle Augenblikke über kleinere und größere Ströme sezzen, die in einem Lande, in welchem noch wenig Brükken den Waarentransport erleichtern, dem Handelsverkehr außerordentliche Schwierigkeiten in den Weg legen. Die Brükken, welche die Urbewohner zu ihren Zwekken brauchten, waren ohne Bogen, die sie nicht zu bauen verstanden. Flöße und Brükken von Seilen helfen jedoch einigermaßen dieser Unbequemlichkeit ab, die von einer Nation, welche keine Reisen im Innern unternahm, als wenn sie ihren Tribut nach Kuzko brachte, unmöglich gefühlt werden konnte.

Die erwähnten Umstände haben zugleich mit den Mängeln, die dem Boden eigen sind, in Peru den Akkerbau gehindert, große Fortschritte zu machen; denn man hat sich gleich im Anfange überzeugt, daß es in eben dem Grade, in welchem es die Natur mit Metallen aller Art gesegnet hat, zu einer Unfruchtbarkeit verdammt ist, die jede Mühe unbelohnt läßt. Die Ge-

bruche, in welchem es losgearbeitet wurde, hierher gebracht werden konnte.

schichte der Yukas enthält folgende Bemerkung: „Es giebt wenig gutes Land in Peru; um Kallao geht in einem Striche, der über 150 Meilen in der Runde hat, wegen der außerordentlichen Kälte der Mais nicht einmal auf. In den Thälern ist der Wassermangel für das Gedeihen der Gewächse ein unübersteigliches Hinderniß, und überdies hat man eine verbrannte, dürre Küste, die sich über 700 Meilen weit strekt, und durch welche nicht ein einziger Fluß strömt.“ Dies sagte schon einer der frühesten Geschichtschreiber von Peru, und er hat vollkommen Recht.

Die Zeit, die über alle Spekulationen und Möglichkeiten entscheidet, hat die Richtigkeit dieser Bemerkung völlig erwiesen; denn in fast drei Jahrhunderten ist es nicht möglich gewesen, die Produkte von Peru einigermaßen zu vermehren. Indessen reichen diese doch für die Zahl seiner Bewohner hin, die sie allein konsumiren, und zwischen denen ein fortwährender Verkehr Statt findet, indem die Provinzen einander mit solchen Konsumtionsartikeln aushelfen, die in der einen im Uiberfluß vorhanden sind, in der andern hingegen ganz fehlen. In diesem Handel, der sowol zur See, als zu Lande getrieben wird, hatte das Vicekönigreich Lima zu Ende des Jahres 1789 nicht weniger, als 725,192 Piaster gewonnen, eine Summe, zu welcher man auch mit geringen Abweichungen den Gewinn anderer Jahre anschlagen kann.

Der Gewinn, welchen diesem Vicekönigreiche in dem genannten Jahre die Ausfuhr seiner Produkte in die Provinzen von Buenos Ayres brachte, stieg

über eine Million Piaster. Man kann nicht sagen, daß es Handel zur See mit diesen Provinzen triebe, obgleich die Kriegsereignisse im Jahre 1779. die Veranlassung waren, daß zwei bis drei Schiffe von Kallao nach Montevideo gesendet wurden, die zum Theil eine Ladung von Kakao und Cinchona oder Fieberrinde, welche dort auf Schiffe gebracht werden sollte, die nach Kadix abgiengen, zum Theil von Zukker, Honig und Tüchern aus den Fabriken des Landes, die für die Konsumtion des Innern bestimmt waren, an Bord hatten. Es ist zwar wahr, daß es gewöhnlich ist, in der Barke, die zuweilen aus dem Hafen Montevideo nach Arika segelt, um die Minen in diesem Bezirk mit Quecksilber zu versorgen, Retourladungen von Talg und Paraguaykraut abgehen zu lassen; aber diese sind so unbedeutend, daß sie in obiger Rechnung keinen Unterschied machen.

Dagegen belief sich der innere Handel mit Produkten, welchen die Intendantschaften Arequipa und Kuzko über die Städte Potosi und Chuquisaka, die als Stapelplätze angesehen werden müssen, nach Buenos Ayres trieben, auf die Summe von 2,034,980 Piaster. Von derselben kamen 1,300,475 Piaster für gebrannte Wasser, Weine aus den Thälern Lokumba, Mages und Viktor, Mais, Weizenmehl, Baumwolle, Oel, Piment, Zukker und andere Produkte von minderm Belang auf die Provinz Arequipa. Der Rest dieser Summe, der sich auf 735,505 Piaster belief, gehörte der Intendantschaft Kuzko für Friese und andere wollene Manufakturwaaren, Zukker, Getrai-

de u. a. Dinge, die sie ausgeführt hatte. Buenos Ayres lieferte seinerseits der Provinz Arequipa an Vieh, gedörrtem Fleisch, Wolle, Talg, Kakao, Kupfer, Zinn u. a. Dingen für 389,260 Piaster. Kuzko erhielt aus demselben Vicekönigreiche an Mauleseln, Schaafen, *) Hornvieh, Häuten, Wachs, Seife, Talg, Fries u. a. für 475,530 Piaster. Mithin blieb in diesem Handel der Intendantschaft Arequipa ein reiner Gewinn von 911,215, und der Intendantschaft Kuzko von 258,975 Piastern. Durch diesen Verkehr wird jährlich in das Vicekönigreich Lima über eine Million Piaster, die in der Münze zu Potosi geschlagen sind, gebracht, und in demselben in Kours gesezt.

Da diejenigen Provinzen der la Sierra, die zu Buenos Ayres geschlagen sind, die meisten Minen enthalten, und also am meisten bevölkert, so wie auf der andern Seite am unfruchtbarsten sind: so müssen sie die Produkte, die sie zu ihrer sehr starken Konsumtion nöthig haben, aus den Küstengegenden erhalten, die der einzige Theil von Peru sind, in welchem man das Land mit Vortheil bauen kann. Arequipa liefert ihnen wegen seiner Nähe das meiste; aber auch Kuzko nimmt wegen seiner Manufakturen an diesem Handel Theil, und liefert ihnen Friese und andere Zeuche, welche die Einwohner zur Kleidung

*) In dem Jahre 1789, auf welches man sich hier immer bezieht, wurden auf dem Wege von Kuzko 120,000 Schafe aus Buenos Ayres nach Lima gebracht, so wie aus der Sierra, die zu dem erstern geschlagen ist, in das leztere 20,000 Mauleſel eingeführt wurden.

verlangen. Es muß jedoch bemerkt werden, daß die vermehrte Einfuhr der Europäischen Manufakturartikel auf dem la Plata strom diesen Handelszweig in neuern Zeiten sehr heruntergebracht hat, indem die Kamelotte, Barchete, Halbtücher u. dgl., die auf diesem Kanal in das Land gebracht werden, um wenig mehr, als den Einkaufspreis verkauft, und durch diese Konkurrenz den Friesen und andern inländischen Manufakturwaaren äußerst nachtheilig geworden sind.

Der Handel mit den übrigen Spanischen Statthalterschaften geschieht zur See, und zwar vom Hafen Kallao aus, in Fahrzeugen von verschiedener Größe, die größtentheils den Einwohnern von Lima gehören. Dieser Hafen ist der Sammelplatz von einer Anzahl Schiffen, deren Tonnenzahl zwischen 16,000 und 17,000 beträgt; 5000 Tonnen sind blos für die Schifffahrt auf der Südsee und den Handel mit Guatimala und Panama bestimmt.*) Die Handelsbilanz ist, ohne eine einzige Ausnahme, in größerm oder geringerm Grade zum Nachtheil des Vicekönigreichs Lima; denn dieser Verkehr verschlingt alle Jahre einen Theil der in demselben cirkulirenden Geldmasse.

Mit dem Königreiche Chili wird er vornehmlich in den drei Häfen desselben, Konteption, Valpa-

*) Im Jahre 1789 hatte der Hafen Kallao acht Gallionen von 1800 bis 900 Tonnen, eilf Handelsfregatten von 650 bis 300 Tonnen, und 14 Paketboote von 400 bis 125 Tonnen. Genau genommen betrug die Tonnenzahl sämmtlicher Schiffe 16,375.

raiso und Koquimbo betrieben. Die Artikel, welche Lima in dasselbe ausführt, bestehen vorzüglich in Zeuchen, theils aus den Manufakturen des Landes, theils aus denen von Quito, in Zukker, Salz und Reiß. Dagegen erhält es aus Chili eine große Menge Getraide, Talg, Kupfer, Häute, Tauwerk u. a. Dinge. Die Exporten betrugen 1789, 458,317, die Importen hingegen 629,800 Piaster, so daß sich die Handelsbilanz mit einer Summe von 171,483 Piaster zum Vortheil Chili's neigte.

Der Grund, warum für dieses Gouvernement ein so ansehnlicher Gewinn aus diesem Handel hervorgeht, muß in der Unfruchtbarkeit gesucht werden, welche das schrekliche Erdbeben, das sich zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts ereignete, in den Thälern um Lima verursachte. Mehrere Jahre nach demselben ärndtete man durchaus nichts, und da die Ebenen zum Weizenbau ganz untauglich gemacht worden waren: so stieg der Preis des Scheffels auf 30 Piaster. Dieses allgemeine Unglück gab dem gegenwärtigen Kornhandel sein Entstehen; denn die Schiffe, mit welchen man denselben gegenwärtig betreibt, waren vorher mit ganz andern Artikeln beladen.

Der Handel mit Getraide zum Verbrauch der Peruanischen Hauptstadt scheint beinahe die Hälfte der großen Summe, auf welche der Werth der Importen steigt, auszumachen. Im Jahre 1789 wurden 218,000 Scheffel Weizen, die an Werthe 275,000 Piaster betrugen, aus Chili eingeführt. Die übrigen Produkte des leztern würden, da sie in geringerer Menge ver-

sendet werden, und nicht unter die ersten Bedürfnisse gehören, nicht haben hindern können, daß es beständig von Peru abhängig geblieben wäre. Von diesen lezztern belaufen sich diejenigen, welche, um die Provinz Arequipa und die an sie gränzende, zum Gouvernement Buenos Ayres gehörige Landschaft damit zu versorgen, in die Häfen Iquique, Arika, Iho und Aranta, die man gewöhnlich die Zwischenhäfen nennt, gebracht werden, an Werthe nicht über 46,675 Piaster. Von dieser Summe muß sogar noch immer das abgerechnet werden, was die Einfuhr an Paraguaykraut beträgt; denn dieses ist kein Produkt Chili's, sondern wird erst durch zwei Schiffe in dieses Land gebracht, welche alljährlich vornehmlich mit einer Ladung von Tabak für Rechnung seiner Katholischen Majestät aus dem Hafen Pakasmayo abgesendet werden.

Obgleich die Insel Chiloe zum Vicekönigreich Lima geschlagen ist: so sieht man sie doch, wiewol uneigentlich, in kommercieller Rükssicht, weil sie Chili so nahe liegt, für einen Theil dieses Gouvernements an. Wie hoch sich der Handel dieses Eilands belaufe, das kann nicht genau ausgemacht werden, weil sich unter den Waaren, die es liefert, auch solche befinden, die nicht auf demselben erzielt worden sind. Die Ausfuhr nach demselben aus Lima betrug 1789, 30,000 Piaster, die Einfuhr hingegen 51,200. Die Bilanz war also mit 21,200 Piastern zum Nachtheil des Vicekönigreichs Lima.

Der einzige Verkehr, welchen man mit Valdi-

via, das keinen einzigen Ausfuhrartikel liefert, unterhält, geschieht durch zwei Schiffe, die jährlich dahin segeln. Das eine kömmt mit Lebensmitteln von Valparaiso, das andere mit dem Sold für die dortige Garnison von Lima. Der Umstand, daß hier gar kein Handel betrieben wird, darf nicht etwa der Unfruchtbarkeit des Bodens beigemessen werden. In geringer Entfernung von der Stadt, nach den Kordilleras zu, findet man Thäler, die an allen Arten Getraide und andern Produkten einen Uiberfluß haben. Die Gebirge sind mit ungeheuren Eichstämmen und andern Bäumen bedekt, die ein Bauholz liefern, nach welchem die stärkste Nachfrage ist, und die Goldminen in diesem Distrikte waren wegen der Feinheit des Metalles berühmt, welches sie lieferten, und das zu der Zeit, da sie noch bearbeitet wurden, jederzeit 23karatig war. Da aber die Einwohner zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts von den benachbarten Indianern niedergemezzelt wurden, und sich gegenwärtig nicht über 2000 Seelen belaufen: so ist die Lage von Valdivia wahrhaft beklagenswerth geworden. In der Absicht, seinen Handel wieder herzustellen, hat man es neuerlich zu einem Freihafen erklärt, der unter der Regierung von Chili steht.

Die Häfen Realexo und Sonsonate sind die einzigen, welche besucht werden, wenn man aus Kallao Waaren nach der Südküste des Königreichs Guatimala schafft. Der Betrag dieser Exporten, die in Pelzwerk, Wein, Branntwein, Oel u. a. bestehen, ist so unbeträchtlich, daß er 1789 nicht über 28,350 Pia-

ser stieg. Dagegen betrug die Einfuhr aus diesen Häfen an Indigo, Piment, Pech, Bretern aus Cedernholz, Brasilienholz u. a. 124,500 Piaster, und die Bilanz war also mit 96,150 Piastern zum Nachtheil des Vicekönigreichs Lima. Die Aufhebung der Aus- und Einfuhrzölle, die neuerlich den Häfen Omoa und Truxillo, die in dem nördlichen Theile des Königreichs Guatimala liegen, verwilliget worden ist, wird nothwendig eine Veränderung in diesem Handel zur Folge haben.

Der Handel zwischen den Vicekönigreichen Lima und Santa Fé geschieht theils zu Lande durch die Provinz Quito, theils zur See, in die Häfen Guayaquil und Panama. Die Ausfuhr aus Kallao in den Hafen Puna und nach dem Flusse Guayaquil besteht in Weinen von Koquimbo, Naska, Pisko und Konception, Branntwein, Zukker, Mehl, Kupfer u. a. Die Ausfuhr desselben Hafens nach Panama hingegen besteht vornehmlich in Zeuchen aus den Landesfabriken, Wolle und Mehl. Die vornehmsten Artikel, die zu Lande in die Zwischenhäfen Paita, Pakasmayo, Truxillo u. a. geschafft, und aus diesen weiter nach Guayaquil und Panama befördert werden, sind Baumwolle, gegerbtes Leder, Schuhe, Hüthe, Fries und Zukker. Im Jahre 1789 betrugen sämmtliche Exporten an Werth 128,295 Piaster.

Dagegen besteht die Einfuhr aus dem Vicekönigreiche Santa Fé nach Lima, die aus den Häfen Guayaquil und Panama nach Kallao oder in

die Zwischenhäfen Paita und Truxillo geht, in Kakao, Kaffee, Wachs und andern Produkten, und belief sich in dem genannten Jahre an Werthe auf 284,460 Piaster. Lima verlohr also in diesem Handel 156,164 Piaster.

Diese Uibersicht von dem gegenwärtigen Zustande des Handels von Peru und von seinen Naturprodukten mag hinreichen. Sie zeigt, wie traurig es um diesen Handel bestellt ist, da das Land, wenn man den Gewinn ausnimmt, den ihm der Verkehr mit einigen Provinzen von Buenos Ayres bringt, die Produkte, welche es zu seiner Konsumtion aus andern Provinzen Amerika's erhält, mit den seinigen nicht einmal im Gleichgewicht zu erhalten vermag. Diese Behauptung wird in das hellste Licht gestellt werden, wenn wir das Bishergesagte noch einmal wiederholen:

| | Piaster. |
|---|---|
| Ausfuhr nach Buenos Ayres | 2,034,980 |
| Einfuhr aus Buenos Ayres | 864,790 |
| Lima gewinnt | 1,170,190 |
| Ausfuhr nach Chili | 458,317 |
| Einfuhr aus Chili | 629,800 |
| Lima verliert | 171,483 |
| Ausfuhr nach Chiloe | 30,000 |
| Einfuhr aus Chiloe | 51,200 |
| Lima verliert | 21,200 |
| Ausfuhr nach Guatimala | 28,350 |
| Einfuhr aus Guatimala | 124,500 |
| Lima verliert | 96,150 |

| | Piaster. |
|---|---|
| Ausfuhr nach Santa Fé | 128,295 |
| Einfuhr aus Santa Fé | 284,460 |
| Lima verliert | 156,165 |
| Totalbetrag sämmtlicher Ausfuhr | 2,679,942 |
| Totalbetrag sämmtlicher Einfuhr | 1,954,750 |
| Lima gewinnt also noch | 725,192 |

Zu dieser Summe kömmt noch der ganze Betrag der Schiffsfracht, die von den Geldern, welche die Waarenverkäufe einbringen, zu allererst abgezogen, und ausschließend Personen zu Theil wird, welche in der Provinz Lima *) wohnen; denn diese sind allein die Besizzer der Handelsschiffe, so wie der Mauleſel, deren man sich zum innern Transport bedient. Wenn man Landesprodukte auswärts verkauft oder versendet: so sind die Kommissionsgebühren zu vier Procent festgesezt; wenn aber für die Städte im Innern des Landes Waaren aufgekauft, oder aus dem Auslande gezogen werden, desgleichen wenn diese die Gelder dafür einsenden: so werden keine Kommissionsgebühren angerechnet, sondern es ist allgemeine Sitte, diese Pflichten des Vertrauens und der Freundschaft unentgeltlich zu verrichten. Jene wohlthätigen Assekuranzanstalten, durch

*) Der Verfasser unterscheidet die Provinz Lima, eine von den sieben Intendantschaften, in welche Peru getheilt wird, von dem Vicekönigreiche Lima. Unter dem leztern versteht er Peru nach den Gränzen, die es gegenwärtig hat, da so viele Stükke von demselben getrennt, und zu andern Gouvernements geschlagen worden sind, oder besondere Statthalter erhalten haben. D. Uib.

welche der Kaufmann von den Gefahren, die ihm der Ocean droht, befreit, und vor dem Unglück, sein ganzes Kapital zu verlieren, verwahrt wird, kennt man hier zu Lande nicht. In der That, so klein auch die Anzahl der Handelsschiffe in der Südsee ist: so würden doch selbst diese unter solchen Umständen es nicht lange aushalten, wenn es der Industrie, in der Absicht zu gewinnen, einfallen sollte, ihre Kombinationen zu vervielfältigen, und wenn sie demnach das Risiko öfter erneuern, und nach einer größern Anzahl von Seeplätzen, als bisher, segeln müßten.

Obige Summe erhält nur einen sehr unbedeutenden Zuwachs durch die geringe Quantität Vigognewolle, von welcher jährlich ungefähr für 10,000 Piaster exportirt wird, und durch die Ausfuhr von 2000 Centnern Cinchona oder Fieberrinde aus Piura, Chachapoyas und Huambos, die, da man den Centner zu dem niedrigen Preise von 25 Piaster verkauft, an Werthe 50,000 Piaster betragen. Von der leztern hat man unlängst eine neue Art aus den im Gebirge gelegenen Provinzen Huanuko, Tarma und Xauja erhalten, aber bis jezt noch in so geringen Quantitäten, daß sie im Handel noch gar nicht in Betracht kommen können. Da sie wegen ihrer größern Wirksamkeit einen entschiedenen Vorzug vor allen bisher in Amerika entdekten Arten behauptet: so ist zu hoffen, daß man sie in Zukunft in größerer Menge erhalten wird. Sie ist unter dem Namen Roxa oder rothe Rinde bekannt, und unterscheidet sich wesentlich von den übrigen Arten, die Arrollada oder abgeschälte Rinde genannt werden.

Die Spanischen Landesgesezze empfehlen den Einwohnern aufs stärkste, sich auf den Handel mit Wolle zu legen, und ihn zu erweitern. In Peru kann dieser Handel nie mit Vortheil getrieben werden. Außer den Kosten des Reinigens und Kartätschens der Wolle, die ziemlich groß seyn würden, würde auch der Transport sowol zu Lande, als zu Wasser, so hoch zu stehen kommen, daß derjenige, welcher es unternehmen wollte, welche auszuführen, nicht den geringsten Vortheil dabei finden würde. Die Arrobe Wolle, 25 Pfund schwer, wird an Ort und Stelle selbst, wo sie geschoren wird, zu 1 Piaster verkauft; die Fracht aus den Provinzen Pasko und Xauja bis nach Lima kostet 4 Realen; die Kosten des Reinigens u. d. gl. betragen 2 Piaster, und der Transport nach Kadix würde 3 Piaster zu stehen kommen. Da sie in diesem leztern Hafen einem hohen Zoll von 3 Piaster 3 Realen unterworfen ist: so würde sie, ohne einmal die Kommissionsgebühren, das Risiko und die Zinsen für die angelegten Kapitalien in Anschlag zu bringen, mit der Wolle von Segovia und Kastilien, die weit feiner ist, und zu einem ungleich niedrigern Preise auf den Markt gebracht werden kann, die Konkurrenz nicht aushalten können.

Aus obigen Angaben erhellt zur Genüge, daß die Peruanischen Provinzen ihren Reichthum in den Eingeweiden, nicht auf der Oberfläche der Erde zu suchen haben. Alles, was das Mineralreich nur immer hervorbringen kann, ist innerhalb der Gränzen derselben zu finden; Alaun, Vitriol und Oker, Krystall, Basalt

und Schwefel, Kopx, (eine Art schwarzen Bergharzes von der Dichtigkeit des Asphalts, welches, ob es gleich den Fehler hat, daß es das Tauwerk verbrennt, dem man gleichwol dadurch, daß man es mit etwas anderm versezte, leicht abhelfen könnte, zum Schiffsbau anstatt des Pechs gebraucht wird,) Kupfer, Blei und Eisen, und ganz vorzüglich Gold und Silber, die allgemeinen Gleichungsmittel des Handels in allen seinen einzelnen Zweigen.

Llano Zapata bemerkt in der Abhandlung, die sich vor seinen Denkwürdigkeiten von Südamerika befindet, es seien zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts nicht weniger als 18,000 Mineralhaltige Distrikte, in denen sich nicht weniger, als 120,000 Minen befunden hätten, in Peru in die öffentlichen Register eingezeichnet gewesen. Ob sich gleich dieser Gegenstand des Handels und der Industrie aus Gründen, die hernach angeführt werden sollen, sehr merklich vermindert hat: so liefern doch die Bergwerke, so wie sie jezt bearbeitet werden, jährlich noch immer eine Ausbeute von vier und einer halben Million Piaster in Gold und Silber, ohne den Theil zu rechnen, der von diesen Metallen zu Geräthschaften des Bedürfnisses und des Luxus verarbeitet wird.

Als Metalle haben Gold und Silber einen innern Werth. Die Nationen, welche im Besitz derselben sind, sollten also über die Vermehrung derselben eben so sorgfältig wachen, als der Akkersmann darauf sieht, zu den Gewächsen, die er baut, neuen Saamen zu erhalten. Zwar geben sie dem, welcher sie hat, weder

Brod, noch Kleider, und wenn durch einen außerordentlichen Zufall auf einmal aller Handel und Wandel aufhören sollte: so würde das Land, welches an nichts, als an Gold und Silber einen Uiberfluß besäße, das unglüklichste seyn, und vor Hunger umkommen müssen. Da aber nach der natürlichen sowol, als von Menschen festgesezten Verbindung zwischen Ursache und Wirkung, durch sie alle Bedürfnisse, die zur Existenz des Menschen nothwendig sind, herbeigeschafft werden können: so werden auch die Besizzer derselben zu allen Zeiten auf Vortheile rechnen dürfen, die mit ihrem mehr oder weniger blühenden Zustande im genauesten Verhältnisse stehen. Man kann sie als einen Strom ansehen, auf welchem alles, was nüzlich und unentbehrlich ist, eingeschifft und fortgebracht wird; denn der Handel selbst ist nichts weiter, als der Ziehbrunnen, ohne welchen das in der Tiefe eingeschlossene Wasser für niemand einigen Nuzzen haben würde. Mit diesem leztern die Summe des aus den Bergwerken zu Tage zu fördernden Metalls in das richtige Verhältniß zu sezzen, ist Sache der Regierung. Einen deutlichen Begriff hievon kann man nicht eher bekommen, als wenn man auf das, was Peru alljährlich importirt, einen aufmerksamen Blick wirft.

2.

Da die Handelsbilanz sich nach dem Uiberflusse oder dem Mangel der Waaren jeden Augenblick verändert: so ist es unmöglich, die jährliche Einfuhr, die Konsumtion und den Werth der erhaltenen Artikel ge-

nau zu berechnen, besonders da die Zollhausregister den Fehler haben, daß man in denselben die Waarenpreise nicht verzeichnet findet. Denn diese sind ein Geheimniß, welches der Kaufmann sich vorbehält, weil er bei seinem Uiberschlage den Gewinn, den man ihm gönnen muß, darauf gründet, und das ihm daher die Regierung nicht ohne eine eben so verhaßte, als unnöthige Verifikation, die alle Freiheit der Kontrakte zerstören müßte, abfordern könnte.

Eine Berechnung, die sich auf die Anzahl der Konsumirenden gründete, würde, wenn von der Einfuhr die Rede ist, der Wahrheit sehr nahe kommen, wenn nicht unter den Einwohnern von Peru in Rükksicht auf ihre Kleidung ein gewaltiger Unterschied Statt fände. Der Landbauer in den ebenen Theilen, und die so nüzliche arbeitende Klasse in den Provinzen kleiden sich nämlich lediglich in solche Zeuche, die in den inländischen Manufakturen selbst verfertiget werden.

Die beste Regel, durch deren Hülfe man jene nüzlichen Data gewinnt, und das genaue Gleichgewicht zu erhalten im Stande ist, welches stets zwischen der Einfuhr und den Ausgaben, die man um ihretwillen macht, Statt finden muß, ist die, daß man den Betrag der Importen in das richtige Verhältniß zu dem effektiven Werthe der Landesprodukte zu bringen sucht. Wenn die erstern nicht in der Menge erfolgen, in welcher sie das Land bedarf: so sind seine Einwohner allen den unglüklichen Folgen der Theurung Preis gegeben. Wenn sie dagegen den Bedarf des Landes übersteigen: so leiden die, welche sie in dasselbe bringen,

den Schaden, den das Uiberschwemmen mit allzu gro-ßen Vorräthen stets nach sich zieht, indem die natürli-che Folge davon ist, daß alle Handelsartikel den Werth verlieren, und also auch im Preise sinken.

Dieser Grundsatz, den Theorie und Praxis auf gleiche Weise bestätigen, scheint durch den gegenwärti-gen Zustand des Handels im Königreich Peru in's hellste Licht gesezt zu werden. Die gegenwärtige Aus-beute an Gold, Silber und andern Metallen beläuft sich, wie wir bereits gezeigt haben, auf wenig mehr, als fünf Millionen Piaster. *) Und gleichwol giengen, vom September 1785 an gerechnet, binnen einem Jah-re in dem Hafen Kallao nicht weniger, als sechszehn Schiffe vor Anker, deren Ladungen an Werth auf 24 Millionen geschäzt wurden.

Diese unverhältnißmäßige Einfuhr, die sich in den folgenden Jahren beinahe eben so hoch belief, verbun-den mit der Leichtigkeit, mit welcher den innern Pro-vinzen auf einer andern Seite, nämlich auf dem la Plataſtrome Waaren zugeführt werden können, war die Veranlassung, daß man über den Verfall des Han-dels, über die Hindernisse, welche man ihm in den Weg legte, und über den Mangel an Geld, das ihm doch allein Leben und Thätigkeit geben konnte, ein allgemeines Geschrei erhob, und daß man sich immer mehr überzeugte, daß dieses die verderblichen Resultate

*) Diese Angabe dürfte doch wol zu niedrig seyn.

der unlängst in Spanien allen Häfen verwilligten Handelsfreiheit waren. *)

Diese eben so unbestimmten, als grundlosen Beschwerden, die den Blick lediglich auf das besondere Interesse des Kaufmanns beschränken, anstatt daß man ihn auf die Vortheile, die aus dem Kompensiren des Interesse aller unwidersprechlich hervorgiengen, hätte erweitern sollen, müssen, da sie dem Glück und der Wohlfarth der Nation entgegen waren, die höchste Mißbilligung erregen.

Fremdlinge, welche den Nuzzen vor Augen hatten, den neue Verfügungen in dieser Rükficht für sie haben konnten, nahmen, um dieses wahrhaft nüzliche System verdächtig zu machen, zu Spizfindigkeiten und Sophismen ihre Zuflucht. Da Spanien, sagen sie, im Verhältniß zu seiner Größe nur schwach bevölkert ist: so sollte man den Seehäfen nicht noch mehr Gelegenheiten und Mittel, sich zu bereichern, an die Hand geben. Denn da sie einen schnellen, sichern und vervielfachten Gewinn suchen: so sind sie blos auf ihren Handel bedacht, und kümmern sich weder um den Akkerbau, noch um die Volksmenge. Da Kadix, weil es sich wegen natürlicher Hindernisse durchaus nicht vergrößern läßt, **) eine größere Zahl von Einwohnern,

*) Vorher hatte nämlich, wie der Verfasser auch im Folgenden bemerken wird, blos Kadix den Handel mit Amerika betreiben dürfen.

D. Uib.

**) Man sehe hierüber Bourgoings Gemählde von Spa-

als es bereits hat, nicht aufnehmen und fassen kann: so wurden die Erzeugnisse zur Ausfuhr dahin gesendet, während die Familien selbst auf ihren Ländereien zurükblieben. Hieraus entstand der doppelte Vortheil, daß die Kapitalien erst cirkuliren konnten, und dann in das Innere gesendet wurden, wo sie die Besizzer der Grundstükke nuzten, den Akkerbau auf denselben noch mehr in Aufnahme zu bringen. In diesem Hafen ist ferner die Zahl der nach Indien handelnden Schiffe unendlich größer, als in jedem andern; folglich hat man auch in demselben mehr Gelegenheit, das Risiko zu theilen, eine Bequemlichkeit, die zur Aufmunterung des Kaufmanns durchaus nöthig ist, da dieser es nicht über sich bringen kann, sein ganzes Vermögen einem einzigen Zufall auszusezzen. Eben so lassen sich, wenn die Häfen in allzu großer Entfernung von einander liegen, in Absicht auf den Mangel oder den Uiberfluß an gewissen Handelsartikeln, den man aus den Remittirungen und Bestellungen, die aus Amerika erfolgen, kennen lernt, nicht leicht Spekulationen machen, und der Verlust, der nothwendig entstehen muß, wenn auf diese Weise die Märkte zu sehr angefüllt werden, läßt sich nicht leicht vermeiden. Und endlich werden die wohlfeilen Preise, für welche man ausländische Waaren bisher haben konnte, weil sie sich an einem einzigen Plazze häuften, durch das neue System in die Höhe getrieben; denn wenn man sie an zu viele Orte

nien Th. 2., wo dasselbe behauptet und ausführlicher bewiesen wird. D. Uib.

zerstreut: so darf man unmöglich hoffen, sie zu dem Mittelpreise zu erhalten, der eine Folge der bisherigen Konkurrenz war.

Wäre es der Zweck dieser Abhandlung, das neue System zu rechtfertigen: so würde es nicht schwer seyn die grundlosen Besorgnisse, die nur aus einem blinden Jagen nach Privatgewinn erzeugt sind, dadurch zu zerstreuen, daß man auf die Vortheile aufmerksam machte, welche aus der unbeschränkten Freiheit des Handels für die ganze Nation hervorgehen. Da sich die Betrachtungen, zu welchen dieser Gegenstand Anlaß giebt, nothwendig auf die Folgen beschränken müssen, welche diese Veränderung für Lima gehabt hat: so darf man, indem man sich auf eine genaue Vergleichung der Vergangenheit mit der Gegenwart stüzt, dreist behaupten, daß die Uibel, über welche man so oft geklagt hat, und die sich immer auf's neue fühlbar gemacht haben, nicht aus dieser Quelle herfließen.

Spanien, das von seinem Glükke geblendet war, und die chimärische Absicht hatte, sich die Produkte und Reichthümer der neuen Welt, die ihm zu Theil geworden war, ausschließend zuzueignen, verbot nicht nur seinen Ländern in Amerika den Handel mit dem Auslande, sondern legte auch dem Handelsverkehr, welches sie unter einander selbst errichten konnten, Hindernisse in den Weg. Obgleich durch das Edikt Karls I. *) vom Jahre 1529 allen Häfen am Welt-

*) Bekanntlich derselbe Fürst, der als Deutscher Kaiser unter dem Namen Karls V. berühmt ist. D. Uib.

ocean und am Mittelländischen Meere ein gleicher Antheil an dem Handel mit Indien in der Absicht zugestanden wurde, damit allen Provinzen der Krone Kastilien die daraus zu erwartenden Vortheile zufließen möchten: so wurden doch die nach Europa zurükkehrenden Schiffe unter harten Geldstrafen genöthigt, nirgends anders, als zu Sevilla einzulaufen. Durch diese Beschränkung wurde jene allgemeine Vergünstigung durchaus unwirksam gemacht.

Zur Versorgung der neuen Provinzen wurde das System der Gallionen als das sicherste gewählt, und ein Preisverzeichniß, das von Spanischen und Peruanischen Handelsdeputirten aufgesezt wurde, bestimmte den Werth, welchen die zu liefernden Waaren haben sollten. Der Verlust von Jamaika in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts vermehrte den Schleichhandel beträchtlich. Die Plünderung Panama's durch den Engländer John Morgan im Jahre 1670, welche die so lange fortgesezte Zurükhaltung der Kapitalien und Verzögerung der Geldrimessen, bis man von der Ankunft der Schiffe zu Karthagena Nachricht erhielt, nothwendig machte, zugleich mit dem Privilegium, welches in Gemäßheit eines Präliminärartikels im Utrechter Friedenstraktat einer Gesellschaft Englischer Kaufleute im Jahre 1713 zugestanden wurde, Peru dreißig Jahre lang mit Negern zu versorgen, brachte durch die Konkurrenz, der man Thür und Thor geöffnet hatte, diese berühmten Märkte so tief herunter, daß man nach Beendigung desjenigen, der im Jahr 1737 gehalten wurde, sich von der Un-

möglichkeit, dieses System noch länger fortdauern zu lassen, überzeugte.

An seine Stelle trat nun der Handel um das Kap Horn in einzelnen Schiffen, deren Anzahl aber so wenig durch besondere Verfügungen festgesezt wurde, als die Zeit ihrer Abreise. Da sie nun auch, wenn sie sich mit diesem Handel beschäftigen wollten, besondere Erlaubniß dazu haben mußten, die unter dem Vorwande, den Schleichhandel zu verhindern, nur nach einer unbeschreiblichen Menge Verzögerungen und unangenehmer Formalitäten erfolgte: so hemmte dieses, zugleich mit dem hohen Tonnengelde, welches erlegt werden mußte, den Erfolg eines jeden Unternehmens.

Zulezt wurde der Handel ganz frei gegeben. Das sich hierauf beziehende Regulativ war schon im Oktober 1778 erlassen worden, konnte aber erst nach der Herstellung des Friedens im Jahre 1783 in allen seinen Theilen in Ausführung gebracht werden. Da in der ersten Hizze, die die Neuheit verursachte, die Spekulationen, wie wir gesehen haben, so außerordentlich vervielfältiget wurden: so war es unmöglich, die Waaren abzusezzen und zu versilbern, und dies machte, daß viele Handelshäuser brachen, und ihre Zahlungen einzustellen genöthiget wurden.

Allein diese Unfälle flossen keineswegs unmittelbar aus dem freien Handel, sondern sie rührten größtentheils daher, daß man die Unternehmungen mit den Resultaten, welche von ihnen zu erwarten standen, nicht sorgfältig und methodisch genug kombinirt hatte. Da der Kaufmann in seinem Wirkungskreise von den Lau-

nen der Menschen, und von tausend mehr oder weniger verwikkelten Zufällen abhängt: so sind ihm, wenn er Glück haben will, ein vorzüglicher Grad von Vorsicht und Aufmerksamkeit unentbehrlich, und diesen zeigte man in Peru in den Jahren 1785 und 1786 gewiß nicht, da die vermehrte Anzahl derer, welche sich in Spanien auf diesen Handel legten, ein Reich, das jährlich nur für vier Millionen konsumiren kann, mit einer Waarenfülle von 24 Millionen Piaster an Werthe überschwemmte. Diese Uiberladung verursachte ein gänzliches Stokken in den Geschäften, so daß der Handel ganz unterbrochen war.

Wollte man ihn durch besondere Gesezze, und durch die Festsezzung der Tonnenzahl, die alljährlich nach Peru abgehen soll, in sein Gleise zurükbringen: so hieße das gegen ein vorübergehendes Uibel ein Mittel brauchen, in welchem der Keim ewiger Zerstörung liegt. Man lasse den Bürgern eines Staats die Hoffnung, zu gewinnen, und die Früchte ihrer Arbeit in Ruhe zu genießen, und ihre Unfälle werden sie schon von selbst in der Wahl ihrer Mittel vorsichtiger machen. Akkerbau und Handel finden bei denselben zwei Principen, die alle andere Künste beleben, bei Vortheil und Freiheit, ihr Gedeihen. Diese Principe zu leiten, ist Sache der Regierung; den Bürger hingegen, der sich einmal auf dem Wege befindet, welcher zum allgemeinen Glück führt, muß man seine Zwekke ruhig und ohne Störung verfolgen lassen. Als zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die Unmöglichkeit, in welcher sich Spanien sah, seine Kolonien zu versorgen, die

Kaufleute zu St. Malo ermunterte, mit Südamerika über Kap Horn in Handelsverbindungen zu treten: so veranlaßte die durch die Aussicht auf Gewinn erzeugte allgemeine Nacheiferung eine Konkurrenz, um deren willen die Waaren bald wenig oder gar keinen Werth mehr hatten. Zuweilen sahen sich sogar die Superkargo's, wenn nicht gleich ein Markt zu finden war, wo sie sie für jeden Preis losschlagen konnten, genöthiget, sie den Flammen zu übergeben. Dieser Unfälle ungeachtet wurde doch das Handelsgleichgewicht sehr bald wieder hergestellt.

Wenn man die Fortschritte, die der Handel in den Zeiten vor seiner Freigebung gemacht hatte, mit dem Zustande, in dem er sich jezt durch den Einfluß derselben befindet, genau vergleicht: so wird man finden, daß Peru stets seine Einfuhr im Gleichgewicht mit seiner Ausfuhr zu erhalten bemüht gewesen ist, und daß die Vermehrung beider durch eine völlige Handelsfreiheit die Vortheile, die vorher nur in wenigen Händen blieben, zum sichtbaren Nuzzen der Nation überhaupt, und des öffentlichen Schazzes in's besondere unter eine größere Anzahl von Individuen vertheilt hat.

Es ist unnöthig, das gegenwärtige System mit der Epoche der Armadas oder Gallionen zu vergleichen, da seine Vortheile zu sehr in die Augen springen, als daß sie die geringste Beleuchtung bedürften. Die Abschaffung der lezteren muß andern Nationen sehr viel Unmuth verursacht haben, indem sie dadurch des Vortheils, Peru mit Bedürfnissen zu versorgen, und ver-

mittelst einer verderblichen Einfuhr den größern Theil seiner Schäzze an sich zu ziehen, beraubt wurden.

Die Last der Gallionen und der sie begleitenden Schiffe, welche Peru und Terra Firma zu versorgen hatten, wurde im siebzehnten Jahrhunderte zu 15,000 Tonnen festgesezt. Im Jahre 1740 mußte sie auf 2000 vermindert werden, indem der Schleichhandel 13,000 Tonnen an sich gerissen hatte. Die Leichtigkeit, mit welcher der reiche Kaufmann einen Handelsartikel ganz aufkaufen konnte, machte, daß er den Preis desselben nach Belieben festsezzen konnte, und er trieb diesen eben so sehr in die Höhe, als er das Bedürfniß steigen sah. Für einen Centner Eisen wurden 100, für einen Centner Stahl 150 Piaster gefordert, und dieses ungeheure Mißverhältniß fand auch in Rüksicht auf alle übrige Waaren Statt. Die Rimessen, welche man dem Mutterlande machte, waren dem geringen Einflusse, den es auf diesen Handel hatte, und dem unbedeutenden Antheil, den man ihm an demselben ließ, vollkommen angemessen; in einem Zeitraum von 26 Jahren, nämlich von 1714 bis 1739 wurden nicht mehr als 34 Millionen Piaster in die Einnahmebücher eingetragen. In dieser ganzen Zeit giengen überhaupt nur vier Armadas in See, obgleich das Regulativ verordnete, daß die Gallionen alljährlich, oder spätestens alle achtzehn Monate abgesendet werden sollten. Dieses Außenbleiben machte, daß der Schleichhandel von neuem auflebte, und der 43ste Artikel des Assientotraktats, in welchem den Engländern erlaubt wurde, jährlich ein Schiff von 500 Tonnen abzusen-

den, um mit den Spanischen Kolonien Handel zu treiben, wurde für Peru so nachtheilig, daß man kaum ein Mittel dagegen erwarten durfte.

Und doch wurde im Jahr 1748 eins ausfindig gemacht, das dem Uibel wenigstens zum Theil abhalf, indem man den sogenannten Registerschiffen erlaubte, um Kap Horn nach Peru zu segeln. Durch diese Maßregel wurden die Verbindungen mit dem Mutterlande direkter und häufiger, während die verderblichen Spekulationen der Ausländer, die sich auf das langsame und methodische Absegeln der Gallionen gründeten, weil sie weder von der Zeit der Abreise, noch von der Zahl derselben unterrichtet waren, scheitern mußten. Seit dieser Zeit ist alles, was Europa an nüzlichen, geschmakvollen, bequemen Dingen nur immer hervorbringt, in reichlicher Menge nach Peru gebracht worden. Die Waarenpreise haben so sehr abgeschlagen, daß sich jezt eine Familie mit eben der Summe, die vorher nicht zu den gröbsten inländischen Manufakturwaaren hingereicht haben würde, in die feinsten Zeuche kleiden kann. Die Bevölkerung von Lima ist auf 52,000 Seelen gestiegen, da im Jahre 1749 nicht 45,000 Einwohner herauszubringen waren. Der Berg- und Hüttenbau haben dadurch neue Aufmunterung und Unterstüzzung erhalten, daß der Bergmann jezt zu geringern Zinsen Geldanleihen machen kann, und daß sich die Anzahl der Kapitalisten, die ihm Vorschüsse zu machen im Stande sind, vermehrt hat. In der königlichen Münze zu Lima werden jezt jährlich 400,000 Mark Silber ausgeprägt, anstatt daß in den vorigen

Zeiten, von denen wir sprechen, im Durchschnitt nur 230,000 Mark geprägt wurden. Endlich haben sich auch die Rimessen, welche das Mutterland erhalten hat, im Verhältniß zu den Produkten des Landes vervierfacht; denn sie sind jährlich auf fünftehalb Million in Piastern, und auf beinahe eine Million in Waaren gestiegen, ohne einmal das in Anschlag zu bringen, was Buenos Ayres und Karthagena geliefert haben, die vormals zu den Rükladungen der Armada das Ihrige beitrugen, in einer Nachricht aber, die von den Exporten des Gouvernements Lima handelt, natürlich nicht in Rechnung gebracht werden können.

Diese Vortheile haben sich nur nach und nach ergeben. Als die ersten Registerschiffe im Hafen Kallao vor Anker giengen, stand die Assekuranz zu Kadix auf 20 Procent. Im folgenden Jahre fiel sie schon auf 15, und so verminderte sie sich immer mehr, bis sie 1790 nur noch 2 Procent betrug. Dieses Sinken ist ein einleuchtender und untrüglicher Beweis von den Vortheilen, die mit dem gegenwärtigen System verbunden sind. Wenn man wissen will, ob ein Land reich oder arm ist, und sich zu vergewissern wünscht, wie weit der Schutz gehe, welchen der Handel in demselben findet: so darf man nur eine Frage thun, die Frage: um welchen Preis ist darinn Geld zu bekommen? — Ist dieser Preis hoch: so ist der Handel aus Mangel an gehöriger Aufmunterung, und an jener Thätigkeit, die die Seele desselben ausmacht, im Sinken. Ist er im Gegentheil niedrig: so ist dies ein Beweis von der Lebhaftigkeit, die der Geldumlauf durch

seine Erweiterung und dadurch, daß die Kapitalien in die Hände des nüzlichsten und gewerbfleißigsten Theiles der Nation gekommen sind, gewonnen hat. Spanien, das im Jahre 1500 zehn Procent Zinsen zahlte, sezte dieselben 1550 wegen der eben so schnellen als ungemein großen Vermehrung, die seine Geldmasse durch die Entdekkung von Amerika erhalten hatte, auf vier Procent herab.

Da der Kaufmann keine Schulden macht, wenn er nicht gewiß ist, durch seinen Fleiß etwas Bedeutendes zu gewinnen, und da der Darleiher kein Geld verborgt, wenn er sich nicht einen Theil von diesem Gewinn zueignen darf: so ist es gewiß, daß die Zinsen als eine Art Pension zu betrachten sind, die der thätige Kaufmann dem reichen Kapitalisten entrichten muß. Es muß demnach einem jeden Staate daran gelegen seyn, diese Last möglichst zu erleichtern, da von der vermehrten Anzahl und Thätigkeit seiner Bürger sein Glück und seine Macht abhängen.

Die Macht und die Einkünfte eines Staats nehmen zu, wenn sich sein Handel erweitert, und kombinirter wird. Wenn die Zinsen verringert werden: so ist auch eine größere Anzahl Personen im Stande, Handel zu treiben, weil sich mehr Darleiher finden, und weil die Möglichkeit, zu wohlfeilern Preisen verkaufen zu können, die Konsumtion vermehrt. Niedrige Zinsen aber und wohlfeile Waarenpreise sind nur Folgen eines ausgedehnten Handels, der, weil er große Kapitalien erzeugt, die Zinsen und den Gewinn verringert. Da nun zwischen Ursache und Wirkung eine so

innige Verbindung Statt findet: so kann man wol die Zinsen, die von Geld entrichtet werden, als das ächte Barometer von dem Glück, welches ein Staat erreicht hat, als das sicherste Zeichen der Lebhaftigkeit seines Handels, und als den zuverlässigsten Beweis von der schnellen Cirkulation seiner Geldmasse betrachten.

Aus der Geldmasse selbst, die in einem Staate cirkulirt, kann man nicht auf eine sichere Weise auf den Zustand seines Handels schließen; denn dieser leztere kann außerordentlich blühen, ohne daß die erstere der Summe, welche das Produkt desselben ist, gleich kömmt. Englands Fabrikwaaren beliefen sich an Werth 1783 auf 51,000,000, und 1784 auf 68,030,000 Pfund Sterling, und gleichwol rechnete man, daß in demselben und in Schottland nicht mehr, als 30 Millionen in Golde, und 7 Millionen in Silber cirkulirten. Ob demnach gleich erwähntermaßen durch die Freigebung des Handels die cirkulirende Geldmasse in dem Vicekönigreiche Peru verringert worden ist: so folgt doch daraus noch nicht, daß der Verfall des Handels aus diesem Umstande hergeleitet werden müsse.

Hume bemerkt in seinen politischen Versuchen, es gebe keine wirksamern Mittel, den Werth der Metalle herabzusezzen, als Banken und öffentliche Fonds zu errichten, und Papiergeld cirkuliren zu lassen. Aber wenn dieses leztere zu sehr vervielfältiget wird: so werden die kostbaren Metalle verhältnißmäßig seltener werden, und ein großer Theil derselben wird sich in das Ausland verlieren. Denn wenn der auswärtige Kauf-

mann sieht, daß Papier außerhalb dem Lande, das ihm einen Nominalwerth giebt, nichts gilt: so wird er sich hüten, seine Zahlungen in demselben zu nehmen; er wird vielmehr bemüht seyn, das Metall aus demselben zu ziehen, über dessen Werth alle Länder einverstanden sind.

Diese Betrachtungen hat die Erfahrung als wahr bestätiget. Ehe in den Englisch-Amerikanischen Kolonien Papiergeld eingeführt wurde, cirkulirten Gold und Silber in denselben in Menge; aber sobald als man diese Maßregel ergriffen hatte, verschwanden diese Metalle fast gänzlich. Den Grund, warum in England eine im Verhältniß zur Größe seines Handels so geringe Geldmasse im Umlauf ist, finden politische Schriftsteller blos in der Menge des Papiergeldes, dessen man sich bedient, während die Vortheile, welche Frankreich von seinen Assignaten einärndtet, *) dem Umstande beigemessen werden müssen, daß die ädlern Metalle in diesem Lande so selten sind.

Kupfermünze versuchte man im Jahre 1542 in Südamerika einzuführen; aber weil sich die Eingebornen sie anzunehmen sträubten, und in weniger, als einem Jahre eine solche Menge derselben verächtlich in die Seen und Flüsse warfen, daß der Verlust über eine Million Piaster betrug: so hörte man auf, sie in Umlauf zu sezzen. Auch kann Kupfermünze in einem Lande, dessen vornehmste Produkte in Gold und Silber be-

*) Dieser Aufsatz wurde im Jahr 1791 geschrieben.

stehen, und das man in der Meinung, so irrig sie auch seyn mag, erhalten muß, daß der wahre Reichthum des Staats in dem Uiberflusse, den er an denselben hat, bestehe, nicht anders, als nachtheilig seyn. Diese Metalle durch die Konkurrenz mit einem dritten um ihren Werth zu bringen, hieße den Eifer derer, die sich mit der Gewinnung derselben aus den Minen beschäftigen, vermindern, und würde die irrige, aus gerechten Gründen gemißbilligte Politik Spaniens, welche Gold und Silber in die Zeuche zu wirken verbot, in frisches Andenken bringen.

Den Bürgern von Genua wurde bey schwerer Geldstrafe verboten, sich porcellanener Service zu bedienen, dagegen stand es ihnen frei, ihre Stelle durch goldene und silberne zu ersetzen. Indem die Regierung dieser Republik eine so weise Maßregel ergriff, sah sie voraus, daß, wenn sie diese Metalle in ihrem Werthe sinken ließe, der Staat bald ganz erschöpft und in Beziehung auf andere Nationen verarmt seyn würde, da die leztern sich hüteten, ihre Zahlungen in Papier oder Kupfer anzunehmen, wenn man es ihnen auch angeboten hätte.

Diese Betrachtungen, die schon einleuchtend genug sind, wenn von andern Staaten geredet wird, drängen sich noch stärker auf, wenn man den Blick auf Südamerika heftet, in welchem Silber als das Hauptprodukt angesehen werden kann. So wie es unter einer Akkerbau treibenden Nation abgeschmakt seyn würde, wenn man die Industrie und die Produkte des Bodens dadurch vermehren wollte, daß man den Saamen in den

Speichern aufschütten ließe, und Surrogate, die zur Nahrung der Menschen bestimmt wären, anstatt desselben verordnen wollte, so ist es ein handgreiflicher Irrthum, wenn man glaubt, daß die Einführung von Kupfer- oder Papiergeld eine für Spanien und seine Amerikanischen Besizzungen vortheilhafte Maßregel sei.

Was man in der Absicht gethan hat, der Unbequemlichkeit abzuhelfen, die aus dem Mangel einer Scheidemünze entstand, dem Geldumlauf mehr Leben zu geben, und denselben sich auf jede Volksklasse, auf die geringste verkäufliche Quantität erstrekken zu lassen, ist eine ungleich lobenswürdigere Erfindung. Es werden nämlich in diesem Augenblikke Quartillos oder Viertelsrealen geprägt. Der Gebrauch derselben wird jenes kostbare Metall stets in seinem wahren Werthe erhalten, während man durch die Einführung von Münzen, die die Repräsentanten jedes geringern Werthes sind, sich schneller und bei jedem Vorfalle bezahlt machen kann.

Die Meinung einiger Schriftsteller, daß der Mangel den Handel erzeuge und erhalte, ist irrig. Wenn z. B. durch eine außerordentliche Revolution die Hälfte von allen Produkten beider Hemisphären zerstört werden sollte: so würden freilich die Bedürfnisse ungemein groß seyn; nichts desto weniger würde der Handel eine große Verminderung erleiden. Im Vicekönigreich Lima scheint das Silber in geringerer Menge vorhanden zu seyn, aber nur darum, weil es mit solchen Handelsartikeln nichts gemein hat, die nicht verkäuflich sind, wenn man sie nicht zum Verkauf ausstellt und ihren Preis bestimmt; indem das wahre Princip ihrer Verkäuflichkeit nicht so-

wol die Zahl der Käufer und Verkäufer, als vielmehr die größere oder geringere Menge der Produkte selbst ist. Die Anzahl derer, welche Waaren einführen, hat sich sehr beträchtlich vermehrt; da aber die Konsumtion die vorige geblieben ist: so hat ihre Konkurrenz sie genöthiget, sich ihrer Last, die sie an keinem andern Orte los werden konnten, selbst mit Verlust zu entledigen. Man lasse die Importen nur erst dem jährlichen Produkt gleich seyn, und man wird aufhören, gegen das nüzliche und gewinnvolle System der Handelsfreiheit in Klagen auszubrechen.

Das laute Geschrei, welches man gegen die Gesellschaft der Philippinen, und gegen die Deputation der fünf Korporationen von Madrit erhoben hat, gründet sich auf die Uiberzeugung, daß sie den Privathandel vernichtet, und durch die ungeheure Importation, zu welcher ihnen ihr großes Kapital Mittel giebt, und durch die Leichtigkeit, zu wohlfeilen Preisen zu verkaufen, alle Vortheile, die das Vicekönigreich Lima nur immer gewähren kann, an sich gezogen haben.

Es wird von allen Seiten zugegeben, daß das Glück großer Handelskompagnien im Allgemeinen für den Handel einzelner Personen zerstörend gewesen ist; denn diesen ist es unmöglich, sich mit solchen mächtigen Körpern in Konkurrenz einzulassen, und die wiederholten Schläge, die die im Handel Statt findenden Abwechselungen des Glüks veranlassen, auszuhalten. Auch ist es wahr, daß einige solche Kompagnien die verhaßte, ungerechte Maßregel ergriffen haben, bei'm Verkauf die Waarenpreise so sehr herabzusezzen, daß sie sogar einen

Theil ihres eigenen, auf den Einkauf verwendeten Kapitals aufopferten. Auf diese Weise mußte der Privatkaufmann wol die Absicht, denselben Handel zu treiben, aufgeben. Ob aber gleich die Länder, in denen man sich ein solches Verfahren erlaubte, einen Augenblick lang wohlfeile Waaren gehabt haben mögen: so sind sie doch des dauerhaftern Vortheils der Konkurrenz beraubt gewesen.

Wenn dies sträfliche Verfahren von den Handelsgesellschaften, von welchen wir gesprochen haben, wegen des patriotischen Eifers, mit welchem sie das Glück der Nation befördert haben, schon an sich nicht erwartet werden darf: so ist der Umstand, daß sie an dem allgemeinen Handel des Reichs Theil genommen haben, ohne sich ein besonderes Privilegium ertheilen, und ohne in den Ladungen und Zöllen Veränderungen, die zu ihrem Vortheil wären, machen zu lassen, eine hinlängliche Bürgschaft, daß sie kein Übergewicht, welches für das allgemeine Beste nachtheilig seyn könnte, zu erreichen Willens sind.

3.

„Die, von denen wir regiert werden, bemerkt ein tiefsinniger Politiker, haben nur eben so viel Zeit, uns zu regieren.“ Er meinte, daß ihre Aufmerksamkeit, da sie auf die großen und verwikkelten Regierungsangelegenheiten gerichtet sei, unmöglich bei den so mannigfaltigen Beziehungen und Verhältnissen jeder einzelnen Provinz verweilen könne. Ob man also gleich die verderblichen Grundsäzze, welche den Verfall des Peruani-

schen Handels beschleuniget haben, unbedenklich an's Licht ziehen und nachweisen kann: so darf man sich doch nicht wundern, wenn so manche Einrichtungen, weil man sie für gemeinnüzzig hielt, gemacht wurden, und aus eben diesem Grunde noch immer fortdauern.

Als ein zwekdienliches Mittel, dem kraftlosen Zustande Peru's ein Ende zu machen, und als die ächte Quelle unfehlbaren Glüks hat man die Aufmunterung des Akkerbaues, und das sorgfältige Bestreben, die Erzeugnisse des Bodens zu vermehren, auf's Dringendste anempfohlen. Dieser Vorschlag, den Mangel an Kenntniß nachgebetet, und der unter denen, welche nicht untersuchen, viel Beifall gefunden hat, fällt in sein Nichts zurück, wenn man die unüberwindlichen Schwierigkeiten erörtert, die es dem unermüdetsten Fleiße, welchen man auf den Akkerbau wendet, unmöglich machen, je seinen Zweck zu erreichen.

Der Boden, das Klima, die Lage der meisten Ländereien sind die Ursachen, warum man nicht hoffen darf, sie mit einigem Vortheil zu bestellen. Entweder sie sind ungeheure, dürre Wüsten, die durch keinen Fluß bewässert, durch keine Feuchtigkeit, den wenigen Regen ausgenommen, erquikt werden, oder sie sind rauhe Gebirge, die, zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt, keines solchen Grades von Kultur fähig sind, die vernünftiger Weise eine belohnende Aerndte hoffen ließe.

Es leidet freilich keinen Zweifel, daß durch die Verbesserung der Ländereien, und durch ein fortgesezes Umpflügen der weitläuftigen Ebenen die Produkte in einem gewissen Grade vermehrt werden können, beson-

ders da es viele Ländereien giebt, auf welche man das Regenwasser, das sich sammelt, und die großen Ströme leiten könnte, während sich die dem Boden anklebenden Fehler vielleicht durch Kunst verbessern ließen.

Durch Mittel dieser Art sind die Spanischen Provinzen Biskaya und Guipuzkoa, die von Natur zur Unfruchtbarkeit bestimmt waren, so fruchtbar gemacht worden, daß der größere Theil ihrer Felder jährlich zwei Aerndten liefert. Demselben Grunde hat man es beizumessen, daß Katalonien, obgleich von Natur gebirgig, unter die am besten angebauten Provinzen Spaniens gerechnet wird. Indessen würde es doch von keinem Nuzzen seyn, in Peru so kostspielige Arbeiten zu unternehmen; denn man würde bald finden, daß man nicht wieder auf seine Kosten käme, und daß das Vicekönigreich dadurch um nicht viel glüklicher werden würde.

Das Glück eines Staats besteht nicht sowol in der Erweiterung seines Gebiets, als vielmehr in der Vermehrung seiner Einwohner. Durch Menschen werden das Land bestellt, der Handel betrieben, die Produkte in Cirkulation gesezt. Aber eben so, wie jeder Staat zu seiner Subsistenz den Akkerbau nöthig hat, so sezt jede Vermehrung desselben, wenn sie von Dauer seyn soll, Menschen, die entweder in dem Staate selbst, oder außer demselben leben, das heißt, Abnehmer voraus, die dem Landbauer den Lohn für seine Arbeit sichern. Wo es also an Armen zur Verrichtung der ländlichen Geschäfte, oder an Menschen fehlt, die das Gewonnene verzehren, da ist jede Aufmunterung ver-

geblich, so daß der Uiberfluß selbst, weit entfernt für Reichthum zu gelten, zum wahren, drükkenden Uibel wird.

Beurtheilt man die Verhältnisse Peru's nach diesen Grundsäzzen: so muß man gestehen, daß sich der Idee, sein Glück auf die Vermehrung seiner Naturprodukte, und auf ein fleißiges Bebauen seiner Ebenen zu gründen, unübersteigliche Hindernisse und Schwierigkeiten entgegen stellen. Vergleicht man seine Bevölkerung mit seiner ungeheuren Größe: so könnte man es eine Wüste nennen; denn eine Million, oder nach den höchsten Rechnungen eine Million und 400,000 Menschen stehen mit einer so außerordentlichen Ausdehnung in einem traurigen Mißverhältnisse.

Spanien enthielt zur Zeit des Julius Cäsar auf einem ungleich kleinern Flächenraume 52 Millionen Einwohner. Aus einer im Jahr 1624 von Manrique, Bischof von Badajoz, an die Kastilischen Kirchen gerichteten Rede erhellt, daß damals sieben Zehntheile an der vormaligen Bevölkerung fehlten, und nach der Behauptung politischer Nationalschriftsteller muß man es lediglich diesem Mangel an Menschen zuschreiben, daß in einer der fruchtbarsten Provinzen, nämlich in Estremadura, eine Menge Ländereien wüste liegt, die füglich 20,000 Fanega's *) Getreide hervorbringen könnte. Uiberhaupt sind, sezzen sie hinzu, im ganzen Königreiche nicht weniger, als zwischen

*) Ein Fanega — ungefähr 120 Pfund.

acht und zehntausend Quadratmeilen des fruchtbarsten Landes, das nur immer in Europa gefunden werden kann, unbebaut.

Eine so verminderte Bevölkerung muß für das Glück Spaniens in einem hohen Grade nachtheilig seyn; da aber Peru noch ungleich schwächer bevölkert ist: so müssen auch die Uibel, die daraus herfließen, bedeutender, und ein Mittel gegen dieselben muß bei weitem schwerer zu finden seyn. In der Zählung, welche man 1551 zufolge eines königlichen Befehls anstellte, brachten zwar die Kommissarien, denen dieses Geschäft anvertraut war, 8,255,000 Indianer von jedem Alter und Geschlecht heraus. Da aber die Einwohner in den Provinzen, welche jezt die Vicekönigreiche Santa Fé und Buenos Ayres ausmachen, in dieser Zahl begriffen waren: so streitet diese allgemeine Summe nicht gegen den Satz, den diese Abhandlung zu erweisen bestimmt ist, daß Amerika von jeher nur wenig Bewohner gehabt habe.

Die Entvölkerung, die wir nicht genug beklagen können, ist jedoch durch die mancherlei Ursachen, die sich in drittehalb Jahrhunderten zur Vertilgung der Indianer vereinigten, noch außerordentlich beschleunigt worden. Die Pokken, die in Peru bis in's Jahr 1588 unbekannt geblieben waren, wurden die verheerende Geisel dieser Nation, so wie sie dies von jeher für alle ungebildete Völkerstämme waren, deren Individuen wegen ihrer Nakтheit den Körper den Einwirkungen der Luft aussezzen, und durch das Bemahlen und das Beschmieren desselben mit Oel, durch welches

sie sich vor den quälenden Stichen der Insekten verwahren wollen, eine harte, hornartige Haut bekommen, welche die zur Erhaltung der Gesundheit so nöthige Ausdünstung verhindert.

Die anstrengenden Arbeiten in den Minen, die unmäßige Einfuhr hizziger Getränke, und der Druck der Meta's,*) die, indem sie den Indianer von seinem kleinen väterlichen Erbe trennen, und ihn der Gesellschaft seines Weibes und seiner Kinder berauben, ihn zwei bis dreihundert Meilen von seiner Heimath entfernen, und ihn den Beschwerden einer weiten Reise und eines veränderten Klima's aussezzen, um sich in die finstern Eingeweide der Erde zu vergraben, wo die Luft, welche er einathmet, mit faulen, pestilenzialischen Dünsten angefüllt ist, — alle diese Ursachen haben die Indianer in einem so furchtbaren Grade vermindert, daß sich ihre Anzahl, wenn man auch in derselben jede Klasse, jedes Alter und Geschlecht zusammenfaßt, in dem ganzen Vicekönigreich Lima auf nicht mehr, als auf 700,000 beläuft.

Ein gleiches Schwinden der Bevölkerung ist auch in den andern Theilen von Südamerika bemerkt worden. In Mexiko, welches nach authentischen Dokumenten im Jahre 1600 500,000 zinsbare Indianer enthielt, konnten, als 1741 eine Zählung veranstaltet wurde, nicht mehr, als 119,611 gefunden werden. Die Nation der Los Angelos, die in dem

*) Von diesen Frohndiensten ist bereits oben in der Schilderung der Lage der Bergarbeiter die Rede gewesen.

erstern der zwei genannten Jahre 255,000 Köpfe stark geschäzt wurde, war in dem leztern auf 88,240 geschmolzen. Die der Oaxaka's, die sich auf 150,000 Seelen belief, war auf 44,222 vermindert worden. In allen übrigen Distrikten bemerkte man eine gleich starke Verringerung. *)

Diese ungeheure Verödung ist den Spanischen Provinzen nicht allein eigen; es scheint das Schikfal aller wilden, ungebildeten Nationen zu seyn, durch die Nachbarschaft und den Umgang mit gebildeten und aufgeklärten Völkern ihren Untergang zu finden. Die fünf mächtigen Nationen in Kanada, die im Jahre 1530 15,000 Krieger in's Feld stellen konnten, konnten in unsern Tagen nicht 3000 aufbringen. **) Im Jahre 1730 wohnten 30,000 Eingeborne auf der Westküste von Grönland; diese Zahl aber war 1746 auf 19,000 zusammengeschmolzen, und betrug 1770 keine 7000.

Um in Amerika diesen unglüklichen Abgang an Menschen zu ersezzen, nahm man sehr bald nach der Entdekkung desselben seine Zuflucht zu der Negereinfuhr. Wenn es zu unserm Vorhaben gehörte, bei der Totalsumme aller aus Afrika eingeführten Neger zu verweilen, die sich im Durchschnitt jährlich auf 40,000 belaufen: so würden wir finden, daß seit dem Jahre 1517, in welchem zuerst welche nach Amerika ge-

*) Nach den neuesten Nachrichten sind die fünf Nationen, von den Franzosen Irokesen genannt, bis auf wenige Familien geschmolzen.

bracht wurden, bis 1790 fast eilf Millionen dieser Unglüklichen ihrem Vaterlande entrissen wurden. Doch da uns die, welche für die Niederlassungen anderer Nationen erforderlich sind, hier nichts angehen: so mag die Zahl derer, welche alljährlich in das Vicekönigreich Lima eingeführt werden, sich auf 500 belaufen; denn diese Summe kömmt der Berechnung, die sich auf den neunten Artikel des Assientotraktats gründet, am nächsten.

Diese eingebrachten Neger aber gehen für die Bevölkerung ganz verlohren. Der Grundfehler des Klima's, welches, nach der Meinung mehrerer berühmter Naturforscher, in der neuen Welt der Vermehrung der Menschenspecies widersteht, zeigt sich auf die unzweideutigste Weise an den Negern, die gewiß ganz aussterben würden, wenn man nicht den Verheerungen, die eine fortwährende Sterblichkeit unter ihnen anrichtet, immer durch die Einfuhr neuer Schlachtopfer zu Hülfe käme.

Die Schwermuth, in welche sie fallen, wenn sie sich in diese harte Sklaverei versezt sehen; die grausamen Strafen, zu welchen man sie um der geringsten Vergehungen willen verdammt; ihre Kost, die weder zureichend, noch gesund ist; und die schweren Arbeiten, von denen selbst hochschwangere und eben erst niedergekommene Frauenzimmer nicht verschont bleiben, sind ebenfalls Umstände, die sie in großen Zahlen dahinraffen.

Wenn die Neger von diesen allzu drükkenden Ketten frei geblieben sind: so haben sie freilich gezeigt,

daß sie sich unter dem hiesigen Himmel auch vermehren können; allein diese Vermehrung ist für das Land so nachtheilig gewesen, daß sie verschiedene Male ein besonderer Gegenstand der Gesezgebung hat werden müssen. Sie besteht nämlich in der Vermischung der einzelnen Racen, durch welche die Farbe der verschiedenen Generationen immer heller wird, bis sie endlich in der vierten vollkommen weiß ist, so wie wir auf der andern Seite, wenn die Verhältnisse umgekehrt werden, in eben so viel Generationen den vollkommensten Uibergang vom Weißen in's Schwarze bemerken.

Die Emigranten aus Europa, die sich auf die Flotten und Gallionen nach Amerika einschifften, wurden fast alle von dem Grabe der Spanier — diesen Namen führt Portobello wegen seiner mit Tod geschwängerten Luft — verschlungen. In einem Falle starben ihrer binnen einer Woche nicht weniger, als sechshundert, und die Sterblichkeit, die sie hinraffte, war überhaupt so groß, daß es für nöthig befunden wurde, keine mehr einzuschiffen. Die, welche, um diese Gefahren zu vermeiden, sich zu Lande nach Peru begaben, oder späterhin über Kap Horn in dieses Land gesendet wurden, waren entweder solche Personen, die das Vermögen, welches sie schon besaßen, vermehren wollten, um es nachher in ihrem Vaterlande zu verzehren; oder solche, die durch das harte Loos, dem ihre Nachkommen Preis gegeben gewesen wären, sich selbst von einer der vornehmsten und ehrwürdigsten Pflichten in der Gesellschaft losgemacht haben, und in Ehelosigkeit leben, um nicht Väter von Kindern zu seyn, denen sie

nichts, als Niedrigkeit und Armuth hinterlassen können; oder endlich solche (und diese Bemerkung gilt auch von den erstgenannten zwei Klassen), die als Vagabunden und Lüderliche zu ihrem Fortkommen kein Mittel weiter übrig haben, als den eitlen, vergeblichen Wunsch, Reichthümer zu erwerben. Menschen von dieser Art vermehren sich nicht, weil sich lebendige Wesen nur unter der Bedingung fortpflanzen, daß ihre Subsistenz gesichert ist. Eine jede Thierart vermehrt oder vermindert sich, je nachdem es ihr leichter oder schwerer wird, sich ihren Unterhalt zu verschaffen. Die Wölfinnen sind fruchtbarer, als die Schaafe, demungeachtet hat man mehr Schaafe, als Wölfe.

Wenn also der Mangel an Armen, die zu Feldarbeiten gebraucht werden könnten, und die geringe innere Konsumtion für den Akkerbau in Peru unübersteigliche Hinderniſſe sind: so dämmen sich dem Handel mit dem Auslande in der Entlegenheit dieses Reichs, in den Lokalumständen, in dem Mangel an Kanälen, Brükken, Heerstraßen, die den Verkehr erleichtern, und die Transportkosten vermindern könnten, nicht weniger bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Wo es an diesen Hülfsmitteln fehlt, durch welche der Absatz und die Ausfuhr der überflüssigen Erzeugnisse allein möglich gemacht wird, da kann auch ewig nie Handel, Kultur, wechselseitiger Verkehr Statt finden. Sie sind in dem politischen Körper, was die Blutgefäße in dem physischen sind. Wenn die leztern das Blut in seinem Kreislauf erhalten, und Leben und Bewegung befördern: so verdoppeln und befördern jene die Versendungen und

Waarenlieferungen, und geben den Unternehmungen nicht nur mehr Thätigkeit, sondern auch mehr Umfang.

Ohne Heerstraßen, Kanäle und Brükken sind die Entfernungen der Orte größer; ein Abgrund, ein Fluß, eine Einhägung oder ein anderes Hinderniß, das den Weg unterbricht, nöthigt den Reisenden zu einer unzähligen Menge unnöthiger Krümmungen und Umwege. Die Lebhaftigkeit des Verkehrs wird gelähmt; denn die Moräste, die sich überall befinden, machen, daß man nicht fortkommen kann, und versenken den Führer selbst in die größten Gefahren. Das angebaute Land leidet beträchtlich; denn in der Absicht, den Morästen auszubeugen, lenken die Reisenden und das Lastvieh auf die Getraidefelder ein, auf denen sie in jeder Richtung Wege machen, die hernach den Heerden und wilden Thieren das Eindringen erleichtern. So wird die Absicht des Landbauers, der seine besten Kräfte darauf verwendet hatte, sie von seiner Flur abzuhalten, durchaus vereitelt.

Diese unüberwindlichen Hinderniße sind denn auch die Ursache, warum nicht nur jener besondere Handel, der darinn besteht, daß man die Produkte in der einen Provinz aufkauft, und in der andern verkauft, in Peru unbekannt ist, sondern auch Fuhrwerke gar nicht gebraucht werden können, so daß die Transportkosten noch einmal so groß sind, als sie seyn sollten. Denn wenn zwei Pferde auf dem Rükken fünf Centner tragen können: so würden sie, an einen Karren geschirrt, mit noch weniger Mühe zehn und wol noch mehr Centner

ziehen. Da nun die Waaren viel kosten, und oft auf eine sehr unangenehme Weise aufgehalten werden: so ist ihre Cirkulation und ihre Ausfuhr fast unmöglich.

Es leidet keinen Zweifel, daß die Gewißheit des Absazzes die Aerndte der Produkte bestimme. Sieht der Landbauer keine Möglichkeit, den Uiberfluß, welchen er an denselben hat, abzusezzen: so wird er sich auch keine Mühe weiter geben, sich die Schäzze des Landbaues in einer solchen Menge zu verschaffen, und sich begnügen, dem Boden nur so viel abzugewinnen, als zur Befriedigung des unumgänglichsten Bedürfnisses nöthig ist. Wenn er bemerkt, daß es den Produkten an Käufern fehlt: so wird er die Zahl seiner Arbeiter und Tagelöhner, und die Kosten, welche die Bestellung des Landes erfordert, vermindern, und zur Hervorbringung einer künstlichen Theurung seine Zuflucht nehmen, die für die verschiedenen Produkte einen Preis festsezt, welcher ihn für seine Zeit, für seine Mühe und Kosten hinlänglich entschädiget.

Die schwersten und unvermeidlichsten Kosten verursacht die Entfernung der Orte. Da diese den Transport ungemein vertheuert: so schwächt sie die Lebhaftigkeit des Verkehrs, und macht, daß die Produkte die Konkurrenz mit den ausländischen Waaren, da diese zu ungleich wohlfeilern Preisen zu haben sind, nicht aushalten können. In Großbrittannien, als einer Insel, ist die Entfernung von der See bis in das Innerste des Landes verhältnißmäßig nur gering. In Frankreich machen Flüsse und Kanäle, daß man leicht in die Seehäfen kommen kann, so daß

dieses Land durch den unwiderstehlichen Reiz niedriger Preise einen entschiedenen Vortheil über andere rivalisirende Nationen erhält.

In Peru müssen die Waaren aus einer Entfernung von vierzig bis funfzig Meilen herbeigeschafft werden. Bei dem Transport derselben hat man mit allen den Hindernissen und Verzögerungen zu kämpfen, welche Straßen verursachen, die kaum zu passiren sind. Und da nun an innere Konsumtion gar nicht zu denken ist: so werden sie nachher den Gefahren einer langen Seereise Preis gegeben. Die Dauer derselben, die Schwierigkeit, Schiffe zu finden, auf welche man sie verladen kann, und der große Raum, den die Waaren einnehmen, sind neue Beschwerden, die bei dem Verkauf derselben den Verlust unvermeidlich machen.

Wir wollen zum Beispiel annehmen, daß der Zukker- und Baumwollenhandel einige Vergrößerung erhielte, ungefähr wie sie der Wollenhandel bereits erhalten hat. Die Konsumtion des erstern von den genannten beiden Artikeln steigt in Spanien über 120,000 Centner, von denen Madrit allein zwischen 14,000 und 15,000 zu Chokolade, Zukkerwaaren und Syrupen verbraucht. Dieses Produkt, das sich in Peru wirklich leicht vermehren ließe, würde demnach auf einen gewissen Absatz im Mutterlande rechnen dürfen, welches genöthigt ist, einen großen Theil dieses Bedürfnisses auf fremden Märkten zu kaufen. Ohne uns jedoch in eine weitläuftige Widerlegung der Vortheile einzulassen, von denen man glaubt, daß sie die Zukkerkultur schneller und gewisser, als jede andere bringen müsse, und

die durch einen neuern Schriftsteller, den Abbé Raynal, so hoch angeschlagen worden sind, wollen wir uns blos auf eine Vergleichung dessen, was gethan werden könnte, mit dem, was in den Niederlassungen der Spanier und anderer Europäer schon gethan worden ist, beschränken, um zu zeigen, daß die Kolonie Peru an demselben Produkt, durch welches andere Kolonien so viel gewinnen, wegen ihrer größern Entfernung bedeutend verlieren würde.

Die Ausfuhr an rohem Zukker aus der Havanna betrug, von 1748 an gerechnet, in fünf Jahren 170,800 Centner. Nun wurde auf dieser Insel der Centner für 5 Piaster 6 Realen eingekauft, und die Fracht und die Zölle betrugen für den Centner 3 Piaster. Dagegen wurde der leztere im Mutterlande für 9 Piaster 2 Realen verkauft. Folglich hatten die Einbringer einen reinen Gewinn von 4 Realen am Centner, oder von 85,400 Piastern an der ganzen Einfuhr.

Vom weißen Martinikzukker, welchen man für den besten hält, den die Kolonien anderer Völker liefern, wird in Frankreich der Centner für 42 Livres, das ist, für 94 Realen verkauft. Nach Abzug aller Kosten bleibt den Verkäufern noch ein Gewinn von 5 Realen übrig. Man darf also sagen, daß sowol der erstere als der leztere Handel wahrhaft gewinnvoll ist.

In Peru aber kostet der Centner Zukker 100 Realen. Wenn wir nun die Fracht für denselben zu 32 Realen rechnen — und dies ist in der That der niedrigste Anschlag, da das Land doch ungleich weiter entfernt ist, als die Havannah, und diese schon

eine Fracht von 23 Realen bezahlt — so steigen die Kosten so hoch, daß ein Verlust von 40 Procent die nothwendige Folge davon seyn muß.

Was die Baumwolle betrifft: so würde man einen nicht geringern Verlust zu befürchten haben. Der gewöhnliche Preis für die Arrobe (25 Pfund) Surinambaumwolle ist in Holland 49 Realen. Im Vicekönigreiche Lima beträgt der Einkaufspreis derselben schon 5 Piaster, und wenn man nun hierzu noch eine Fracht von 3 Piaster rechnet: so wird man finden, daß sie auf eine so außerordentliche Weise vertheuert wird, daß sie die Konkurrenz mit auswärtigen Märkten durchaus nicht aushalten kann.

Es scheint also erwiesen, daß Peru, theils aus Mangel an innerer oder äußerer Konsumtion, theils wegen seiner Lage und wegen der unüberwindlichen Hindernisse, die wir aus einander gesezt haben, nicht darauf denken darf, seinen Produktenhandel ansehnlich zu erweitern. Es sollte sich also blos darauf einschränken, den Gewinn aus seinen Gold- und Silberbergwerken zu vermehren, und die Einfuhr aus dem Mutterlande in einem solchen Grade vermindern, daß sie die jährliche Ausbeute seiner Bergwerke nicht überstiege, da hierauf allein das genaue und wohlthätige Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe beruht. Es ist allgemein bekannt, daß diese Bergwerke an metallischen Schäzzen jeder Art einen Uiberfluß haben. Man sollte daher auch eine dieses hohen natürlichen Vorrechts würdige Aufmerksamkeit auf sie richten, anstatt daß viele Minen, die einen ansehnlichen Gewinn sicher-

ten, ohne Noth aufgegeben worden sind, wie dieses aus der verminderten Quekfilberkonsumtion erhellt.

Man kann nicht in Abrede seyn, daß die Lage des Landes, das von dem Gipfel der Kordilleras nach der Südsee hin eine regelmäßige Abdachung hat, häufig die Ursache gewesen ist, daß Erzgänge von beträchtlichem Umfang und von großem Rufe vom Wasser überschwemmt wurden; daß die geringe Ausbeute vieler Minen und der unbedeutende Gehalt ihrer Erze die Besizzer derselben genöthiget haben, sie aufzugeben, weil sie nicht wieder auf die Kosten kamen, die ihnen die Bearbeitung derselben verursachte, und daß der Mangel an Händen, der in allen Provinzen herrscht, die nothwendige Folge gehabt hat, daß nicht nur weniger gewonnen, sondern daß auch der Bergbau überhaupt mit geringerm Eifer betrieben worden ist.

Daß viele Minen, wenn man bis zu einer gewissen Tiefe in die Erde gegraben hat, vom Wasser ersäuft werden, davon liegt der Grund nicht sowol in besondern Mängeln des Bodens, als vielmehr daran, daß es an den erforderlichen bergmännischen Anstalten und an der gehörigen Aufmunterung des Bergbaues fehlt. Vermehrte Kenntnisse und zwekmäßigere Vorkehrungen werden diesem Uibel abhelfen. Unterdessen kann man in der ungeheuren Anzahl noch ganz unbearbeiteter Minen, die sich in dem größern Theile der Gebirge finden, einen baldigen Ersatz haben. Wenn einige von ihnen unter die Kategorie derjenigen gehören, deren allzu arme Erze die Kosten des Schmelzens nicht ersezzen: so rührt dieses daher, weil man in der

Metallurgie keinen Schritt weiter gegangen ist, als die Vorfahren gegangen waren, und weil man unter diesen Umständen noch mehr Reichthümer weggeworfen, als gewonnen hat.

Es sind schon anderthalb Jahrhunderte verflossen, seitdem sich ein Schriftsteller des Landes, dessen Werk in Rükficht auf diesen Gegenstand von großer Wichtigkeit ist, über diesen ungeheuren Verlust beklagte. Don Alonzo Barba, Rektor von St. Bernardo zu Potosi, macht in seiner Abhandlung über die Kunst, die Metalle zu schmelzen, *) folgende Bemerkungen: „Man kann ohne Uibertreibung behaupten, daß viele tausend Piaster verlohren gegangen sind, theils durch das Schmelzen der Metalle aus den Erzen, deren Beschaffenheiten und Unterschiede man nicht genugsam gekannt hat, theils durch den ganz unverhältnißmäßigen Aufwand von Quekfilber, von welchem in der Stadt Potosi allein in einer Zeit von 63 Jahren über 234,700 Centner konsumirt worden sind. Die, welche man zu diesen Arbeiten gebraucht hat, haben die Erze blos auf's Gerathewohl und ohne alle Grundsäzze behandelt, und von der Quantität des Silbers, das sie enthielten, und bei einem zwekmäßigern Verfahren zur Ausbeute liefern konnten, nicht die geringsten Begriffe gehabt.

Ob aber gleich die Unkunde in der Mineralogie solche nachtheilige Folgen hervorbrachte: so ist es doch

*) Diese Abhandlung erschien 1637 im Druck.

schwer zu glauben, daß die letztern in einem so hohen Grade unglüklich gewesen seyn sollten, als sie in einer alten, authentischen Urkunde von Don Francisko Texada, Intendanten des Bergwerks von Guadalkanal, aus dem Jahre 1607 angesezt werden. Nachdem in derselben von der Reichhaltigkeit vieler aus den Europäischen Minen gegrabenen Silbererze die Rede gewesen ist, von denen ein Centner funfzehn, dreißig, ja wol sechszig Mark reines Metall liefere: so sezt der Verfasser folgendes hinzu: „In dem berühmten Gebirge von Potosi, in welchem man jezt Gruben angelegt hat, giebt ein Centner metallischer Erde oder metallhaltigen Gesteins nicht mehr, als anderthalbe Unze reines Silber Ausbeute, mit andern Worten 1600 Unzen Erz liefern im Schmelzen blos anderthalbe Unze Silber.“ Unmöglich läßt sich jedoch ein so geringer Gewinn mit der jährlichen Ausbeute von 4,250,043 Piastern, welche die Minen von Potosi in den ersten 93 Jahren ihrer Bearbeitung im Durchschnitt lieferten, in Vereinigung bringen. Gleichwol ist das leztere nur die Summe des geprägten Geldes, denn der Betrag des gewonnenen Silbers überhaupt war noch größer, und belief sich jährlich auf 5000 Centner.

Diese Reichhaltigkeit mußte nothwendig die öffentliche Aufmerksamkeit ganz allein auf die Minen von Potosi leiten, und alle übrigen Peruanischen Bergwerke in Mißkredit bringen, da diese alle zusammen jährlich nicht mehr, als tausend Centner Silber lieferten. Zu dieser Summe trug Oruro 700, und Kastro Virreyna 200 Centner bei; das Uibrige gaben die

andern Gebirge, in welchen man Gruben angelegt hatte. Aber freilich war auch zu Potosi der Größe der erlangten Reichthümer die Aufmunterung gleich. Es mußten sich daselbst 13,000 Indianer für immer niederlassen, und diese fanden in den ihnen angewiesenen Arbeiten fortwährende Beschäftigung; zugleich wurden jährlich bei'm Schmelzen der Metalle aus den Erzen 5,000 Centner Quekfilber verbraucht. Diese außerordentlich starke Konsumtion rührte davon her, daß man unwissend genug war, auf jeden Centner Silber eine gleich große Quantität dieses unentbehrlichen Schmelzungsmittels zu rechnen.

Die Zeit scheint nicht weit entfernt zu seyn, da sich die Wolken, welche bisher den Peruanischen Horizont in diesem, so wie in andern Theilen der Mineralogie verfinstert haben, zerstreuen werden. Das Unternehmen, dessen Ausführung von Sr. katholischen Majestät dem Baron von Nordenflicht anvertraut worden ist, läßt die wichtigsten Verbesserungen erwarten. Wenn es — woran niemand zweifelt — den Erwartungen, mit welchen das Publikum sich schmeichelt, entspricht: so wird es in demselben Augenblikke, da es den Bergmann in eine erwünschtere Lage versezt, auch zugleich für die Erweiterung des Handels und des Akkerbaues von den günstigsten Folgen seyn.

Der leztere soll nämlich durchaus nicht vernachläßiget werden. Wir haben blos behauptet, daß wir unsere Minen den vorzüglichsten Gegenstand unserer Aufmerksamkeit seyn lassen müssen, weil sie die Quel-

len unserer Reichthümer sind; keinesweges aber sollen deswegen die Vorkehrungen verabsäumt werden, auf welche unsere Ebenen Ansprüche haben. Die beste Benuzzung, die Erhöhung der Fruchtbarkeit, die Bewässerung derselben, und die Erleichterung des Transports ihrer Produkte — das sind die Principien, von denen alles Gedeihen unseres Akkerbaues abhängt, der uns größere Vortheile verspricht, als uns je unser Handel gewähren kann. *)

*) Schade, daß der vierte und lezte Theil dieser Abhandlung, die von den großen Lokalkenntnissen ihres Verfassers zeugt, Raynal sehr berichtiget, und viel Aufschlüsse über das so unbekannte Peru giebt, nicht gedrukt werden durfte. Da er Vorschläge zur Wiederbelebung des Handels enthielt, und unter andern die Zollhäuser auf einen einfachern Fuß zu stellen, und den Quekfilberhandel frei zu geben anrieth, auch die Nachtheile des Zwischenhandels über Buenos Ayres zeigte: so meinte man durch den Druck bei der Regierung zu verstoßen. D. Uib.

# Fünfter Abschnitt.

## Die Hauptstadt von Peru.

### I.

Historische und politische Bemerkungen über die Bevölkerung und die Größe von Lima.

Die Bevölkerung von Lima ist von den Vicekönigen zu sieben verschiedenen Malen gezählt worden. Die neueste Zählung ist vom Jahre 1790, und unstreitig ist sie unter allen denen, welche von jeher veranstaltet worden sind, die genaueste.

Zu allererst wurden die Einwohner von Lima laut der Urkunden, die auf gegenwärtige Zeiten gekommen sind, im Jahre 1600 gezählt. Der Marquis von Salinas war damals Vicekönig von Peru. Sie beliefen sich auf 14,262 Seelen. Allein eine Originalanmerkung, die der Urkunde beigefügt ist, erregt Zweifel gegen die Genauigkeit dieser Zählung, indem

sie sagt, man habe starken Verdacht gehabt, daß sich derselben viele Einwohner entzogen hätten, aus Furcht, daß sie nur veranstaltet worden wäre, um ihnen neue Taxen aufzulegen. Diese Zweifel sind auch durch spätere Ereignisse einigermaßen gerechtfertiget worden.

Im Jahre 1614 wurden unter dem Vicekönig Marquis von Montes-Klaros die Bewohner von Lima auf's neue gezählt. Man fand, daß die Zahl derselben auf 25,454 stieg. Das Resultat einer Vermehrung um 11,192 Seelen, die binnen elf Jahren erfolgte, ist zu groß; der Zeitraum, der dasselbe lieferte, zu kurz, als daß nicht die Behauptung, daß bei der ersten Zählung Irrthümer untergelaufen sind, dadurch bestätiget werden sollte. Ist dies nicht der Fall gewesen: so hat man wenigstens seit dieser Zeit in der Hauptstadt von Peru kein Beispiel wieder gehabt von einer so starken Vermehrung der Einwohner, die in so wenig Jahren erfolgt wäre.

Der Graf Monklova, der 1689 Vicekönig von Peru wurde, nachdem er vorher in gleicher Eigenschaft in Neuspanien gewesen war, wünschte die Anzahl aller waffenfähigen Mannschaft in Lima genau zu kennen, und veranstaltete daher im Jahre 1700 eine dritte Zählung. Man brachte mit Inbegriff aller Religiosen von beiden Geschlechtern, Indianern, Sklaven u. d. gl. überhaupt 37,259 Seelen heraus. Allein auch diesmal blieb ein beträchtlicher Theil der Einwohner ungezählt, entweder weil man nicht mit hinlänglicher Genauigkeit verfuhr, oder weil sich auf's neue viele der Zählung entzogen. Uibertrieben aber ist

es auf jeden Fall, wenn Doktor Montalbo in seinem 1683 herausgegebenen Werke el solo del nuevo mundo (die Sonne der neuen Welt) die Bevölkerung dieser Hauptstadt über 80,000 Seelen ansezt.

Seit dieser Zeit haben der Umfang, die Nahrungsquellen und die Bevölkerung von Lima sehr zugenommen, obgleich zu bemerken ist, daß einzelne Klassen seiner Bewohner eine beträchtliche Verringerung erlitten haben. Dies gilt besonders von den Personen, die sich in den geistlichen Stiftungen befanden. Als diese leztere Zählung vorgenommen wurde, belief sich die Anzahl der Nonnen, die in den Klöstern eingemauert waren, zugleich mit ihrer Bedienung auf nicht weniger, als 3,860 Personen. In dem Kloster der Menschwerdung befanden sich allein, mit einer Dienerschaft von 434 Personen, 827, im St. Klarenkloster 630, und in dem Kloster der Empfängniß mit den 561 weiblichen Domestiken 1041 Menschen. Wie sehr durch diese Menge unverheuratheter Frauenzimmer die Bevölkerung leiden mußte, darf nicht erst erwiesen werden; zu bedauren ist nur, daß man, ungeachtet sich in neuern Zeiten die Zahl dieser Nonnen sehr vermindert hat, doch eben nicht bemerkt, daß auf der andern Seite die Anzahl der Heurathen verhältnißmäßig zugenommen habe.

Auch die Menge der Mönche hat sich, wie aus dem unten stehenden Verzeichnisse erhellen wird, beträchtlich verringert. Bei der Zählung von 1700 fand man ihrer nicht weniger, als 2,155. Die Dominikaner waren die stärksten, und zählten in vier Klöstern nicht

weniger, als 428, die Franziskaner zählten 393, die Augustiner 321, und die Mercedarios 241 Angehörige (in ein jedes dieser Verzeichnisse ist nämlich die Dienerschaft mit eingeschlossen).

Im Jahre 1746 wurde unter dem Vicekönig Grafen von Superunda eine neue Zählung der Einwohner von Lima veranstaltet, welcher die Beichtregister der Geistlichen zum Grunde lagen, und in welche daher auch die Bewohner der umliegenden Gegenden einbegriffen sind. Das Resultat derselben war 60,000 Seelen. *) Da aber das fürchterliche Erdbeben, welches sich in der Nacht des 28sten Oktobers in dem genannten Jahre ereignete, und die epidemischen Krankheiten, die diese traurige Begebenheit zur Folge hatte, die Bevölkerung um sechs bis acht tausend Seelen verringerten: so wiederholte man die Zählung im Jahre 1757, und es wurden 54,000 Einwohner gefunden.

*) Da sich die Bevölkerung im Jahr 1700 nur auf 37,239 Personen belief: so kann eine Vermehrung von 22,741 Seelen in 46 Jahren, welche nach jener Angabe angenommen werden müßte, wohl nur Uibertreibung seyn, besonders da in diesen 46 Jahren nichts vorfiel, was eine so starke Vermehrung der Einwohner hätte zur Folge haben können. Diese Uebertreibung rührte von dem Bravo de Kastilla her, der die politische Absicht hatte, fremde Nationen von Expeditionen in die Südsee abzuschrekken, die für die Spanischen Kolonien einen eben so großen Verlust und eben so viele Unfälle hätten zur Folge haben können, als die, welche im siebzehnten, und zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts gegen dieselben unternommen wurden.

Da man aber auch diesmal wieder die Beichtregister der Geistlichen zur Grundlage annahm, und folglich die Bewohner der um Lima liegenden Gegenden auf's neue in die Zählung eingeschlossen wurden: so scheint das Resultat zu einer Vergleichung zwischen der damaligen und der gegenwärtigen Einwohnerzahl auf keine Weise günstig zu seyn.

Dasselbe gilt auch von einer Zählung, die 1781 und in den folgenden Jahren vorgenommen wurde. Nach derselben belief sich die Zahl der Einwohner auf 60,800 Seelen, und diejenigen, welche diese Maßregel veranstaltet hatten, glaubten, sie auf 70,000 Seelen anschlagen zu können. Wenn man indessen die Getraidekonsumtion, die Geburts- und Mortalitätslisten vergleicht: so scheint sich auch in diese Zählung ein Irrthum eingeschlichen zu haben.

Die neueste Zählung von 1790 hat alles für sich, was ihr in den Augen eines jeden unpartheiischen Beurtheilers Glaubwürdigkeit verschaffen kann. Gesezt, es wären auch diesmal Betrügereien vorgegangen, und man hätte dem Eifer der Kommissarien einen Theil der Einwohner, besonders der Sklaven, entzogen: so kann doch die Anzahl der auf diese Weise unangezeigt gebliebenen nicht über 2,000 Personen betragen. Das Resultat dieser lezten Zählung lieferte überhaupt 52,627 Einwohner.

Als die Provinzen, welche jezt das Vicekönigreich Buenos Ayres ausmachen, von Peru getrennt wurden: so weissagten trübsinnige Politiker und seichte Schwäzzer der Hauptstadt desselben ihren Untergang,

während die Unwissenheit nicht fertig wurde, zu zeigen, wie nothwendig es sei, den Handel auf den alten Fuß der Gallionen zurükzuführen. Die Erfahrung hat bewiesen, daß alle diese Urtheile grundlos waren. Die Freigebung des Handels, eine Wohlthat, welche nicht mit dem Dank aufgenommen worden ist, den sie verdiente, hat den Verlust ersezt, den die Hauptstadt Peru's in Rükficht auf ihre Bevölkerung und auf ihr Interesse durch jene politische Zertheilung erlitten haben konnte. In der That, seitdem sich die ersten wohlthätigen Folgen dieses freien Verkehrs haben verspüren lassen, hat Lima um ein Fünftel an Größe zugenommen, wie die neu angelegten Gebäude hinlänglich beweisen. Don Manuel de Leon, immerwährender Polizeiaufseher, hat die große Strekke, welche zwischen dem Garten Piti und den alten Gebäuden außerhalb der Stadt wüste lag, mit Häusern angefüllt. Er hat zwei Obstgärten, jeden von 120 Toisen, bebaut, und noch eine dritte Reihe von Gebäuden fast vollendet. Die neuen Anlagen bestehen aus einem Kloster, 207 Häusern, deren Fronte auf die Straße geht, und vier kleinern Gäßchen, welche 53 Wohnungen enthalten. Die Pampa de Lara, die Häuser, welche um die Orangenhayne liegen, und die auf dem Wege, der nach der Promenade der Barfüßer führt, sind ebenfalls alle neu angelegt.

Lima enthält in seinem gegenwärtigen Zustande 209 Quadras oder Häuserquadrate. Zur bessern Handhabung der Polizei unter den Einwohnern hat die Po-

lizei die Stadt in vier Viertel getheilt, welche wieder in 35 Distrikte abgetheilt sind. In einem jeden derselben ist ein Alkaide angesezt, der aus den angesehensten Bewohnern gewählt wird. Die Anzahl der Häuser beläuft sich auf 3,941. Von diesen sind 969 in todter Hand, die 157 eingeschlossen, welche geistlichen Stiftungen zugehören. Demungeachtet findet man außer denen, welche geistlichen Körperschaften völlig zuständig sind, selten ein Haus, das nicht Abgaben entrichten müßte.

Durch die Freigebung des Handels hat die Hauptstadt an Hülfsmitteln zur Beförderung ihres Flors und der Bequemlichkeit ihrer Bewohner sehr gewonnen. Bis auf die gegenwärtige Zeit wußte man in Lima nichts von Kaffeehäusern und Banken. Magazine aller Art waren wenigstens um ein Drittel minder zahlreich, als jezt. Demungeachtet giebt es noch viele, besonders unter den Vertheidigern des alten Systems, welche sich über die Armuth Lima's beklagen, und sich nach den vorigen Zeiten und Einrichtungen zurüksehnen. Um zu erforschen, in wie fern sie Recht haben, muß man erst den Begriff dieser Armuth festsezzen. Reden sie von derselben in Beziehung auf jene übergroßen Kapitalien, welche man zu Anfange, und selbst noch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in den Händen weniger Personen fand, die sich zuweilen Ungerechtigkeiten erlaubten, wenigstens die Preise der Waaren nach Belieben festsezten: so existiren diese Kapitalien freilich nicht mehr. Wollen sie mit dieser Armuth sagen, daß der Gewinn, der aus einer jeden

Unternehmung herfließe, gering sei, weil er sich unter viele vertheile: so muß man ihnen auch hierinn Recht lassen, so zweideutig auch an sich diese Bemerkung seyn mag. Aber offenbar irren sie, wenn vom allgemeinen Wohlbefinden der Einwohner die Rede ist. Um sich hiervon zu überzeugen, darf man nur die ungehinderte und schnelle Geldcirkulation und den Wohlstand erwägen, der unter den mittlern Volksklassen herrscht; denn alle, vom Kaufmann bis zum Krämer und Handwerker herab, befinden sich in behaglichen Umständen. Die freie Schifffahrt, die Errichtung eines Zollhauses, die erweiterten Tabaksniederlagen und die Vermehrung der Truppen haben die Quellen des Geldumlaufs vervielfältiget. Das Lotto, *) in das ehemals wenig gesezt wurde, das aber jezt den größten Lotterien in Europa an die Seite gestellt werden kann, bringt allein wöchentlich zwei bis drei tausend Piaster in Umlauf. Die Verzierungen der Häuser, die Kleidung der Einwohner, die Equipagen u. d. gl. sind netter, bequemer und sogar glänzender, als vor zwanzig Jahren. Was liegt daran, daß im Innern der Wohnungen nicht so viel Reichthümer aufgehäuft sind?

*) Ich habe dieses Spiel, das in der Englischen Nachbildung ziemlich vag the game of chances (Glücksspiel, ein solches ist ja jedes Spiel) genannt ist, durch Lotto übersezt, weiß aber übrigens nicht, wie nah oder wie fern ich von der Wahrheit bin. Der Englische Uibersezzer glaubt, es habe Aehnlichkeit mit unsern Würfelspielen. D. Uib.

Vergleicht man Lima mit Madrit: so zeigt sich, daß es im Verhältniß zu seiner Bevölkerung an der Zahl der Hospitäler und der Studierenden, denen es Gelegenheit giebt, sich zu bilden, das leztere übertrifft. In der lezten Zählung der Menschen, die in der Stadt und am Hofe zu Madrit leben, fand man, daß die Zahl derselben 156,672 beträgt. Gleichwol hat man nur acht Hospitäler, die wirklich besezt sind, da sechs andere leer stehen, und die Anzahl der Studierenden belief sich nur auf 727. Diese Vergleichung wird das Lob rechtfertigen, welches wir unserm geliebten Vaterlande gaben, als wir bemerkten, daß Kenntnisse durch ganz Peru verbreitet sind, und zwar theils wegen der natürlichen Beweglichkeit und des angebornen Scharfsinns, die dem Geiste seiner Bewohner eigen sind, theils wegen ihrer Liebe zu den Wissenschaften. Auch wird daraus klar werden, daß zu allen Zeiten ein Streben nach Humanität unter uns geherrscht habe.

Wir geben zur bequemern Uibersicht eine Wiederholung der Zählungen der Bewohner von Lima, die seit dem Jahre 1600 veranstaltet worden sind, aus welcher man zugleich gewahr werden wird, um wie viel sich dieselben von Zeit zu Zeit vermehrt oder vermindert haben. Doch darf dabei das nicht aus der Acht gelassen werden, was vorher über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Zählungen und über den Werth derselben bemerkt worden ist.

| Jahr. | Zahl. | Zunahme. | Abnahme. |
|---|---|---|---|
| 1600. | 14,262. | —— | —— |
| 1614. | 25,455. | 11,192. | —— |
| 1700. | 37,259. | 11,805. | —— |
| 1746. | 60,000. | 22,741. | —— |
| 1755. | 54,000. | —— | 6,000. |
| 1781. | 60,000. | 6,000. | —— |
| 1790. | 52,627. | —— | 7,373. |

Von diesen 52,627 Einwohnern lebten 4,831 in Klöstern. Es sind nämlich in der hierher gehörigen Liste 20 Manns- und 18 Frauenklöster angenommen. In einem genauern Verzeichnisse, das im Verfolg des Werks gegeben wird, ist die Zahl der erstern auf 23, und die der leztern auf 19 gesezt. Unter den Mönchen waren die Dominikaner und die Franziskaner die zahlreichsten. Der erstere Orden besaß vier Klöster mit einem 272 Mann starken Personale, der leztere hingegen zwei mit einem Personale von 242 Mann. Unter den Nonnen waren die Augustinerinnen die zahlreichsten. In ihren zwei Klöstern lebten überhaupt 268 Personen.

Ohne die Ordensgeistlichen betrug also die Bevölkerung 47,796 Seelen, von denen 15,305 männlichen, und 14,639 weiblichen Geschlechts waren. Diese Einwohnermasse bestand aus 17,215 Spaniern, 3,912 Indianern, 4,631 Mestizen, 8,960 Negern, 5,972 Mulatten, 2,383 Quarterons, 219 Quinterons, 3,384 Zambos und 1120 Chinos, so daß also die farbigen Leute bei weitem den größern Theil ausmachten. Es befanden sich unter denselben 229

Weltgeistliche, 13 Notarien, 91 Rechtsgelehrte, 48 Wechsler, 393 Kaufleute, 60 Manufaktur-Arbeiter, 1027 Handwerker, 363 Tagelöhner, 308 andere Arbeiter, 90 reiche Grundbesitzer, 21 Aerzte, 56 Wundärzte, 15 zur Inquisition gehörige Personen, 366 Studierende u. s. w. Freie dienende Personen zählte man 2,903, Sklaven aber überhaupt 9229.

Außer der Universität, von welcher unten eine Nachricht gegeben werden wird, fand man hier vier andere männliche Bildungsanstalten. Von diesen hatte die königliche St. Karlsschule 1 Rektor, 15 Lehrer und 72 Zöglinge, die Schule des heil. Toribio 1 Rektor 19 Lehrer und 52 Zöglinge, und die Schule del Principe de los Caziques 1 Rektor, 2 Lehrer und 10 Zöglinge. Von den zwei weiblichen Bildungsanstalten, deren jede ihre Rektorien hatte, zählte die von la Caridad 18 und die von Santa Cruz, die für verwaiste Mädchen gestiftet ist, 24 Zöglinge. Jedes der männlichen sowol, als weiblichen Institute hatte überdies eine Anzahl freier dienender Personen und Sklaven.

Lima hatte elf Hospitäler, (nach andern bestimmtern Nachrichten 15), die zum Theil ihre eigenen Kaplane, Aerzte und Sklaven unterhielten. Es befand sich unter denselben eins für Geistliche, eins für Spanier, eins für Seeleute, zwei für Genesende, eins für unheilbar Kranke, eins für Kaufleute, eins für Indianer. Das St. Andreashospital für Spanier, bei welchem 4 Aerzte und 2 Kaplane angestellt waren, und das St. Annenhospital für Indianer mit 4 Kapla-

nen, 6 Aerzten und einer Menge anderer dabei angestellter Personen, waren die wichtigsten. In allen wurden im Jahre 1790 überhaupt 651 Kranke und 65 Verrükte verpflegt. Außerdem war ein Findelhaus mit 47 Findlingen (27 Knaben und 20 Mädchen), ein Spital, in welchem 30 Menschen verpflegt wurden, und noch eine dritte Anstalt für arme Weibspersonen, deren Anzahl sich in dem genannten Jahre auf 53 belief, vorhanden.

Es befanden sich in der Stadt drei Gefängnisse, ein königliches, ein Stadt- und ein Inquisitionsgefängniß. Diese waren zusammen von 165 Personen bevölkert.

---

## 2.

### Errichtung der Königlichen Audienzia oder des höchsten Gerichtshofs zu Lima.

Die Verwirrungen, Unordnungen und Ungerechtigkeiten, die von dem Eroberungsgeiste unzertrennlich sind, brachten in Peru laute Klagen hervor, die endlich den Weg zum Spanischen Throne fanden. Der unversöhnliche Haß, der zwischen den Partheien des Almagro und Pizarro herrschte, machte die weisesten Verordnungen unwirksam, und verlängerte die Anarchie, die für das Gedeihen eines neuen Staats jederzeit verderblich seyn muß. Es war nöthig, ein Mittel zu ersinnen, wodurch diesen Uibeln vorgebeugt würde, und man glaubte dieses in der Errichtung ei-

ner Audienzia oder eines höchsten Gerichtshofs in der Hauptstadt von Peru gefunden zu haben.

Durch ein Patent vom März 1543 lößte der Kaiser Karl V. die Audienzia auf, welche im Jahre 1538 errichtet worden war, um in allen Spanischen Besitzungen, in der Terra Firma, Rio de la Plata, Neu Kastilien und Toledo die Gerechtigkeit zu handhaben; und durch ein anderes Patent von demselben Datum befahl er, daß eine Audienzia zu Lima errichtet werden sollte. Die Bewohner von Peru sahen sich auf diese Weise von der traurigen Nothwendigkeit befreit, um die Abstellung ihrer Beschwerden in einer so großen Entfernung anzusuchen.

Die Anzahl derer, welche Klagen führten, war zu der Zeit, da die vierzig Artikel bekannt gemacht worden waren, die der zur Regulirung der Amerikanischen Angelegenheiten niedergesezte Rath, um den Indianern ihre Freiheit und eine menschliche Behandlung zu sichern, entworfen, und die der Kaiser im November 1542 zu Barcellona bestätiget hatte, in allen Theilen des Königreichs sehr groß. Um der neuen Audienzia Ansehen zu verschaffen, war ein Mann von strenger Rechtschaffenheit nöthig, und da man diese in dem Generalinspektor der Kastilianischen Garde, Blasko Nunez Vela, fand: so wurde er zum Vicekönig von Peru, und zum Präsidenten der königlichen Audienzia ernannt.

Die Personen, die ihm als Richter beigegeben wurden, waren der Licentiat Zepeda, der eine ähnliche Bestallung auf den Kanarischen Inseln ge-

habt hatte, der Doktor Lison de Texada, Alkaide bei dem Gerichtshofe zu Valladolid, der Licentiat Alvarez, Advokat bei demselben Gerichtshof, und der Licentiat Pedro Ortiz de Zarate, Alkaide Major von Segovia. Sie schifften sich im November 1543 zu St. Lukar mit dem Vicekönig ein, und landeten am 18ten Februar des folgenden Jahres zu Panama. Als hier dem Vicekönig das königliche Siegel ausgeliefert worden war: so reiste er endlich nach Lima ab, und langte daselbst am 15. Mai 1544, jedoch ganz allein an; denn die Richter hatten es, ungeachtet sie ihn zu begleiten aufgefordert worden waren, für gut befunden, zu Panama zurükzubleiben. Der feierliche Einzug des königlichen Siegels konnte dieses Verzugs wegen nicht eher, als am ersten Julius des gedachten Jahres vor sich gehen, auf welches die nach und nach anlangenden Richter den Eid ablegten.

Der Einzug des königlichen Siegels heißt in der Sprache der Peruanischen Schriftsteller nichts anderes, als der Einzug des Vicekönigs selbst in die Hauptstadt. Der feierliche Zug, der bei dieser Gelegenheit nach dem auf der nördlichen Seite des großen öffentlichen Plazzes gelegenen Vicekönigischen Palaste unternommen wird, geschieht mit so viel Pracht, daß man sich aus einer Beschreibung nur eine schwache Vorstellung von demselben machen würde. Bei den Festlichkeiten, welche hierauf folgen, um die Aufnahme des Vicekönigs zu verherrlichen, bleiben die Indianer nicht hinter den Weißen zurück, sondern auch sie

nehmen an denselben auf ihre Weise und nach ihrem Geschmack Antheil.

Es herrschten jedoch gleich vom ersten Anfange an Streitigkeiten zwischen dem Vicekönig und den Richtern, die man so weit trieb, daß der erstere verhaftet, und nach Spanien zurükgesendet wurde; späterhin wurde er jedoch freigelassen, und in seine Rechte wieder eingesezt. Er sowol, als seine Gegner nahmen ein trauriges Ende. Er selbst fiel im Treffen von Anaquito 1546 durch die Hand eines Negers; Zepeda wurde vom Präsidenten Gaska gefangen nach Spanien geschikt, und fand seinen Tod im Kerker; Texada ertrank in der Meerenge von Bahama; Alvarez, der von seinen in dem Treffen bei Anaquito erhaltenen Wunden wieder genesen war, wurde in einem Gehölz von Mandelbäumen, das sich bei der Wohnung seines Kollegen Zepeda befand, von einer Schlange gebissen, und mußte an den Folgen dieses Unglüks sterben, und Zarate wurde durch ein Pulver, das ihm Gonzalo Pizarro als ein Arzeneimittel gab, vergiftet.

Diese Streitigkeiten zwischen dem Präsidenten und den Richtern nahmen, wie bereits gesagt, gleich nach ihrer Landung zu Panama ihren Anfang, und wurden durch die Verhaftung des erstern öffentlich bekannt. Zepeda und Zarate bemächtigten sich des königlichen Siegels. Da aber der Vicekönig noch den Alvarez auf seiner Seite hatte, und überdies mit einer königlichen Vollmacht versehen war, nach welcher auch dann, wenn nur ein oder zwei Richter anwesend wa-

ren, Gericht gehalten werden durfte: so eröffnete er eine neue Audienzia zu Piura. So kam es, daß nach der Bemerkung des Geschichtschreibers Zarate, welcher Augenzeuge von allen diesen Händeln war, Peru zwei Audienzias hatte, die eine in der Hauptstadt Lima, und die andere in Piura, und es war nicht selten der Fall, daß in einer und derselben Sache zwei Urtheile gefällt wurden, von denen das eine dem andern geradezu widersprach.

Die Audienzia zu Piura wurde durch den Tod des Präsidenten und Vicekönigs Blasko aufgelöst, und die zu Lima war von kurzer Dauer. Da Lison gefangen nach Spanien geschikt worden war, Zepeda aber sich zur Armee des Gonzalo Pizarro begeben hatte: so war Zarate der einzige Richter, der noch übrig blieb; aus diesem Grunde, und um sein Ansehen noch mehr zu befestigen, nahm auch Pizarro das königliche Sigel mit sich. Daher kam es auch, daß 1546 der Licentiat Pedro de la Gaska, wie es ausdrüklich in dem Schreiben hieß, zum Präsidenten der königlichen Audienzia, die vormals in Peru bestanden hatte, ernannt wurde.

Ob gleich die zwei neuen Richter, Domingo Nenteria und Andres Zianka, mit dem Präsidenten Gaska wirklich nach Peru abreisten: so wurde doch dieser an der Wiederherstellung des Gerichtshofs durch die Nothwendigkeit verhindert, in welche er sich versezt sah, den Gonzalo Pizarro zu verfolgen. Er schlug diesen am 9ten April 1548 in dem Thale Xaquixaguna, vier Meilen von Kuzko, und

nahm ihn gefangen. Sobald als der Empörer und seine Anhänger den Lohn erhalten hatten, der ihren Verbrechen gebührte: so wurde die königliche Audienzia auf feste Grundlagen gestellt. Am 13ten März 1549 nahmen Melchior Bravo und Andres Zianka, und bald darauf, am 27sten Junius desselben Jahres auch die Licentiaten Hernando Santillana und Maldonado ihre richterlichen Sizze ein. Diese Data sind aus einem authentischen Manuskripte gezogen, das jedoch nicht sagt, was aus Renteria geworden ist. Dasselbe Manuskript führt auch, indem es erwähnt, daß dem Präsidenten Blasko ein Gehalt von 5,000 Dukaten zugesichert worden sei, die sonderbaren Worte an, die sich in der königlichen Bestallung befanden: „und weil Du nicht gelehrt bist: so sollst Du keine Stimme in den Hallen der Gerechtigkeit haben."

Philipp II. trug dem Don Francisko Toledo, der am 26sten November 1569 in der Hauptstadt anlangte, auf, auch einen königlichen Kriminalgerichtshof zu errichten, der von der Audienzia abhängig seyn sollte. Im Jahre 1626 fügte Philipp IIII. noch die zwei Fiskalstellen hinzu, und vermehrte die Anzahl der Richter auf acht.

In der Abwesenheit des Präsidenten Gaska im Jahre 1550 übernahm die königliche Audienzia die Regierung des ganzen Königreichs, was sie nachher jederzeit, wenn die vicekönigliche Würde vakant war, gethan hat. Solcher Vakanzen gab es von der erwähnten an bis auf die, welche die Rükkehr des Für

sten von Esquilache nach Spanien im Jahre 1621 veranlaßte, nicht weniger, als fünf. In einem jeden solchen Falle hat sie nicht nur die vollkommenste Ruhe im Reiche erhalten, sondern durch geschikte und weise Maßregeln hat sie auch Sr. katholischen Majestät eine Summe von 6,120,807 Speciesdukaten aus dem königlichen Schazze baar remittiren können. Nach dem Tode der Vicekönige Don Martin Henriquez im Jahre 1583, und des Grafen von Monte-Rey im Jahre 1606 wollten die Audienzias zu Charkas und Quito die Regierung in ihren respektiven Distrikten ausüben, unter dem Vorwande, daß die königlichen Verordnungen vom März 1550 und vom Februar 1577, welche bestimmten, daß die Audienzia zu Lima in Abwesenheit der Vicekönige regieren sollte, aus den Zeiten herrührten, die vor ihrer Errichtung vorhergegangen wären. Allein der König mißbilligte in einer im November 1606 erlassenen Verfügung diese Prätentionen, und befahl, daß sich das Ansehen der Audienzia zu Lima über alle Länder, die dem Vicekönig unterworfen waren, erstrekken sollte.

Im Junius 1776 wurde verordnet, daß bei allen Audienzien in Indien Regenten angestellt werden sollten, und die Vorrechte und die Gewalt dieser hohen Aemter wurden genau angegeben. Seit dieser Zeit hat die Audienzia keine Veränderung von Wichtigkeit erlitten. Aus dem Vorhergehenden leuchtet ein, daß der Vicekönig kraft seines Amtes in diesem höchsten Gerichtshofe, der aus acht Richtern, einigen Fiskalen und

verschiedenen Unterbeamten besteht, den immerwähren-den Vorsitz führt.

---

## 3.

### Historische Nachrichten von den Provinzialkoncilien, die zu Lima gehalten worden sind.

Die Provincial-Kirchenversammlungen, welche zu Lima gehalten worden sind, beweisen eben so sehr den beharrlichen Eifer der Spanischen Monarchen für Religion und Kirchenzucht, als die Hirtenwachsamkeit der Prälaten, welche keine Mühe scheuten, die wichtigen und heiligen Zwekke zu erreichen, auf die ihre Aufmerksamkeit gerichtet war.

Da die Unruhen, von denen Gonzalo Pizarro als der vornehmste Urheber angesehen werden mußte, glüklich gedämpft, und die, welche die Empörung des Francisko Hernändes Giron veranlaßte, und in denen noch mehr Blut floß, noch nicht ausgebrochen waren: so benuzten die Väter und Prälaten, die sich zu Lima befanden, diesen kurzen Ruhepunkt, in die kirchlichen Angelegenheiten, die so wie andere Theile des öffentlichen Interesse durch die Revolutionen, welche auf die Eroberung folgten, in Verwirrung gerathen waren, einige Ordnung zurükzuführen. Sie kamen also 1552 zu einem Provincialkoncilium zusammen. Die anwesenden Bischöfe werden uns nicht genennt; es ist aber wahrscheinlich, daß außer dem Frater Geronimo Loaysa aus dem Orden des

h. Dominikus, der der erste Erzbischof von Lima war, die damals in dieser Hauptstadt wohnenden Bischöfe von Kuzko und von Quito Glieder dieses Konciliums ausmachten, besonders da sie auch, so gut, wie der Erzbischof, den Präsidenten Gaska in das Treffen bei Sachahuana begleiteten. Auch die Fragen, welche erörtert wurden, kennen wir nicht; wir wissen nichts weiter, als daß das Koncilium gehalten worden ist. Diese Versammlung scheint jedoch eine Art Peruanischer Kortes gewesen zu seyn, und, so wie die Toledanischen Versammlungen, aus den obrigkeitlichen Personen der Hauptstadt und verschiedenen Bischöfen bestanden zu haben, welche sowol in geistlichen, als weltlichen Angelegenheiten vereinigt solche Verfügungen trafen, wie die damaligen kritischen Zeitumstände erforderten.

Loaysa fuhr fort, der Kirche mit Besonnenheit vorzustehen, und da er wußte, daß die Schlüsse der Tridentinischen Kirchenversammlung, welche verordneten, daß alle drei Jahre Provincialkoncilien gehalten werden sollten, in Spanien bestätiget und öffentlich bekannt gemacht worden waren: so versammelte er ein neues Koncilium, welches als das zweite betrachtet werden kann, und im Jahre 1567 gehalten wurde. Die anwesenden Väter werden nicht genennt; es ist aber zu vermuthen, daß es dieselben, die bei dem vorigen Koncilium erschienen waren, und außer ihnen noch der Bischof von Chili gewesen sind. Da diese Versammlung ihre Berathschlagungen geendiget hatte: so wurden ihre Beschlüsse im ganzen Königreiche be-

kannt gemacht, und zur Nachachtung empfohlen; als sie aber nach Spanien und von da nach Rom geschikt worden waren: so hielt man es nicht für räthlich, sie zu bestätigen, noch viel weniger, sie durch den Druck bekannt zu machen. Der heilige Toribio hat uns einen Auszug aus denselben hinterlassen, aus welchem der Grund, warum man sie zu bestätigen sich weigerte, klar wird. Es erhellt nämlich, daß gewisse Verordnungen gemacht worden waren, die ohne Zweifel durch den Drang der damaligen Umstände nothwendig wurden, zu denen aber die Väter kein Recht hatten, wiewol sie ihr Eifer, Mißbräuche zu entfernen, verleitet hatte, sie mit ihrem Ansehen zu besiegeln. Gewiß ist es, daß Verordnungen von einer solchen Art, und die Ausführung derselben, damals so gut, wie jezt, einer von der geistlichen verschiedenen Gewalt zukamen. Nichts desto weniger verdient diese Versammlung von Prälaten unsere Achtung, theils wegen des Ernstes, mit welchem sie Bedürfnissen der Zeit abzuhelfen beflissen war, theils wegen der Sammlung von Schlüssen, welche gefaßt wurden. Daß diese leztern auf dem Koncilium, welches späterhin der heil. Toribio veranstaltete, zum Grunde gelegt wurden, erhellt aus einer Vergleichung der Dekrete beider Koncilien.

Nach dem Tode des Loayſa folgte ihm Don Toribio Alfonſo de Mogrovejo in seiner Würde. Dieser war nicht sobald in Lima angelangt, als er auch ein Koncilium versammelte, welches seine Berathschlagungen im August 1582 anfieng.

Don Martin Enriquez war damals Vicekönig von Peru. Die Bischöfe von Kuzko, von Santiago in Chili, von la Imperial, (nach der Zerstörung dieser Stadt wurde der bischöfliche Sitz nach la Koncepcion verlegt,) von Tukuman und von la Plata stellten sich bei dieser Versammlung ein, in welcher viel Harmonie und Ruhe herrschte, und deren Mitglieder eine tief eindringende Kenntniß der Gegenstände, welche abgehandelt und geordnet wurden, verriethen. Sie gieng zu Ende des folgenden Jahres nach Vollendung ihrer Arbeiten mit eben der Einmüthigkeit aus einander, durch welche sie sich gleich im Anfange ausgezeichnet hatte. Man kann sagen, daß in diesem Koncilium der Kodex der Kirchenzucht für Peru, und im Grunde für das ganze Spanische Südamerika abgefaßt worden sei. Es verordnete, daß ein jedes Individuum, das zu irgend einer Gemeinde gehörte, mochte es nun von Spanischer oder Indianischer Abkunft seyn, eine Kopie von seinen Beschlüssen haben sollte, bei Strafe von hundert Kronen und des größern Kirchenbannes.

Außer diesen Dekreten ließ dieses Koncilium auch einen Katechismus der christlichen Glaubenslehren in Spanischer und Indianischer Sprache drukken. Er war in Gesprächen und in einer deutlichen, lichtvollen Schreibart geschrieben, so daß er dem Fassungsvermögen des gemeinen Volks sehr gut angepaßt war. Zugleich machte es auch noch einen kleinern Katechismus in Frage und Antwort, und noch einen dritten für Kinder, welcher in einem noch herablassendern Tone

abgefaßt war, bekannt. Dies alles geschah unter der geschikten Leitung des Erzbischofs Toribio, der sich dabei der Unterstüzzung mehrerer in Lima wohnender Gelehrten bediente, namentlich des Jesuiten Pater Juan de Akosta, welcher die Akte des Konciliums zu Papier brachte, und für den Verfasser des Katechismus in Gesprächen gehalten wird. Endlich suchte das Koncilium die Absichten der beiden vorhergehenden durchzusezzen, doch so, daß es dabei das nicht aus den Augen ließ, was ihm eine dreißigjährige Erfahrung diktirt hatte, um sich des Beifalls des Publikums, der königlichen Zustimmung und der Bestätigung des heiligen Stuhls zu vergewissern.

Demungeachtet fanden sich viele, welche die heftigen Drohungen, die im dritten Beschluß ein jeder Geistliche erhielt, der sich mit Handelsspekulationen abgab, erbitterten. Es war in der That ein eben so neues, als lustiges Schauspiel, eine beträchtliche Anzahl Priester vor dem Rath der Indischen Angelegenheiten, und selbst in Rom erscheinen zu sehen, welche darauf antrugen, daß der Bann, welchen das Koncilium von Lima gegen sie aussprach, zurükgenommen werden möchte, und zwar zu einer Zeit, da der Beschluß der Tridentinischen Kirchenversammlung, welcher die Verbote und die Strafen erneuerte, mit welchen die Kirchengesezze den Handel der Geistlichen zu allen Zeiten und in allen Ländern belegt haben, in voller Kraft war, und überall befolgt wurde. Das Resultat war, daß sowol der Indische Rath, als Rom das Gesuch dieser Priester zurük-

wies, und den Schluß des Konciliums zu Lima, gegen welchen sie appellirt hatten, seinem ganzen Inhalte nach bestätigte. Dasselbe war auch der Fall in Hinsicht auf einen andern Artikel, welcher den Bann über die geistlichen Visitatoren aussprach, die das Betragen der Priester, welche sie zu besuchen hatten, verheimlichten, oder es nicht so schilderten, wie es wirklich war, um ihnen die Ahndung des Bischofs entweder ganz zu ersparen, oder wenigstens zu mildern. Da beide Prätentionen zu gleicher Zeit bei den Behörden eingereicht wurden, so daß man argwöhnen mußte, es sei der Wunsch der Priester, noch fernerhin Handel zu treiben, und die Visitatoren wollten die Geschenke nicht fahren lassen, welche sie von den Priestern für ihre sträfliche Dienstbeflissenheit erhielten: so verfehlten sie ihren Zweck, und der Bann des Konciliums von Lima wurde nicht im geringsten gemildert. Uns kömmt es nicht zu, zu untersuchen, ob diese heilsamen Kirchenverordnungen noch jezt in aller ihrer Strenge befolgt werden.

Das zweite Koncilium, welches der heil. Toribio versammelte, und das vierte, das in Lima gehalten wurde, kam 1591 zusammen, und bestätigte alle Beschlüsse des vorigen. Zugleich verordnete es durch einen neuen Schluß allen Seelsorgern, sich die Beschlüsse des Konciliums von 1583, nebst dem Katechismus in Gesprächen, und den zwei kleinern anzuschaffen. Die Visitatoren erhielten Befehl, mit dem größten Eifer darauf zu sehen, daß dieser Verordnung nachgelebt würde. Aus den Berathschlagungen dieses

Konciliums erhellt, daß damals zwischen der Geistlichkeit und dem Staate Zwistigkeiten obwalteten, besonders über die Rechte und den Umfang ihrer Jurisdiktionen, eine Frage, deren Erörterung von jeher viele Zeit gekostet hat. Auch wurde das Ceremoniel, die Regla consueta bekannt gemacht, welches um der guten Ordnung und um des Anstandes willen bei dem Gottesdienst in der Kathedrale zu Lima befolgt werden sollte. Der Erzbischof Toribio und der Bischof von Kuzko waren die einzigen Bischöfe, welche bei dieser Versammlung gegenwärtig waren; die übrigen sendeten ihre Vikarien.

Nachdem der heil. Toribio, welcher die Kirchenzucht auf alle mögliche Weise zu befördern suchte, verschiedene Diöcesan-Synoden gehalten hatte: so versammelte er endlich das dritte Provincial-Koncilium, welches 1601 zusammenkam. Die Bischöfe von Quito und Panama erschienen persönlich auf demselben; die übrigen sendeten ihre Vikarien. Man vereinigte sich sehr bald zu dem Schlusse, daß es, da es sich durch eine achtzehn Jahre lange Erfahrung ergeben habe, daß die Dekrete von 1583 nicht gehörig befolgt worden seien, räthlich wäre, erstlich durch sanftmüthige Ermahnungen zu versuchen, ob man ihren Vorschriften mehr Gehorsam verschaffen könne, und wenn dies nichts wirkte, die Widerspänstigen mit den Strafen der Kirche zu bedrohen. Noch einmal wurde allen Geistlichen anempfohlen, sich die Schlüsse des Konciliums von 1583, welche ihrem Verhalten zur Richtschnur dienen sollten, zu verschaffen. Daß man sich diesen

Schlüssen so wenig nachgeachtet hatte, war die natürliche Folge der Streitigkeiten zwischen den königlichen und geistlichen Behörden. Sie waren damals eben mit vieler Wärme und Erbitterung geführt worden, und da es nicht an boßhaften Gemüthern fehlte, welche diese Unruhen benuzten, und sich, je nachdem es ihr Vortheil mit sich brachte, bald auf die eine, bald auf die andere Parthei schlugen: so hatte der Erzbischof, wie er sich selbst in seinen Briefen an Philipp II. beklagte, seinen Zweck nicht erreichen können.

Dies sind die fünf Provincialkoncilien, die in der Hauptstadt von Peru gehalten worden sind. Sie sind eben so viele Beweise von dem Eifer, welchen man damals bezeugte, wenn von der Reinheit des Glaubens, von der heiligen Lehre und von der Kirchenzucht die Rede war. Was die zwei frühern betrifft: so ist schon bemerkt worden, daß man uns ihre Beschlüsse nicht überliefert hat. Von den drei leztern, deren Dekrete bekannt geworden sind, kann das von 1583 als das vornehmste betrachtet werden, indem auf demselben alles das festgesezt wurde, was sich auf das Regiment der Metropolitankirche und auf die Suffragane derselben bezieht. Es hat seinen wesentlichen Theilen nach den Kodex der Peruanischen Kirchengesezze geliefert.

Der heil. Toribio starb 1606, zu einer Zeit, da man aus Gründen, welche dem Gelehrten bekannt sind, sowol in Europa als in Amerika Provincial-Kirchenversammlungen zu halten aufgehört hatte. Hierdurch ließ sich jedoch der Eifer der Prälaten nicht

irre machen. Lobo Guerrero, der Nachfolger des Toribio, gab die Synodalunterhaltungen heraus, welche seit dieser Zeit von den andern Erzbischöfen verbessert und vermehrt worden sind. Die Hirtenbriefe, welche sie hinterlassen haben, sind voll von frommen Gesinnungen und von Gelehrsamkeit.

Da man aber in neuern Zeiten den Wunsch zu erkennen gab, daß wieder Provincialkoncilien gehalten werden möchten: so erließ Karl III. ein königliches Patent, das Tomo Regio genennt wurde, und an die Erzbischöfe und Bischöfe in Südamerika gerichtet war. Den erstern befahl es, ein in jeder Provinz zu haltendes Koncilium zu berufen, den leztern aber, bei demselben gegenwärtig zu seyn. Zufolge dieses königlichen Befehls kam 1772 ein solches Koncilium auch in Lima zusammen. Die Bischöfe von Santiago in Chili, von la Koncepcion, Guamanga und Kuzko fanden sich persönlich bei demselben ein; die von Truxillo, Arequipa und Panama hingegen beschikten es durch ihre Vikarien. Die Eintracht, welche die Schritte dieser ehrwürdigen Versammlung begleitete, ist, da sie in unsere Zeiten fällt, bekannt genug. Ihre Schlüsse hingegen sind nicht zur öffentlichen Kenntniß gekommen, und dies hindert uns, etwas Umständliches darüber zu sagen. Nur dieses wollen wir noch hinzufügen, daß, gleich nachdem die Prälaten zusammengekommen waren, der Erzbischof Don Antonio de Parada den Katechismus in Gesprächen, der in dem Vorhergehenden erwähnt

worden ist, zum Besten des öffentlichen Unterrichts neu aufzulegen befahl.

---

## 4.

## Geschichte der Gründung, des Wachsthums und des gegenwärtigen Zustandes der königlichen St. Markusuniversität in Lima.

Da die Spanischen Monarchen eifrig wünschten, in die ausgedehnten Besitzungen, welche der Krone Kastilien in Amerika zugefallen waren, auf eine mit dem Geiste der Religion und den Zwekken der Gesellschaft übereinstimmende Weise die Wissenschaften einzuführen: so liehen Kaiser Karl V. und seine erlauchte Mutter den Vorstellungen des Frater Thomas de San Martin, ersten Provinzials des Dominikanerordens in Peru, und nachherigen Bischofs von Chuquisaka, ein geneigtes Ohr. Dieser trug nämlich im Namen der Stadt Lima, und in Gemäßheit der Instruktionen, die ihm bei seiner Abreise nach Spanien im Jahre 1550 mitgegeben worden waren, darauf an, daß ein allgemeines Seminarium für wissenschaftliche Bildung mit denselben Privilegien, Rechten und Freiheiten, als sich die berühmte Universität Salamanka zu erfreuen hätte, gestiftet werden möchte. Die Zimmer des vornehmsten Klosters, das dem Dominikanerorden gehörte, sollten dieser Anstalt eingeräumt werden.

Die königliche Einwilligung traf 1553 zu Lima ein. Da aber zur Errichtung dieser Anstalt, außer ei-

ner Summe von 350 Piastern in Golde, welche der besagte Orden zu diesem Behuf bei Seite gelegt hatte, kein Fonds weiter vorhanden war: so konnte der Plan, in allen Wissenschaften Unterricht zu ertheilen, von den Prioren, die einer nach dem andern das Rektorat an dieser Schule begleiteten, nicht in Ausführung gebracht werden. Die jährlichen 400 Piaster, welche 1557 der damalige Vicekönig, Marquis von Kanete, der neuen Stiftung bewilligte, konnten sie, da die Summe zu klein war, als daß sie alle die mannigfaltigen Bedürfnisse, für welche sie bestimmt war, hätte befriedigen sollen, nicht aus diesem Zustande der Kraftlosigkeit erheben. Die festere Begründung datirt sich vom Jahre 1571, da das Rektorat von der Ordensgeistlichkeit auf weltliche Lehrer übergieng. Gaspar Meneses, Doktor der Medicin und Magister der freien Künste, wurde damals zum Rektor ernannt, eine Ehre, die er der Gunst des Vicekönigs Don Francisko Toledo zu verdanken hatte, welchen man als den wahren Begründer dieses Seminars für wissenschaftliche Bildung ansehen kann.

Anstatt des Namens der St. Dominikusuniversität, den es vorher geführt hatte, erhielt das Institut 1574 den der St. Markusuniversität. Da man nämlich mehrere Heiligennamen für dasselbe vorgeschlagen hatte: so wurden die Rektoren, Lehrer und Prälaten einig zu losen. Das Loos fiel auf den heil. Markus, und so wurde dieser zum Schuzheiligen der Universität erklärt. Im Jahre 1576 wählte man in einem der mittlern Theile der Stadt einen schiklichen Platz zur Er-

richtung eines neuen Universitätsgebäudes. Es wurde sogleich mit der Aufführung desselben der Anfang gemacht, und nur nach und nach ist es zu der Größe und Pracht gelangt, welche gegenwärtig an demselben bewundert werden.

Da der Beschüzzer der Akademie Don Francisko Toledo wünschte, daß die Professuren für immer vor dem Eingehen gesichert seyn, und daß der öffentliche Unterricht keine Unterbrechung leiden möchten: so wieß er der Universität einen Fonds von 20,312 Piastern an, die durch einen jährlich von den Indianern zu entrichtenden Tribut aufgebracht werden sollten. Da dieser Fonds gehörig gesichert war: so wurde festgesezt, daß die Professoren täglich folgende Vorlesungen halten sollten: zwei über die Grammatik; eine über die allgemeine Sprache der Indianer, *) deren Kenntniß damals zur Ausbreitung des Evangeliums durchaus nothwendig war; drei über die philosophischen, drei über die theologischen, drei über die Rechtswissenschaften, zwei über das kanonische Recht, und zwei medicinische.

Da aber diese Rente, so wie die Anzahl der Indianer abnahm, welche zu derselben beisteuern mußten, sich ebenfalls verringerte: so nahmen die Einkünfte allmählig ab, bis es endlich nothwendig wurde, zur Auszahlung der Gehalte, welche die Professoren und Universitätsbeamten bezogen, einen bleibendern und

*) Aber welches Indianische Idiom ist in diesen Gegenden das allgemeine? D. Uib.

dauerhaftern Fonds aufzusuchen. Es wurden deshalb 1613 vom Vicekönige, Marquis von Montes Klaros, der Akademie von dem Ertrage des Neunzehnten, der von allen Gemeinden im Königreiche in den königlichen Schatz geliefert werden mußte, 14,906 Piaster ausgesezt. Dieser neue Fonds wurde hernach durch die Freigebigkeit einzelner Individuen, und durch den Eifer der Diener der Kirche noch beträchtlich vermehrt.

Im Jahre 1691 wurde eine Professur der Medicin nach Galens Methode gestiftet, und da es noch an anatomischen Vorlesungen fehlte, ohne welche man sich in dem dunkeln Labyrinthe des menschlichen Körpers nicht zurecht finden konnte: so wurde 1711 ein Professor angestellt, der Anatomie lesen, und allwöchentlich in dem königlichen St. Andreashospital an einem Leichnam praktische Demonstrationen vornehmen mußte. Im Jahre 1790 wurde endlich auch zum Besten der Studierenden ein anatomisches Theater errichtet.

Da die Gesezze des Königreichs verordnen, daß die Kastilianische Sprache allgemein geredet, das Indianische Idiom hingegen allmählig ausgerottet werden soll: so gieng die Professur, welche zur Zeit der Stiftung der Akademie zum Unterricht in der leztern gestiftet worden war, 1784 ein, und an ihrer Stelle wurde eine für die Moralphilosophie errichtet.

Die Kosten, welche man bezahlen mußte, wenn man zu den verschiedenen akademischen Graden gelangen wollte, waren anfänglich sehr groß. Ein jeder, der bei einer von den Fakultäten Doktor wurde, mußte außer einer beträchtlichen Geldsumme, die er an den

Rektor, den vornehmsten Lehrer, den Registrator und an andere Beamte zu entrichten hatte, auch die bezahlen, welche zu der Zeit, da ihm seine Würde ertheilt wurde, das Kapitel oder die Versammlung ausmachten. Nahm er einen weltlichen Grad an: so gab er einem jeden derselben eine Müzze von Sammet; verlangte er aber einen geistlichen, eine von Tuch. Diesem Geschenk fügte er noch ein anderes von sechs fetten Hühnern, vier Pfund kalten Speisen und einem Paar Handschuhen bei. Rechnet man hierzu noch das, was ihm das öffentliche Stiergefecht, das er an seinem Ehrentage zu geben verbunden war, und das glänzende Gastmahl, mit welchem er die Anwesenden bewirthen mußte, kosteten: so kam ein jeder Grad, nach einer Schäzzung, die im Jahr 1743 gemacht wurde, im Durchschnitt die ungeheure Summe von zehntausend Piaster zu stehen. Um diesem Uibel abzuhelfen, wurde in dem erwähnten Jahre verordnet, daß der Graduirte in die Kasse des Instituts 2000 Piaster erlegen, und daß diese unter alle Lehrer gleich vertheilt werden sollten. Uiberdies sollte er für diejenigen, welche bei seiner Prüfung zugegen gewesen wären, ein kleines Mahl veranstalten. Endlich mußte er auch noch an den Rektor, an seinen vornehmsten Lehrer, an den Registrator und an andere studierte Universitätsbeamte einige unbeträchtliche Gebühren entrichten. Seit jener Zeit sind diese immer noch sehr großen Kosten überhaupt auf 1,066 Piaster herabgesezt worden.

Ein jeder, der Doktor werden will, muß vorher durchaus erst Bakkalaureus geworden seyn. Um zu

diesem Grade zu gelangen, muß der Student ein Zeugniß aufweisen können, daß er in der Fakultät, in welcher er befördert zu werden wünscht, fünf Kursus gehört, und noch ein anderes, daß er Privatlektionen gehabt habe, ohne welche sein Studieren unvollendet geblieben seyn würde. Eigentlich verlangen die Gesezze des Königreichs, daß der Grad eines Bakkalaureus, wenn er zehn Mal ertheilt worden ist, das elfte Mal einem armen Studierenden zur Aufmunterung seines Fleißes, und zur Belohnung der Fortschritte, die er in den Wissenschaften gemacht hat, geschenkt werden soll. Allein die Akademie ist mit dieser Gunstbezeugung sehr freigebig gewesen, und hat sich, in der Absicht, zur Aufnahme und zum Gedeihen der Wissenschaften das Ihrige beizutragen, in Ertheilung derselben nicht blos auf arme Studenten beschränkt, auf welche sie das Gesetz allein angewendet wissen wollte.

Die Ceremonien, die auf dieser Universität bei der Kreirung eines Doktors Statt finden, sind nicht ohne Interesse. An dem festgesezten Tage wird mit Sonnenuntergang das Kollegium inwendig erleuchtet, und alle Thüren werden hart verriegelt. Hierauf nimmt das Examen vor den Lehrern und Doktoren, welche allein gegenwärtig seyn dürfen, seinen Anfang. Zwischen der ersten und zweiten Lektion läßt der Rektor alle Anwesende einen Eid schwören, und wenn die zweite Lektion zu Ende ist: so disputiren vier Doktoren, indem der jüngste von ihnen das Wort führt, mit dem Kandidaten. Dabei ist es jedoch keinem verwehrt, diejenigen Bemerkungen zu machen, die er zu

seiner eignen Befriedigung, und um sicher zu gehen, für unumgänglich nothwendig hält. Der Rektor, der Präsident, die vier Gegner des Kandidaten und die sechs ältesten Doktoren lassen es nun ihr nächstes Geschäft seyn, insgeheim über den, der examinirt worden ist, zu stimmen, und auf sie kömmt es an, ob ihm der gesuchte Grad ertheilt, oder ob er abgewiesen werden soll. Das Ganze beschließt alsdann eine Kollation, die aus Zukkergebaknem und Gelées besteht, und an die Stelle des Soupers getreten ist, welches nach der alten akademischen Einrichtung gegeben werden mußte.

Am folgenden Morgen wird dem Kandidaten der neue Grad mit allen möglichen Feierlichkeiten ertheilt. Wenn die Ceremonie nicht auf erhaltene besondere Erlaubniß im Innern des Universitätsgebäudes vorgenommen wird: so wird die Kapelle der heiligen Jungfrau, die zur großen Kirche gehört, prächtig ausgeschmükt, und in dieselbe begiebt sich der Graduirte, von den Studenten, Kollegiaten und Doktoren begleitet, um sein Glaubensbekenntniß abzulegen. Der Rektor läßt ihn einen Eid schwören, daß er das Geheimniß der unbefleckten Empfängniß vertheidigen, und die hassenswürdigen Lehren von Tyrannen- und Königsmord verabscheuen will, und dann wird ihm der Grad von dem vornehmsten Lehrer zuerkannt, während ihm der Registrator die Kennzeichen seiner neu erworbenen Würde anlegt. Wenn dies geschehen ist: so wird er in einer Lateinischen Rede gerühmt, und es wird ihm ein Thema aufgegeben, an welchem er seine Talente zu üben hat.

Die Akademie kann so viel Doktoren kreiren, als sie will. Im Jahre 1791 hatte man 134 Doktoren der Theologie, 164 Doktoren der Rechte, 12 Doktoren der Arzneigelahrtheit und 6 Magister. Wenn in frühern Zeiten die Anzahl derselben noch größer war: so kann sich doch das Institut jezt rühmen, daß es unter seinen Mitgliedern Männer von ausgezeichnetem Verdienst und hervorstechendem Talent besizze, die in den wichtigsten und ehrenvollsten Staatsämtern stehen. Es wird genug seyn, unter diesen nur den Staatsrath Don Antonio Porlier, den Grafen Kastillejo, den Grafen del Puerto, ältesten Sohn des vorigen, und Neffen des Herzogs von San Karlos, den Erzbischof von Santa Fé, Don Balthazar Kampanon u. a. anzuführen.

Die Leitung und das Regiment der Universität ist gänzlich dem Rektor überlassen, der alle Jahre den 30sten Junius durch geheimes Votiren gewählt wird. Er muß über 30 Jahr alt, in die Gemeinschaft der Layenbrüder aufgenommen seyn, und den zweiten geistlichen Grad erhalten haben. Das Kapitel hat das Recht, ihn für das folgende Jahr wieder zu wählen, keinesweges aber für längere Zeit; denn nur der Vicekönig, als Vicepatron, kann ihm diese Würde, wenn es das Beste der Akademie nothwendig machen sollte, auch für das dritte Jahr ertheilen.

Die übrigen Beamten, die auf dieselbe Art gewählt werden, sind die zwei vornehmsten Räthe, von denen der eine, der diese Stelle schon im vorigen Jahre bekleidete, den Titel eines Vicerektors hat, und

wenn der wirkliche Rektor krank oder abwesend ist, seine Stelle vertritt. Wenn aber sein Jahr zu Ende ist: so steht es dem Kapitel frei, zwei andere Räthe zu wählen, und der, dessen Grad von älterm Datum ist, wird alsdann Vicerektor. Außerdem hat man auch zwei kleinere Räthe, von denen der eine vormals Kanonikus bei dem Hauptkollegium von St. Philipp, der andere aber Kanonikus bei dem St. Martinskollegium war. Beide Stellen werden jezt von jungen Männern bekleidet, die auf dem königlichen St. Karlsseminarium studieren. Auch der Generalprokurator ist einer von den vornehmsten Universitätsbeamten. Er ist eigentlich so viel als ein Fiskal, und man pflegt vor jedem Beschlusse von Wichtigkeit sein Gutachten einzuziehen. Dieses Amt bekömmt gewöhnlich ein Professor des geistlichen oder weltlichen Rechts auf Lebenszeit. Auch die Stellen des Kaplans, des Schazmeisters, des Ober- und Unterpedells und des Alguazils der Universität werden auf Lebenszeit verliehen.

Die festen und unveränderlichen Einkünfte der Universität belaufen sich nur auf 1230 Piaster, die ihr einige auf Annuitäten ausgethane Summen einbringen, und mit denen sie die Kosten, welche ihr die Feste der beiden Schuzheiligen, des h. Markus und der h. Rosa verursachen, so wie die andern Ausgaben, die durch die Verschönerung und Ausbesserung der Gebäude veranlaßt werden, bestreiten muß. Sie würden hierzu nicht hinreichen, wenn nicht verschiedene Lehrstühle unbesezt gelassen wären, und wenn nicht die Professoren, welche die übrigen inne haben, die

Hälfte ihres Besolds zur Vermehrung der Kapitalien dieser Stiftung abgäben.

Dieser beschränkten Mittel ungeachtet hat sich doch die Universität bei mehrern Gelegenheiten sehr freigebig bewiesen. Die glänzenden Geschenke, welche sie in Verlegenheiten der Krone gemacht hat, sind in den Registern ihres Kapitels verzeichnet, und belaufen sich jezt auf 100,000 Piaster. Schwerlich wird man in der Stadt Lima eine öffentliche Anstalt finden, zu welcher sie nicht mit freudiger Bereitwilligkeit das Ihrige beigetragen hätte. Mit Vergnügen liest man, mit welchem Eifer im Jahre 1709, als die Engländer auf den Hafen Guayaquil einen Angriff gemacht, und im ganzen Königreiche ein Panisches Schrekken verbreitet hatten, die Doktoren, Lehrer und Studenten dem Vaterlande ihr Leben und ihr Vermögen zum Opfer darbrachten. Sie ergriffen, ohne daß hier der Rang oder die Klasse einen Unterschied gemacht hätte, um ihrem König zu dienen, die Waffen, und theilten sich in Kompagnien. Doktor Martin de los Reyes führte das Kommando über die Kompagnie der Geistlichen, welche des Kapitel ausmachten, Doktor Bartolome Romero führte es über die Weltgeistlichen, und Doktor Tomas Salazar kommandirte die Studenten. Der Rektor, Don Isidoro Olmedo, übernahm, um seine Anhänglichkeit und Treue gegen seinen Fürsten zu beweisen, das Oberkommando.

Einer der ädelsten Söhne Spaniens *) bemerkt,

*) Der Graf Kampomanes, Präsident des hohen Raths von Kastilien, in seinen Bemerkungen über den Studienplan der Universität zu Salamanka.

daß ohne Widerrede eine von den Ursachen des Sinkens der Universitäten das hohe Alter ihrer Stiftung sei; denn weil der Studienplan, der im Entstehen derselben angenommen worden sei, in der Folge keine Verbesserungen erhalten habe: so sei es ganz natürlich, daß man in ihrer Verfassung noch alle die Schlakken und den Unrath früherer Jahrhunderte finde, und daß sie ohne das Licht der Aufklärung, welches die Zeit angezündet habe, und ohne die Entdekkungen, die in allen Theilen der Literatur gemacht worden seien, nicht von denselben gereiniget werden könnten.

Wenn wir die Archive der berühmtesten Akademien Europens zu Rathe ziehen: so werden wir uns von der Richtigkeit dieser Bemerkungen sehr bald überzeugen. Nicht selten haben sich dieselben durch ihre Akte, welche theils Unwissenheit, theils ein falsches Wissen begleitete, lächerlich gemacht. Was indessen die St. Markusuniversität betrifft: so ist ihr Glanz durch Schandflekke dieser Art nie verdunkelt worden. Von ihrer Gründung an ist sie mit Lehrern besezt gewesen, die ihr zum Schmukke gereichten, und den Ruhm, welchen sie sich zu verschaffen wußten, verdienten. Philipp II. drükt sich deshalb in einem Reskript von 1588 folgendermaßen aus: „Die Ehre Gottes ist allerdings befördert worden; denn durch das fleißige Betreiben der Wissenschaften, durch welches sich diese Universität ausgezeichnet hat, haben die Wirkungen der ursprünglichen Absicht in einem solchen Grade entsprochen, daß dem allgemeinen Besten des Königreichs ein großer Vorschub geleistet worden ist. Aus

jeder von den Fakultäten sind sehr achtungswürdige Männer hervorgegangen.“ Auf eine ähnliche Weise drükte sich der Marquis von Montes Klaros 1614 in seiner Einleitung zu den alten Konstitutionen aus, und der gelehrte Don Francisko Toledo behauptete, daß die Ruhe und die Eintracht, welche in dem Königreiche herrschten, lediglich als die Frucht der Kultur der Wissenschaften, und der Fortschritte, die man in denselben machte, anzusehen wären. „Indem diese, fügte er hinzu, jene finstern Wolken zerstreuten, die sich um den Thron gelagert hatten, haben sie die sanftern Bande, die Blumenfesseln vermehrt, welche den Unterthan zur wahren Freiheit und zum Frieden führen.“

Es muß zugegeben werden, daß es unserer Akademie noch nicht möglich gewesen ist, sich in dem Unterricht, welchen sie ertheilt, von der Menge metaphysischer Meinungen gänzlich frei zu machen, die, während man die Wahrheit zu erforschen und den Verstand zu beschäftigen vorgiebt, nichts weiter, als Zeitverlust verursachen, und zwar zum großen Nachtheil wichtigerer Lehren und soliderer Kenntnisse. Allein zu der Zeit, da im achtzehnten Jahrhunderte ein erleuchteter Spanier, indem er von seiner Nation redete, bemerkte: „paucissimi sunt, qui colunt litteras, caeteri colunt barbareim“; da im Jahre 1771 die vornehmsten Lehrer auf der Universität zu Salamanka, als sie vom hohen Rathe von Kastilien aufgefordert worden waren, das Studienwesen zu reformiren, erwiederten: „daß sie von dem System des

Aristoteles nicht abgehen könnten; daß die Systeme von Newton, Gassendi und des Kartes bei weitem nicht in einem solchen Grade, wie dieses, mit den Lehren der geoffenbarten Religion übereinstimmten, und daß es sich endlich ihre Vorfahren nicht hätten in den Sinn kommen lassen, die Einführung eines bessern Geschmaks in die Wissenschaften anzubefehlen, so wie es sich auf der andern Seite die Universität nicht anmaßen dürfe, die Stifterinn neuer Methoden zu werden"; da in demselben Jahre die Universität zu Alkala behauptete, „daß es für diejenigen, die sich den Rechten widmeten, kein wichtigeres Studium gebe, als das der Römischen Jurisprudenz"; — zu derselben Zeit, sagen wir, nahm die Universität zu Lima den neuen Studienplan an, welcher zur bessern Einrichtung derselben entworfen worden war. Sie blieb verschont von dem Verfalle, durch welchen andere Seminarien für Gelehrsamkeit in Dunkel und Finsterniß herabgesunken sind, und hat den Glanz, welchen gute Köpfe in allen Fakultäten zu ertheilen vermögen, zu allen Zeiten behauptet. Das Verzeichniß dieser leztern würde sehr weitläuftig seyn, und die Werke derer, welche zur Aufklärung des Publikums beigetragen haben, würden eine ziemlich ansehnliche Sammlung ausmachen.

Wenn mehrere von den schönen Produkten des Amerikanischen Genius in Vergessenheit begraben blieben, und durch die Presse nicht zu dem Ruhme gelangten, welchen sie verdienten: so war ehemals die Unmöglichkeit, die Kosten aufzubringen, verbunden

mit dem Risiko, dem man sich aussezte, wenn man sie nach Europa schikte, *) zu allen Zeiten aber die große, unglükliche Entfernung, welche beide Länder trennt, die Ursache hiervon. Ein beredter Peruanischer Schriftsteller, Pater Torrejon, hat in dieser Rükficht bemerkt: „sie sind Pflanzen, die sich während ihres Aufgehens der Sonne, welche Licht verbreitet, eben so nahe befinden, als sie von der, welche herrscht, entfernt sind, und diese Entfernung macht, daß sie den Einfluß der leztern entweder gar nicht verspüren, oder daß ihre Strahlen doch in sehr schiefer Richtung auf dieselben fallen. Daher kömmt es, daß viele Pflanzen, die, wenn sie dieser Sonne näher gerükt wären, hoch emporschießen, und majestätische Kronen tragen würden, zum Vergehen und Verwelken verdammt sind.

Wir wollen hier die sehr schmeichelhaften Lobsprüche, welche der St. Markusuniversität und den Fä-

*) Indem Pater Melendez in der Einleitung zu seinem Tesoro verdadero de Indias (wahrer Schatz von Indien) von einem Manuskripte des Bischofs von Chili Reginaldo de Lizarraga redet, welches zum Druck nach Madrit gesendet wurde, aber wegen der Nachlässigkeit der Person, in deren Händen es war, nicht gedruckt wurde (es war eine Beschreibung von Peru), bemerkt er folgendes: „so groß ist das Risiko der armen südamerikanischen Schriftsteller, die ihre Werke zum Druck nach Spanien schikken. Die Korrespondenten behalten das Geld, von welchem sie glauben, daß es in dem Lande, aus welchem es kömmt, im Ueberflusse vorhanden ist; die Manuskripte werden Makulatur, und ihre armen Verfasser werden der Vergessenheit übergeben.“

higkeiten der gebornen Peruaner von Schriftstellern des Auslandes ertheilt worden sind, nicht in Erinnerung bringen. Aller Partheilichkeit und allem Nationalstolze entsagend, wollen wir vielmehr mit den Worten des Fadrique Turio Ceriol schließen, der in seinem Werke über die Erziehung eines Fürsten sagt: „ein jedes Land hat seine Vorzüge und seine Mängel. Es hat unter seinen Bewohnern gute und schlechte, gelehrte und ungelehrte, scharfsinnige und geistlose, geschikte und ungeschikte, redliche und unredliche Menschen.“

---

## 5.

### Milde Stiftungen.

Wenn man einen Blick auf den Zustand der Moralität in Peru von den Zeiten seiner Eroberung an wirft: so wird man finden, daß die, welche sich mitten unter den Schrekniſſen des Kriegs, den Lokkungen des Reichthums, und dem schlechten Beispiele einiger sittenlosen Abenteurer, die sie begleiteten, in demselben niederließen, sich ernstlich bemüheten, im Geiste der Liebe und des Erbarmens, die das Christenthum vorschreibt, zu handeln. So ungerecht sie auch von der Feder einiger Ausländer, welche Feinde des Spanischen Namens waren, angegriffen worden seyn mögen: so muß es doch eingeräumt werden, daß viele von ihnen sich durch ihre Tapferkeit und ihre Beharr-

lichkeit nicht berühmter machten, als durch die Gesinnungen jener großmüthigen Bruderliebe, welche die Philosophen unserer Tage so sehr erheben, und so wenig ausüben. Uiberall finden wir verherrlichende Denkmäler von der erbarmenden Fürsorge unserer Vorfahren. Hospitäler, Schulen, Kirchen, Waisenhäuser, Stiftungen für junge, unbemittelte Frauenzimmer u. d. gl. ziehen überall den Blick des philosophischen Beobachters auf sich. Es ist zu beklagen, daß diesem Gegenstande von den Geschichtschreibern, die über Peru so viel geschrieben haben, nicht die Aufmerksamkeit gewidmet worden ist, welche er verdient.

Ein Waisenhaus in einer solchen Hauptstadt, wie Lima, sezt nicht blos in den Bewohnern derselben einen guten Fonds von Menschlichkeit voraus, sondern leitet auch vernünftiger Weise zu der Vermuthung, daß ihnen die rechte Anwendung des Almosens schon frühzeitig bekannt gewesen seyn müsse. Nichts vermag wol die Theilnahme eines empfindsamen Herzens in einem höhern Grade zu erregen, als die arme Waise, das Kind der Schwäche und der Liebe, das seine Aeltern blos in dem Erbarmen und der Güte des Publikums findet.

Das Kollegium für verwaiste Mädchen, eigentlich das Kollegium von Santa Kruz für weibliche Findlinge genannt, im Kloster unserer l. Frauen von Atocha, wurde von Mateo Pastor de Velasko, einem gebornen Spanier, Apotheker und Agenten der Inquisition gestiftet. Seine tugendhafte Gattinn theilte seine Gesinnungen, und beide machten noch bei völli-

ger Gesundheit im Junius 1654 ihr Testament. Der fünfte Artikel desselben verordnete die Gründung des besagten Kollegiums, in welchem solche junge Mädchen, die durch die Grausamkeit oder die Armuth ihrer Aeltern ohne Hülfe gelassen sind, und gewöhnlich die Opfer dieser Verlassenheit werden, gespeist, gekleidet und genährt werden sollten. In demselben Testamente wurde dem Licentiaten Garcia Martinez Kabeza, Inquisitor dieses Königreichs, und im Fall er gestorben oder abwesend wäre, der Inquisition selbst aufgetragen, diese Stiftung auf solche Grundgesezze zu stellen, die zur Erhaltung und Erweiterung derselben für die zwekdienlichsten erachtet werden würden. Endlich wurde auch die Inquisition zur Beschüzzerinn dieses Kollegiums erklärt, und ihr uneingeschränkte Vollmacht gegeben, in allem, was die Anstalt selbst und ihre Verwaltung betraf, nach Gutbefinden zu verfahren.

Nach dem im Jahre 1655 erfolgten Tode des Mateo Pastor, der seine Gattinn nicht lange überlebte, machte man Anstalten, diese Verordnungen seines Testaments in Ausführung zu bringen. Die höchste Zustimmung zur Errichtung des Kollegiums erhielt man 1659 durch den damaligen Vicekönig, Grafen von Alba; und in demselben Jahre entwarf auch der von dem Tribunal hierzu beauftragte Inquisitor Don Kristoval de Kastilla die Gesezze, auf welche die Verwaltung und die ökonomische Einrichtung desselben gegründet werden sollten.

Nach dem Geiste dieser Gesezze wurde es bis in

das Jahr 1756 verwaltet; damals aber fand man es durchaus nöthig, mit denselben solche Abänderungen vorzunehmen, als der Geist der Zeiten erforderte. Diesem Geschäft unterzogen sich die Inquisitoren Don Mateo de Amusquibar, und Don Diego Delgado. Diese so abgeänderten Gesezze wurden gedrukt, und seit dieser Zeit sind abermalige Neuerungen nicht für nöthig befunden worden. Was man bei der Aufnahme eines Mädchens streng fordert, ist, daß es ein Findling und von Spanischer Abkunft seyn muß; und man zieht in Rükficht auf diese zwei Punkte die genauesten Erkundigungen ein.

Die Anzahl der Mädchen, die in der Anstalt erzogen, gespeist und gekleidet werden, ist, je nachdem ihre Einkünfte gröſser oder kleiner gewesen sind, verschieden gewesen. Gegenwärtig enthält sie 24 junge Frauenzimmer, deren physische und moralische Erziehung einer Rektorinn und einer Lehrerinn *) übertragen ist. Der Verwalter und der Oberkaplan des Kollegiums müssen kraft ihrer Aemter darauf sehen, daß die Gesezze genau beobachtet werden, und wenn sie Mängel entdekken: so müssen sie dieselben der Inquisition anzeigen, welche denselben abzuhelfen sucht. Alljährlich wird zum Andenken an den Namen des frommen Stifters dieser milden, gemeinnüzzigen Anstalt am St. Matthäustage eine allgemeine Besichtigung derselben

*) Oben, wo von der Bevölkerung von Lima die Rede war, wurden auſser der Rektorinn zwei Lehrerinnen, die das Institut besizzen sollte, angegeben. d. Uib.

ben vorgenommen; es müßte denn seyn, daß ein dringendes Geschäft es nothwendig machte, dieselbe auf einen andern Tag auszusezzen.

Die Fonds dieses Instituts sind nicht immer von einerlei Größe gewesen, allein durch die Redlichkeit, den Eifer und die kluge Verwaltung des Tribunals sind diese Veränderungen stets zum Vortheil desselben ausgefallen. Anfänglich bestanden sie aus einem Kapital von 341,626 Piastern, das auf Zinsen ausgethan war; allein jezt ist dasselbe auf 394,502 Piaster gestiegen, die, zugleich mit der Miethe, welche die Bewohner einiger der Anstalt gehörigen Häuser entrichten, überhaupt jährlich 14,932 Piaster eintragen. Der Unterhalt und die Kleidung der Mädchen, der Rektorinn und Lehrerinn, desgleichen die Gehalte der zwei leztern, so wie der beiden Kaplane, des Wundarzts, Verwalters, der weiblichen Bedienten, des Advokaten, Prokurators u. a. nehmen von dieser Summe jährlich 8,700 Piaster weg. Von dem Uiberschusse werden nicht nur die an dem Hause und seinen Dependenzen nothwendig gewordenen Reparaturen unternommen, sondern die Mädchen, die theils Hausfrauen zu werden, theils für das Klosterleben bestimmt sind, erhalten auch eine Aussteuer von demselben. Die Größe dieser Aussteuer wird von der Inquisition bestimmt, welche bei diesem Geschäft den künftigen Beruf der Mädchen zum Maßstabe dienen läßt.

---

Eine andere Stiftung von derselben Art ist das Hospital unserer l. Frauen von Atocha für männliche

Findlinge, von welchem wir folgende historische Data anführen wollen.

Schon ehe Peru unter Spanische Herrschaft kam, war man menschlich gegen Findlinge und hülflose Kinder. *) Zu der Zeit jener denkwürdigen Revolution schwangen unsere Vorfahren mit der Rechten das siegreiche Schwerd, während sie die Linke zu dem armen Kranken, zu dem Weibe, das dem Elende Preis gegeben war, ausstrekten. Da dieser Geist der Liebe unter den Peruanern bis auf unsere Tage geherrscht hat: so kann man nicht sagen, daß Wohlthätigkeit unter ihnen nur eine Zeitlang Mode gewesen sei. Als man in Paris noch nicht auf die entfernteste Weise daran dachte, daß uneheliche Kinder und Waisen den Schutz des Staats verdienten, **) hatten sie zu Lima bereits ein Asyl gefunden, in welchem sie erzogen und erhalten wurden. Wahrscheinlich waren diese Umstände

*) Die Indianer stellten ein Beispiel von Menschlichkeit auf, welches diejenigen überraschen muß, die sie wegwerfend genug nur Barbaren nennen. Auf Befehl des Ynka wurden die Ländereien, die den Wittwen und Waisen gehörten, gleich nach denen, welche die Domänen der Könige ausmachten, bestellt. Dieses Geschäft war einer besondern obrigkeitlichen Person, welche Llaktakamayu genannt wurde, überlassen.

**) Vor 1638 war in Paris kein Waisenhaus zu finden. In diesem Jahre gründete eine reiche, tugendhafte Wittwe eine Anstalt dieser Art, deren Erhaltung aber allen ihren Muth, alle ihre Standhaftigkeit erforderte. Erst 1675 zog sie die Aufmerksamkeit des Königs auf sich, der ihr ein Einkommen von 20,000 Livres anwies.

den Geschichtschreibern unbekannt, die uns so oft als die sorglosen Nachkommen blutgieriger Väter geschildert haben.

Im Jahre 1597 lebte zu Lima ein frommer, gutmüthiger Mann, mit Namen Ludwig Pekador,*) dessen einziger Wunsch es war, für solche Kinder, die von den ersten Augenblikken ihres Daseyns ohne Hülfe geblieben, und vor den Thüren der Häuser den Hunden, von denen man sie wirklich zuweilen zerfleischt fand, ausgesezt worden waren, eine Stiftung zu eröffnen. Da die Unschuld dieser zarten Schlachtopfer der Lieblosigkeit sein Bedauern erregte: so erhielt er von dem Pabste die Erlaubniß, zu diesem Zwekke einen Orden von Hospitalbrüdern zu stiften, dessen Prior er wurde. Die öffentliche Freigebigkeit sezte ihn durch Subskriptionen in den Stand, ein den Erfordernissen entsprechendes Gebäude, zugleich mit einer Kapelle zu errichten, die unserer l. Frauen von Atocha, als der erwählten Patroninn des Instituts gewidmet wurde. Zur Aufnahme der Kinder besorgte man ein zum Drehen eingerichtetes Behältniß, welches sowol mit der Straße, als mit dem Gebäude Gemeinschaft hatte.

Diejenigen, welche sich als Nachahmer dieses rühmlichen Beispiels am meisten auszeichneten, waren die königlichen Notarien und die Einnehmer bei der königl. Audienzia, die also den Tadel eines Quevedo, Tor-

*) Sein Name war eigentlich Oreda. Der Geist der Demuth, welchen man damals zu zeigen bemüht war, machte, daß er den Namen Pekador (Sünder) annahm.

res und anderer Schriftsteller nicht verdienten. Sie erhielten vom Vicekönig Don Luis de Velasko die Erlaubniß, zur Unterstüzzung verwaister und von ihren Aeltern verlassener Kinder eine Brüderschaft zu errichten. Der erwähnte Pekador wurde zum vornehmsten Stifter und zum Abt dieses neuen Ordens erklärt, der den Namen der Brüderschaft unserer l. Frauen von Atocha zur Unterstüzzung verlohrner und verlassener Kinder annahm. Im Jahre 1603 erklärte sich der König zum Beschüzzer desselben.

Bald nachher traf man auch eine Verfügung zu Gunsten der verwaisten und verlassenen Kinder aus den farbigen Volksklassen, die man unablässig in dem Drehkasten des Hospitals ausgesezt fand. Es wurde nämlich beschlossen, daß die farbigen Findlinge nicht mit den Weißen zusammen erzogen, daß sie bis in ihr achtzehntes Jahr zu häuslichen Verrichtungen gebraucht, und dann an solche achtungswürdigere Einwohner überlassen werden sollten, die um dieselben anhalten, und sich dazu verstehen würden, in den Schatz des Hospitals, zur Bestreitung seiner Ausgaben, und zur Schadloshaltung für die Auslagen, die ihre Ernährung, Kleidung und Erziehung nothwendig gemacht hätte, eine kleine Summe zu erlegen.

Das Publikum ließ es nicht mit einer leeren Bewunderung dieser menschenfreundlichen Anstalt und ihrer ädeln Stifter bewenden. Die Beiträge wurden von Jahre zu Jahre ansehnlicher, auch erhielt das Institut viele Legate, bis ihm endlich 1637 zur bessern Erreichung seines Zweks vom König ein besonderer Fonds

angewiesen wurde. Im Jahre 1648 war die Zahl der aufgenommenen Kinder so groß, daß sich nicht weniger, als siebzig Ammen, zugleich mit zwei Lehrern für die Mädchen, und einem für die Knaben, welche für den Unterricht reif waren, im Dienste der Anstalt befanden. Bemerkenswerth ist, daß die Bevölkerung von Lima damals kaum halb so stark, als gegenwärtig war, daß man aber verhältnißmäßig mehr uneheliche Kinder hatte.

Im Jahre 1657 gelangte die Brüderschaft zu ungemein großen Reichthümern, da das Privilegium, in dieselbe aufgenommen zu werden, nicht länger auf die Notarien und Einnehmer beschränkt blieb, sondern auf alle Mitglieder der Gesellschaft, denen Tugend am Herzen lag, von welchem Stande sie auch seyn mochten, unter der Bedingung, daß sie die bei dem Eintritte gewöhnliche Summe von 30 Piastern erlegten, ausgedehnt wurde. Da die Gebäude und die Kapelle durch die Zerstörungen der Zeit, und durch die Erdstöße, die zu allen Zeiten die Geißel von Peru gewesen sind, sehr gelitten hatten: so wurde beschlossen, sie neu aufzubauen. Da aber die festen Einkünfte zu diesem Unternehmen nicht hinreichten: so verstanden sich die Einwohner freiwillig zu einer Subskription, die sich in wenig Tagen auf 10,000 Piaster belief. Der Vicekönig, Graf von Lemos, sezte dem Hospital 1669 ein jährliches Einkommen von 3000 Piaster aus, welches späterhin auf 4000 vermehrt wurde.

In einem so erwünschten Zustande befand sich diese Anstalt, als das große Erdbeben von 1687 lei-

der! das Waisenhaus mit allen übrigen Gebäuden der Hauptstadt in einen Schutthaufen verwandelte. Die Fonds waren vernichtet; die Brüderschaft zerstreute sich, und die unglüklichen Kinder, die weder ein Obdach, noch Nahrung hatten, irrten in den Ebenen umher, und bettelten vor den Hütten und andern Gebäuden, in denen die, welche den Untergang der Stadt überlebten, ihren Aufenthalt genommen hatten, Almosen. Dieses Unglück würde die traurigsten Folgen für die Anstalt für diese Waisenkinder hervorgebracht haben, wenn sie nicht die weisen Maßregeln des Vicekönigs gerettet hätten. Eine der ersten Verfügungen, die derselbe traf, war nämlich die, daß er das Wenige, was dem Hospitale noch gehörte, und das theils aus den übrig gelassenen Geldern der aufgelösten Brüderschaft, theils aus den Rükständen von den Kapitalien des Hauses bestand, in Sicherheit brachte. Zugleich wurden aus den angesehenern Bürgern mehrere Administratoren an die Stelle derer gewählt, welche von der Brüderschaft angestellt gewesen waren. Im Jahre 1718 fand das Hospital an dem Erzbischof von Lima, Don Antonio de Zoloaga, einen neuen Wohlthäter, der, als er bemerkte, wie arm dasselbe war, unter andern Geschenken, die er ihm machte, auch befahl, daß ihm zur Unterhaltung von zehn Säugammen jährlich 840 Piaster von seinen eignen Einkünften ausgezahlt werden sollten.

Die Anstalt befand sich auf's neue in einem blühenden Zustande, als ein anderes Erdbeben am 28sten Oktober 1746 die traurigen Scenen, welche auf das

erste von 1687 gefolgt waren, erneuerte. Dieselben Verheerungen veranlaßten nämlich auch dasselbe Flüchten aus den Wohnhäusern. Für die Waisen hingegen hatte diese Katastrophe nicht so traurige Folgen. Ihr Administrator, Don Joseph Herrara, bemühte sich aus allen Kräften, ihnen Hülfe zu schaffen, und lebte noch lange genug, um das Hospital wieder aufbauen zu sehen, und so die Früchte seiner Menschlichkeit und seiner Christenliebe einzuärndten.

Der Vicekönig, Graf von Superunda, bewirkte 1755 ein königliches Reskript, welches dem Waisenfonds die Summe von 32,000 Piastern anwies. Die Mauern der Kirche wurden wieder auf dem alten Plazze aufgeführt, und die Gebäude, die dem Hospital gehörten, wurden zugleich mit den innern Theilen desselben ebenfalls wieder hergestellt.

Man darf behaupten, daß sich diese Anstalt gegenwärtig in einer sehr günstigen Verfassung befindet. Die Kinder wohnen bequem, und es ist nichts verabsäumt worden, was zur Erhaltung ihrer Gesundheit beitragen kann. Zugleich wendet man die größte Aufmerksamkeit darauf, denselben ihre religiösen und moralischen Pflichten einzuschärfen. Mit einem Worte, man kann sagen, daß das Hospital, sowol in Rükficht auf seine Bauart, als auf seine innere Einrichtung, ein neues Daseyn erhalten habe. Außer seinen zahlreichen Renten, andern festen Einkünften und den zufälligen milden Beiträgen, welche gegeben werden, zieht es auch den reinen Ertrag der Presse, die innerhalb seines Bezirks angelegt ist, und die Druckerei des Fin-

del= oder Waisenhauses genannt wird. In dieser Presse, ohne Widerrede der besten in der Hauptstadt, wird der Peruanische Merkur gedrukt. Ein Theil von dem sehr ansehnlichen reinen Ertrag dieser Zeitschrift ist ebenfalls zur Unterstüzzung dieser Waisen bestimmt.

Das Hospital unterhält 85 bis 90 Säugammen, von denen eine jede monatlich 6 Piaster bekömmt. In der Anstalt selbst befinden sich über 20 Ammen, und eben so viele Wärterinnen; desgleichen sind auch mehrere erwachsene Waisenmädchen angewiesen, die unglüklichen Kinder zu verpflegen. In den Gebäuden des Instituts sind gegenwärtig 33 Knaben von Spanischer Abkunft, welche alle im Lesen, Schreiben u. d. gl. unterrichtet werden, und hernach ein Handwerk lernen, das sie sich selber wählen können. Fünf farbige Findlinge, die man ebenfalls hier findet, sind zum Dienste des Hauses bestimmt.

---

Folgendes ist eine kurzgefaßte Nachricht von dem Kloster und dem Hospital der Bruderliebe, daß sich zu Lima befindet.

Im Jahre 1559, als der Marquis von Kanete Vicekönig war, brach in dieser Hauptstadt eine epidemische Krankheit aus, und richtete sowol unter den Bewohnern derselben, als in der Nachbarschaft schrekliche Verheerungen an. In dieser allgemeinen Noth zeigte sich christliche Liebe in aller der Stärke, deren sie fähig ist. Unter denen, die den regsten Eifer, den

Leidenden beizustehen, bewiesen, zeichnete sich der Frater Ambrosio de Guerra aus, der durch sein Zureden, und noch mehr durch sein Beispiel einen vornehmen Kastilier, den Don Alonzo de Paredes ermunterte, unter dem Namen der Brüderschaft der Barmherzigkeit ein Mönchskloster zu stiften, dessen vornehmster Zweck war, die Unterstüzzung der unglüklichen Kranken, die sonst vielleicht in ihrer Hülflosigkeit würden haben umkommen müssen, in ihren eignen Wohnungen zu unterstüzzen. *) Der Erzbischof, Don Geronimo Loaysa, billigte die Stiftung dieser menschenfreundlichen Gesellschaft, und vereinigte mit derselben ein anderes Kloster, welches die Brüderschaft der Menschenliebe genennt wurde, und zu demselben Zweck 1552 gestiftet worden war. Diese zwei Körperschaften erhielten nach ihrer Vereinigung den Namen der Brüderschaft der Menschenliebe und der Barmherzigkeit.

Zwei Männer von ädler Abkunft, Don Gonzalo Lopez und Don Diego de Guzmann, verbanden sich bald, von demselben Geiste der Menschlichkeit getrieben, mit dem tugendhaften Paredes. Dieses

*) Merkwürdig bleibt es immer, daß die Spanier, ungeachtet der Eroberungsgeist damals am hizzigsten war, doch Muße genug hatten, an fromme Stiftungen zu denken, zu einer Zeit, da die Nationen, welche ihnen die heftigsten Vorwürfe wegen Unmenschlichkeit machten, nur sehr wenig für Unglückliche thaten, ob sie gleich die tiefste Ruhe genossen, und großen Glanz um sich zu verbreiten wußten.

Triumvirat entwarf eine Regel für die neue Verbindung, und da diese die Bestätigung des Königs und des Pabstes erhalten hatte: so nahm es die Kathedralkirche, die nun das Kloster wurde, in Besitz.

Diese Stiftung hatte bei ihrer ersten Einrichtung vielerlei Zwekke. Dürftige Familien, die sich schämten, um Almosen anzusprechen, sollten unterstüzt, Kranke geheilt, Todte beerdigt, Waisen, bis man ihnen ein Unterkommen verschafft hatte, erzogen, Verbrecher zum Richtplatz begleitet, und ihre Leichname zur Erde bestattet werden. Treulich erfüllte man diese Vorschriften nach ihrem vollen Inhalte. Der Zeitgeist machte nach und nach andere Gesezze nothwendig, in welchen streng verordnet wurde, daß kein anderer, als ein Spanier, ein Mestiz oder ein Quarteron in die Verbindung aufgenommen werden könne.

Dieses menschenfreundliche Institut, an welchem das Publikum lebhaften Antheil nahm, erhielt viele Donationen. Donna Anna Rodriguez de Solorzano, eine reiche, tugendhafte Wittwe, schenkte dem Kloster zwei Häuser, das eine zu einem Hospitale für arme, kranke Frauenzimmer, das andere zu einer Schule, in welcher junge Mädchen, die niemand besaßen, der sich ihrer annahm, erzogen werden sollten. Sie wurde die erste Aebtissinn, und führte über eine jede dieser Stiftungen die höchste Aufsicht. Auf dem Plazze, wo diese Gebäude standen, ist nachher das Hospital der Bruderliebe erbaut worden, und hat viele neue Wohlthäter gefunden, deren Geschenke seinen Fonds, welchen die ersten Stifter zusammenbrach-

ten, vermehrten, und ihm so im gegenwärtigen Augenblikke ein jährliches Einkommen von mehr als 12,000 Piastern verschaffen.

Der König hat das Kloster und das Hospital gleich von ihrem ersten Entstehen an in seinen besondern Schutz genommen. Mehrere Vicekönige haben sich in die Brüderschaft der leztern aufnehmen lassen, und die Päbste haben derselben viele Indulgenzen gewährt.

Die Schule der Bruderliebe, die anfänglich von derselben Stiftung abhängig war, steht unter der Direktion einer Aebtissinn und eines Priors, die gegenwärtig mit der Erziehung von achtzehn Mädchen beschäftiget sind, welches die festgesezte Zahl ist, die auf Kosten der Anstalt unterrichtet und ernährt wird. Außerdem wird auch noch eine Anzahl anderer junger Frauenzimmer aus Lima in dieser Schule gegen Bezahlung ihrer Aeltern erzogen; dieser sind gegenwärtig sieben.

Bis zum Jahre 1784 war die Anzahl kranker Frauenzimmer, die im Hospital verpflegt wurden, nie über siebzig gestiegen; gewöhnlich hatte sie sogar nur vierzig betragen. Seit dieser Zeit aber hat sich die Menge der Kranken, die in dasselbe aufgenommen wurden, außerordentlich vermehrt. Rechnet man nämlich die Angekommenen und Abgegangenen im Durchschnitt zweier Jahre: so kommen auf ein jedes 1136 Kranke, die hier ihre Pflege erhielten. Vom Anfange des Julius 1786 an, in einem Zeitraume von einem Jahre, wurden, weil sehr schmerzhafte böse Hälse und außer

ihnen auch Masern sehr gemein waren, nicht weniger, als 1582 Kranke aufgenommen. Im Mai 1790 waren neunzig Betten besezt, 84 von kranken, und die übrigen von wahnsinnigen Frauenzimmern.

In diesem Hospital wird der größte Anstand beobachtet. Die Kranken werden gut abgewartet, und haben alle Bequemlichkeiten, die sie sich wünschen. Die oben angegebenen Einkünfte des Hospitals sind verhältnißmäßig gering, und es hat gleichwol jährlich eine Ausgabe von 19,000 Piastern zu bestreiten; ja, in manchen Jahren haben sich die leztern sogar auf 24,000 Piaster belaufen. Die milden Beiträge der Bürger, und die Geschenke der Edelleute, die als Administratoren angestellt sind, müssen das Deficit dekken.

---

Das allgemeine Hospital für Arme ist eine neuere Stiftung, welche man dem Don Diego de Guevara, einem reichen Kaufmann zu Lima, verdankt. Lange war er überzeugt gewesen, daß der lästigen Bettelei nur dadurch auf eine wirksame Weise ein Ende gemacht werden könne, daß man ein allgemeines Hospital errichtete, in welches man gebrechliche und kränkliche Personen aufnähme, ihnen Nahrung und Wohnung gäbe, sie, um ihnen Lust zur Thätigkeit beizubringen, mit einigen leichten mechanischen Arbeiten beschäftigte, und es nicht an geistlichen Ermahnungen fehlen ließe, um ihre Fehler auszurotten, und sie zum Streben nach Tugend zu ermuntern. Dem zu

Folge reichte er 1757 bei dem Vicekönige ein Memorial ein, in welchem er auf die überzeugendste und unwiderlegbarste Art die Bedürfnisse der Armen und ihre Fehler darthat, und zugleich zeigte, wie viel diejenigen, die von der Arbeit ihrer Hände leben könnten, aus lasterhaften Neigungen aber Bettler würden, den wahren Gegenständen des Mitleids entzögen. Er legte den Plan zu einem Hospitale vor, in welchem Hülfsbedürftige Arme einen Zufluchtsort finden sollten, und beschrieb die nüzlichen, nicht sehr anstrengenden Arbeiten, zu denen sie angehalten werden könnten, indem er zur Ausführung dieses Unternehmens seine Person und sein Vermögen darbot. Zugleich machte er auf einige Hülfsquellen aufmerksam, aus welchen man die nothwendigen Kosten, die dieses Hospital verursachen würde, zu bestreiten hoffen durfte.

Eine königliche Verordnung vom November 1758 gab nicht nur zur Errichtung dieser Anstalt die gesuchte Erlaubniß, sondern beauftragte auch den Vicekönig, Grafen von Superunda, zur Aufführung des Gebäudes auf alle Weise behülflich zu seyn. Das Hospital wurde erst 1770 fertig, in welchem Jahre die Vicekönige zu alleinigen Beschüzzern desselben erklärt wurden, während sich der erwähnte Guevara die Verwaltung der Anstalt übertragen sah. Es war im Distrikte del Cerkado, nahe bei einem Kloster, das sich mit den geistlichen Angelegenheiten der Indianer beschäftigte, errichtet worden, in der Absicht, daß die Armen den Unterricht, der in demselben ertheilt wurde, benuzzen sollten. Viele dürftige Personen

wurden zusammengebracht, hierher geführt, und erfuhren von Seiten des menschenfreundlichen Verwalters die väterlichste Liebe und das großmüthigste Erbarmen. Durch eines jener Wunder, die so oft die Aufmerksamkeit des Publikums erregt haben, bekamen die Blinden geschwind ihr Gesicht wieder, die Lahmen giengen, und die Gebrechlichen fanden sich den Gebrauch ihrer Glieder wiedergegeben. Die Maske der Heuchelei und Falschheit wurde abgeworfen, und verächtliche Landstreicher, faule Betrüger und angebliche Kranke wurden nüzliche Unterthanen, die für das Publikum arbeiteten, und so ihren Unterhalt fanden. Die Anzahl der wahrhaft bedürftigen Armen schmolz so sehr zusammen, daß sich überhaupt nur 96 fanden, die sich im Hospital unterbringen ließen. Außer 1500 Piastern, welche der König dieser Stiftung anwies, erhielt der Administrator Guevara keine Unterstüzzung, sondern er erhielt sie bis an seinen Tod durch Aufopferung seines eigenen Geldes, von welchem er mehr, als 30,000 Piaster herschoß. Nach dem Tode seiner zwei Neffen vermachte er in seinem Testamente sein ganzes großes Vermögen dem Waisenhause und dieser Armenanstalt. Im Jahre 1790 enthielt diese 29 dürftige Personen, die in derselben die Hülfe fanden, welche ihre traurige Lage verdiente.

---

Das Asyl für bußfertige Schwestern wurde 1669 unter dem Vicekönige Grafen von Lemos, durch den

Pater Francisko del Kastillo, der der Beichtvater desselben wurde, gestiftet. Es wurde keiner Ordensregel unterworfen; vielmehr sollte es ein freiwillig gewählter Zufluchtsort für arme, bußfertige, verlassene Frauenzimmer seyn, die keine Lust hatten, ein feierliches Gelübde abzulegen. Es gewährte denen die Vortheile des Nonnenlebens, deren Armuth es ihnen nicht erlaubte, ohne Gefahr für ihre Ehre und ihren guten Ruf in der Gesellschaft zu bleiben, und die gleichwol nicht die Aussteuer besaßen, die von ihnen gefordert worden wäre, wenn sie hätten den Schleier nehmen wollen. Es wurden zwekmäßige Gesezze für die Anstalt entworfen, und eine Kleidung bestimmt, die diese Frauenzimmer, welche man die Amparadas (d. i. die Schüzlinge) von la Koncepcion nannte, tragen sollten, und die der Natur ihres Berufs angemessen war. Dieser leztere wurde auf einer silbernen Medaille bezeichnet, die von ihrem Halse herabhieng. Desgleichen wurden ihre Beschäftigungen und die Lebensart, die sie führen sollten, festgesezt. Sie wurden der Oberaufsicht einer Kanonissinn unterworfen, die sie sich selbst wählen sollten. Nachdem diese Verfügungen getroffen waren: so gieng der öffentliche Einzug in das Haus, das ihnen zu ihrem künftigen Aufenthalte angewiesen war, mit allen den Feierlichkeiten, die bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich sind, im März 1670 vor sich. Die Ceremonien dauerten drei Tage, und der Vicekönig, der eben aus Puno, wo er einen Aufstand unter dem Militair und den Einwohnern gedämpft hatte, zurükgekehrt war, seine

Gemahlinn, die Tribunale, der Adel, die Geistlichkeit u. a. nahmen an denselben Theil.

Die Zahl der weiblichen Schüzlinge, die anfänglich aus zwanzig bestand, nahm beträchtlich zu, da kein Gesetz sie beschränkte. Sie hiengen größtentheils von der Güte des Vicekönigs, Grafen von Lemos, ab, durch dessen Freigebigkeit das Institut sich schnell vergrößerte. Die Gräfinn sendete den Frauenzimmern täglich Nahrungsmittel aus dem Pallaste, und forderte in Vereinigung mit ihrem Gemahl, während bereits in Lima milde Beiträge gesammelt wurden, das ganze Königreich zu Beisteuern auf. Diese leztern waren aber auch die einzigen Hülfsquellen der Anstalt bis in's Jahr 1670, in welchem ein Befehl aus Madrit 2000 Dukaten in den Fonds derselben zu zahlen verordnete.

Der zwei Jahre nachher erfolgte Tod des Vicekönigs machte, daß die menschenfreundlichen Priester, die das geistliche Interesse des Instituts bisher besorgt hatten, die Last seiner Erhaltung fast ganz allein übernehmen mußten. Da man dem Madriter Hofe die Hülflosigkeit desselben vorstellte: so erfolgte 1679 eine neue königliche Schenkung von 4000 Piastern. Durch gute Haushaltung, und eine genaue Befolgung der Statuten, hatte die Sache einen so glüklichen Fortgang, daß 1690 der Vicekönig, Graf Monklova, im Stande war, mit der alten eine neue Anstalt für Weibspersonen, die ein ärgerliches Leben geführt hatten, zu verbinden. Sie lebten zwar abgesondert von den übrigen, wurden aber derselben Oberaufseherinn unterworfen, deren

Pflicht es war, ihre Sitten zu bessern, und so die Gesellschaft von Personen zu reinigen, die ihr Schande machten, und sträfliche Unordnungen veranlaßten. Für beide Klassen von Frauenzimmern verwendete sich der Kaplan de la Kruz auf's eifrigste; und obgleich das Erdbeben vom 20sten Oktober 1687 den vornehmsten Theil des Hauses, in welchem sie lebten, zertrümmerte: so wurde es doch theils auf seine Kosten, theils durch das Almosen, welches er sammelte, binnen zwei Jahren wieder hergestellt. Da er mit Tode abgieng, belief sich die Zahl der bußfertigen Schwestern zugleich mit den jungen Mädchen, die in der Anstalt erzogen wurden, auf 200, und die der Recluses oder gefallenen Weibspersonen war fast eben so groß. Die Almosen und Schenkungen hörten jedoch, da es an Personen fehlte, die sie beitrieben, nach und nach auf, und so fand man es zulezt unmöglich, die Anstalt in einem so großen Umfange bestehen zu lassen.

Durch die habsüchtigen Entwürfe einiger Bewohner von Lima wurde sie 1708 gewissermaßen ganz vernichtet. Diese ließen sich von einer Anzahl Nonnen, deren Kloster in dem erwähnten Erdbeben ebenfalls zerstört worden war, zu Werkzeugen zur Erreichung ihrer Absichten brauchen. Es gelang ihnen, den Vicekönig Marquis von Kasteldosrius, auf ihre Seite zu bringen, und die Folge hiervon war, daß das Haus zugleich mit der dazu gehörigen Kirche, den Effekten, dem Vieh und übrigem Zubehör diesem Nonnenstifte zuerkannt wurden. Die unglüklichen Schüzlinge von la Koncepcion wurden zerstreut, und nur erst

im Jahre 1720 wieder vereinigt, in welchem ihnen Philip V. einen Zufluchsort in einem Gebäude öffnete, das jedoch viel zu klein war, sie zu fassen, so daß die Recluses, die einen so interessanten Theil der Stiftung ausmachten, nicht aufgenommen werden konnten. Die Aufseherinn stand nun zwar denen, die ihrer Fürsorge anvertraut waren, nach den Vorschriften der Menschenliebe und Ehre vor; allein die Formen und Gesezze, welche vorher Statt gefunden hatten, konnten nicht beobachtet werden. Die Schüzlinge beschäftigten sich mit dem Unterricht junger Mädchen, deren Aeltern ein gewisses Geld dafür entrichten mußten, und mit diesem, nebst einem jährlichen Einkommen von nicht ganz 400 Piastern, den einzigen Uiberresten ihrer vormaligen Fonds, und dem Almosen, das sie vor den Thüren bettelten, suchten sie ihren dringendsten Bedürfnissen abzuhelfen. Noch beklagenswürdiger wurde ihre Lage, als am 28sten Oktober ein neues Erdbeben ihr Haus zertrümmerte, und sie nöthigte, unter einigen Hütten, die in der Eile erbaut wurden, ein Obdach zu suchen.

Mehrere Jahre lang verdankten sie ihre Erhaltung einem menschenfreundlichen Geistlichen, dem Doktor Joaquin de Irujo, der sich von freien Stükken erbot, ihnen als Kaplan zu dienen. Im Jahre 1766 schenkte ihnen endlich König Karl III. auf ewige Zeiten eine jährliche Rente von 2000 Piastern. Er erklärte, daß diese Anstalt sowol in geistlicher, als weltlicher Rükficht von großem Nuzzen sei, und befahl dem Vicekönige, eine Revision der Dokumente anzustellen,

welche sich auf ihre Stiftung bezogen. Zugleich wurde dem leztern aufgegeben, die künftige Subsistenz der Schwestern, ihrer Zöglinge und der Recluses auf einen sichern Grund zu stellen, alles zu veranstalten, daß sie eine gute Verfassung erhielten, und bis ihr Institut den möglichsten Grad von Vollkommenheit erlangt hätte, über das Wohl und den glüklichen Fortgang desselben zu wachen.

Aus diesem Grunde wurden die Schüzlinge und ihre Gesellschafterinnen in das Hospital San Pedro gebracht, ein geräumiges und bequemes Gebäude, das ehemals den Priestern des Oratoriums zuständig gewesen war. Auf Befehl des Vicekönigs wurde eine neue Schule für Indianerinnen und ein Hospital für arme Weibspersonen mit dem Institut verbunden. Auch verordnete er, daß die Recluses dem ursprünglichen Zwekke der Stiftung gemäß wieder hergestellt werden sollten. Die Vortheile, welche aus diesen Einrichtungen hergeflossen sind, wird man aus folgender Vergleichung abnehmen können. Im Jahre 1766 zählte man in der Anstalt nur 34 Frauenzimmer; und von so geringem Umfange sie also auch war: so kostete es ihr doch Mühe, sich zu behaupten. Gegenwärtig, zu Anfange Aprils 1792, hat sich diese Anzahl um ein Beträchtliches mehr als vervierfacht. Solcher Frauenzimmer, die man gemeiniglich Beatas (Fromme) nennt, hatte man damals nur 14, jezt aber, außer zwei überzähligen, 24, denn dies ist die vom Vicekönig bestimmte Zahl derselben, die nicht überschritten werden darf. Uiberdies befinden sich in dem Institut 29 arme und

verwaiste Mädchen, 15 bußfertige Schwestern, 50 Kostgängerinnen, die darinn erzogen werden, 11 Frauenspersonen, die sich freiwillig in dasselbe zurükgezogen haben, und noch 36 andere aus den verschiedenen farbigen Volksklassen, die theils zum Erziehungsgeschäft, theils zu allerhand häuslichen Verrichtungen gebraucht werden. Zusammen besteht dieses weibliche Personale aus 167 Personen, ohne die Recluses, die blos eine Zeitlang hier sind, und die verheuratheten Frauenzimmer zu rechnen, die sich hierher begeben, um sich nach den Gesezzen von ihren Männern scheiden zu lassen.

---

Die bisher beschriebenen milden Stiftungen sind die vornehmsten und wichtigsten in der Hauptstadt von Peru, von welcher der gelehrte Murillo zugleich mit dem Pater Kalancha sagt, daß es keine Stadt in der Welt gebe, in welcher so viel Almosen ausgetheilt werde. Ist dies ein Lob: so ist es zugleich ein historisches Faktum, und heroische Handlungen, so wenig geschmükt auch der Bericht von denselben seyn mag, loben sich selbst. Ohne die unzähligen Oratorien, Einsiedeleien und Kapellen in den Manns- und Frauenklöstern und in den Privathäusern, die größtentheils prächtig gebaut, und mit den geschmakvollsten, seltensten Verzierungen versehen sind, in Anschlag zu bringen, wird Lima durch 56 große Kirchen verschönert, die sich durch ihre majestätische Bauart, durch ihren großen Umfang, durch den Glanz, mit welchem in den-

selben der Gottesdienst gehalten wird, und durch das Gepränge, welches die in ihnen angestellten Feierlichkeiten begleitet, auszeichnen. Die größte unter allen und die am reichsten verzierte ist die Kathedrale. Außer diesen großen gottesdienstlichen Gebäuden hat man noch 26 öffentliche Kapellen, von denen manche wegen ihres bedeutenden Umfanges mit weit höherm Recht Kirchen genannt werden könnten.

Der erwähnte Murillo, dessen Führer Ulloa ist, zählt nur 19 Mannsklöster in Lima. Allein die vier Kollegien oder Klöster, San Pablo, Desamparados, Noviciado und Cerkado müssen, ob man sie gleich jezt zu andern Zwekken braucht, nothwendig auch zu denselben gezählt werden. Von den übrigen gehören 4 den Dominikanern, 3 den Franciskanern, 3 den Augustinern, 3 den Mercedarios oder Brüdern vom Orden der Gnade, 1 den Minoriten, 2 den Dienern der Kranken, 1 den Hospitalbrüdern von San Juan de Dios und zwei den Bethlehemiten. Außer diesen Klöstern sind noch vier Hospitäler vorhanden, die den Benediktinern, den Hieronymiten, den Franziskanermissionarien, die sich zum Kollegium von Okopa halten, und den Minoriten, welche Almosen für die heiligen Orte zu Jerusalem sammeln, zuständig sind. Die Zahl der Nonnenklöster beläuft sich auf 14, und zu diesen können noch fünf Häuser für fromme Frauenspersonen, die kein Klostergelübde abgelegt haben, gerechnet werden. Von diesen Stiftungen ist eine für Indianerinnen von Stande. Unter einer großen Menge

Bruderschaften zeichnen sich fünf weltliche vorzüglich aus. Hiernächst müssen zwei Schulen für Frauenzimmer genannt werden, nämlich die von la Karidad, in welcher junge Töchter, und die von Santa Kruz, in welcher verwaiste Mädchen erzogen werden. Eine jede von diesen Anstalten hat nicht nur einen zu ihrer Erhaltung hinreichenden Fonds, sondern sie ist auch im Stande, einem jeden ihrer weiblichen Zöglinge eine der Lebensart, die er sich wählt, angemessene Aussteuer zu geben. In geringer Entfernung von der Waisenanstalt ist ein anderes Haus für Frauenzimmer, welche freie Wohnung in demselben erhalten. Man hat auch vier Stiftungen nach der Regel des heil. Ignatius, drei für Mannspersonen, und eine für Frauenzimmer.

Peralta rechnet nicht mehr als elf Hospitäler in der Stadt Lima, und zwar mit Einschluß des St. Ludwigsaales, der sich im Innern des prächtigen Krankenhauses im großen Franziskanerkloster befindet, und in welchem kranke und unvermögende Dienstboten verpflegt und geheilt werden. Allein ohne selbst diese leztere Anstalt in Anschlag zu bringen, sind jezt nicht weniger als funfzehn Hospitäler zur Aufnahme kranker Personen vorhanden. Das Andreashospital ist für Spanier und ihre Abkömmlinge bestimmt; das St. Annenhospital, welches blos kranke Indianer aufnimmt, hat zwei besondere Krankenhäuser, eins für Männer, das andere für Weiber. *) Folgen-

*) Wo zwei besondere Krankenhäuser sind, da rechnet man auch zwei besondere Hospitäler.

des sind die Bestimmungen der übrigen Hospitäler. Santa Maria de la Karidad ist für Spanierinnen und solche Frauenzimmer, die diesen in der Farbe am nächsten kommen; El Espiritu Santo für Seefahrer jedes Ranges; San Bartholome, aus zwei Gebäuden bestehend, für Neger und Negerinnen und die Racen, die von ihnen herkommen; San Juan de Dios für Spanier; das Hospital der Bethlehemiten für Indianer, und zwar innerhalb des Klosters selbst für Mannspersonen, und vor der Kirche für Frauenzimmer von dieser Nation; il Refugio für Unheilbare, und zwar im Kloster für Männer, in der Nähe desselben aber für Weibspersonen; St. Lazarus für Aussäzzige von beiden Geschlechtern, von denen für ein jedes ein besonderes Haus da ist; und endlich la Kamilas für Frauenspersonen aus allen Volksklassen, die mit irgend einer Krankheit behaftet sind.

Zu diesen großen Anstalten kann man ferner rechnen vier Schulen für den öffentlichen Unterricht; drei für die höhern Wissenschaften, für das bürgerliche und geistliche Recht und für die Theologie, und eine für die Lateinische Sprache und für die schöne Literatur. Endlich sind auch viele öffentliche Schulen vorhanden, in denen lesen und schreiben gelehrt wird; und so wie die an denselben stehenden Lehrer von der Stadt besoldet werden, so trägt diese auch die Kosten für Federn, Dinte und Papier. Es ist eine unglaubliche Menge reicher Fonds vorhanden, von denen alljährlich eine Anzahl junger Mädchen von unbescholtenen,

reinen Sitten ausgestattet wird, um entweder in ein Kloster gehen, oder sich verheurathen zu können. Die Anniversarien oder jährlichen Umgänge sind eben so zahlreich, als die Vermächtnisse, welche dazu bestimmt sind, die Feste zum Andenken des Erlösers und der Heiligen mit der möglichsten Pracht zu feiern. Nimmt man die Kathedrale, die Kapelle des Pallasts und des Kollegiums von Okopa aus, welche Lima der Prachtliebe der Spanischen Monarchen verdankt; ferner die zwei Gefängnisse, welche die Stadt erbaut hat, die Kapelle der Inquisition, die von den Edelleuten aufgeführt worden ist, welche dieses Tribunal ausmachen; desgleichen das Universitätsgebäude, das auf Kosten ihres Kapitels erbaut ist, und das Spital des Esku; rials, das Werk seines jezzigen aufgeklärten und eifrigen Rentverwalters: so sind alle die übrigen Gebäude rühmliche Denkmäler der Menschlichkeit und des Wohlwollens eingeborner Peruaner. Dies verdient um so mehr bemerkt zu werden, da alle diese Gebäude durch die häufigen Erdbeben zu wiederholten Malen beschädiget oder zerstört, und da die Fonds derselben, weil sie auf Grundstükke angelegt waren, durch die Verheerungen derselben Erdbeben, oder durch andere Zufälle theils sehr verringert worden, theils ganz verlohren gegangen sind. Sie sind alle wieder aufgebaut, ausgebessert und verschönert worden, indem nicht blos der Reiche hierzu freigebig steuerte, sondern auch der Arme sein Scherflein willig beitrug. Gleichwol werden, ohne daß diese Stiftungen darunter leiden, noch immer unglaublich große Geldsummen zusammengeschos;

sen, welche dazu dienen, Christensklaven loszukaufen, die Orte, wo das Erlösungswerk vor sich gieng, vor Verlezzungen zu sichern, Verstorbene zur Erde zu bestatten, die geistlichen Orden zu unterstüzzen, Verbrechern, welche hingerichtet werden sollen, einigen Trost zu geben, und armen, in Verfall gerathenen Familien unter die Arme zu greifen.

Wir können nicht besser, als mit den Worten des Grafen de la Granja in der Vorrede zu seinem Heldengedicht: das Leben der heil. Rosa schließen. „Die Bewohner dieses Landes, sagt er, das Apollo und Minerva nicht weniger begünstiget haben, als Ceres und Pomona, sind von sanfter Gemüthsart, die ihnen Menschlichkeit und Freigebigkeit zur Natur macht. Alle sind theilnehmend, alle großmüthig, nicht blos die, welche an Reichthum einen Uiberfluß besizzen, sondern selbst die finden ihre Seligkeit im Wohlthun, die sich im Schweiß ihres Angesichts und durch harte Arbeit kaum so viel erwerben, als ihr Lebensunterhalt erfordert.

---

## 6.

### Beschreibung des Springbrunnens auf dem großen Plazze zu Lima.

In der Mitte des Plazzes, $3\frac{1}{2}$ Fuß über der Ebene desselben, ist eine gemauerte Erhöhung, deren Seiten 15 Ellen lang sind. Die steinernen Stufen, welche auf dieselbe führen, sind von einer offenen Wasserlei-

tung umgeben, die das ablaufende Wasser auffängt, und es sodann in einen Graben führt. Auf der Erhöhung befindet sich das Hauptbekken, das 9 Ellen im Durchmesser hat. Uiber demselben liegen acht Löwen, zu deren Füßen sich eben so viele Greife befinden. Auswärts ist es mit schönen Figuren und Blumenvasen in Basrelief geschmükt; inwendig ist es sowol auf seiner Grundfläche als im Cirkel bunt getäfelt. Aus der Mitte desselben erhebt sich ein 18 Fuß hohes Fußgestell, das aus drei viereckigen, schön verzierten Abtheilungen besteht. Dieses trägt das zweite Bekken, welches drei Ellen im Durchmesser hat, und aus welchem acht Maskarons oder groteske Thierköpfe das Wasser speien. Uiber diesem Bekken erhebt sich eine Säule, die 2 Fuß im Durchmesser, und 2 Ellen Höhe hat. Sie ist mit einer Menge Laubwerk und schönen symbolischen Figuren verziert, und hat vier Leisten, welche das höchste Bekken tragen. Dies leztere hat etwas mehr, als sechs Ellen im Umfange, und ist von zehn schönen Seraphen umgeben, welche das Wasser speien, das in demselben enthalten ist. Aus der Mitte desselben erhebt sich eine neue, pyramidenförmig zulaufende und schön gearbeitete Säule, auf der der Pharus in Gestalt einer von sechs $2\frac{1}{2}$ Fuß hohen Säulen getragenen Kuppel steht. Die Bildsäule der Fama, $1\frac{3}{4}$ Elle hoch, befindet sich auf derselben. Ihr Haupt ist mit einem Helme bedekt; in der Rechten hält sie das Wappen des Königs von Spanien, in der Linken die Trompete, mit welcher sie seinen Namen und seine Größe verkündiget.

Das Ganze besteht aus Bronze, und die Verzie-

rungen sind nach den Regeln der gemischten Baukunst errichtet. Es ist überhaupt bis zum Helme der Fama $15\frac{1}{3}$ Ellen hoch. Wenn man hievon $1\frac{3}{4}$ Elle auf die Bildsäule rechnet: so bleiben noch $13\frac{7}{12}$ Ellen Höhe, zu welcher das Wasser getrieben wird, um sich von derselben herab zu zertheilen.

An jeder Ekke der gemauerten Erhöhung ist ein kleineres Bekken in einer Platte angebracht; zugleich befinden sich an jeder drei hervorspringende Verzierungen, von denen die eine, mit Blumen in Basrelief verziert, pyramidenförmig emporsteigt, und vermittelst dreier Röhren ihr Bekken, das gleichfalls aus Bronze besteht, mit Wasser versorgt.

Dieses Kunstwerk, das in allen seinen Theilen Pracht mit Geschmack vereiniget, ist von 24 Artilleriestükken, und von 16 eisernen Ketten umgeben, die in der Mitte einer jeden Seite und an den Ekken einen engen Durchgang für die Einwohner lassen. Hier sind noch einige Nachrichten von der Art, auf welche das Wasser herbeigeleitet wird, und sich zertheilt.

Auf dem kleinen Plazze des St. Thomaskollegiums ist ein allgemeiner Behälter, aus welchem alles für die öffentlichen sowol als Privathäuser in der ganzen Stadt bestimmte Wasser durch regelmäßige Leitungen vertheilt wird. Von dem Plazze, wo sich der Behälter befindet, bis an den Fuß des Springbrunnens ist ein Abhang, der $12\frac{1}{3}$ Elle beträgt. Das Wasser, das auf diese Weise nicht nur wegen des Abhangs, sondern auch wegen des Stoßes, den es an dem Orte erhielt, von welchem es auslief, eine sehr schnelle

Strömung hat, wird in einer ovalen Cisterne, die $2\frac{1}{2}$ Elle Höhe, und $1\frac{1}{2}$ im Durchmesser hat, aufgefangen, und findet also einen Damm. Ungestüm springt es daher in die Höhe, und entschlüpft durch die einzige Oeffnung, die ihm gelassen ist, mit einer Heftigkeit, welche macht, daß es seine Strahlen in reichlicher Menge nach allen Richtungen hin verbreitet. Aber es hält plözlich ein, und diese Strahlen bilden eine schöne Kurve, der eines Federbusches ähnlich, um mit fröhlichem Geplätscher in das höchste Bassin herabzufallen. Durch zehn Röhren gießt es dieses in das zweite, aus welchem es durch acht andere Röhren in das Hauptbekken gelangt. Wenn es sich hier angehäuft hat: so wird es durch eine gleiche Anzahl von Röhren, die ihm einen Abzug verschaffen, in gewisse Behälter geleitet, die sich am Fuß der gemauerten Basis befinden. Der Druck, welchen es hier erhält, macht, daß es auf's neue mit Gewalt emporsteigt, und sich sowol durch die Pyramiden, die sich an den Winkeln der gemauerten Basis befinden, als durch die acht Löwen und Greife einen Ausweg verschafft, die es mit großer Schnelligkeit in das Bekken, aus welchem sie es erhielten, zurükspriżzen. Die große Wassermasse, die sich durch 46 Röhren zertheilt, *) gewährt ein sehr angenehmes Schauspiel, und die Kunst hat an diesem Werke alles gethan, was sie nur vermochte.

*) Das oberste Bekken gießt das Wasser durch 10, das mittelste durch 8, die Löwen und die Greife durch 16, und die Pyramiden durch 12 Röhren aus.

## 7.

### Oeffentliche Vergnügungen.

Das Theater ist die Hauptquelle des Vergnügens. Die Dekorationen sind regelmäßig, die Schauspieler nicht schlecht. Es sind einige unter ihnen, die mit Beifall auf den Bühnen zu Madrit und Neapel auftreten könnten. Das Haus ist nett und bequem, und der Wachsamkeit der Obrigkeit verdankt man es, daß während der Vorstellungen die beste Ordnung beobachtet wird. Indessen könnte man doch fragen, warum der gebildetere Theil der Zuschauer gewissen Zwischenspielen, die nur den Pöbel zu belustigen gegeben werden, seinen Beifall nicht verweigert? Bemerkt man denn nicht, daß das heftige Klatschen den verdorbenen Geschmack an Komödien, in denen Mönche, Päbste, Heilige auftreten, nur noch mehr bestärkt? Diese leztern sollten in einem Zeitalter, wie das unsrige, und in einem so aufgeklärten Lande, wie Peru, billig ganz abgeschafft werden. Auf der andern Seite aber muß man gerecht seyn. In den Europäischen Theatern herrschen gewiß die Mäßigung und der Anstand nicht, die man auf unsern Gallerien und in unserm Parterre findet. Wenn man in der Wahl der Stükke einen etwas gereinigtern Geschmack zeigte, sich in die Natur des Komischen mehr hineinstudirte, das allzu heftige Deklamiren unterließe, sich während der Vorstellungen des Tabakrauchens enthielte, und es endlich einem jeden erlaubte, sich zu sezzen, wohin

er wollte, und sich nicht an die Kleider oder die Perüke des vor ihm Sizzenden zu kehren: so würde dies nicht nur als ein wirklicher Gewinn für unser Theater anzusehen seyn, sondern das Angenehme und der Nuzzen desselben für die, welche es besuchen, würden auch auf eine bedeutende Weise vermehrt werden.

Kaffeehäuser waren zu Lima bis in das Jahr 1771 unbekannt. Der Mate, *) der vorher allgemein getrunken wurde, erforderte bei seiner Bereitung zu viel Zeit und Vorsicht, als daß man sich in einem öffentlichen Hause darauf hätte einlassen können. Dieses Getränk wird jezt wol noch bei gesellschaftlichen Zusammenkünften servirt, aber als häusliche Erfrischung betrachtet ist es ganz aus der Mode gekommen.

In dem erwähnten Jahre wurde ein Kaffeehaus in der Straße Santo Domingo eröffnet, und als etwas ganz Neues angesehen. Auf dieses folgte schon 1772 ein zweites. Die Errichtung derselben geschah mit der vollkommensten Gutheißung des Vicekönigs, welcher überzeugt war, daß sie einen wohlthätigen Einfluß auf die Gesellschaft haben würden. So gegründet dieses auch war: so bezeugte doch die Stadt im Anfange gegen diese Unternehmungen Kälte und Widerwillen. Demungeachtet wurde von dem ersten Unternehmer 1775 ein zweites Kaffeehaus eröffnet, und die Sache hatte einen so erwünschten Fortgang, daß er im folgenden Jahre eine neue Spekulation von der-

*) Dieses Getränk besteht in einem Aufgusse des Paraguaykrauts in siedendem Wasser und aus Zukker.

selben Art wagte, und hierzu eine bequemere Lage mitten in der Stadt wählte. Dieses leztere Kaffeehaus ist jezt unter allen das angesehenste.

Nach und nach fand sich auf den bisher erwähnten Kaffeehäusern so viel Gesellschaft ein, und man hielt den Gewinn der Unternehmer für so ansehnlich, daß nachher noch zwei andere, das eine 1782, und das andere 1788 errichtet worden sind. In einem jeden befindet sich eine Billardtafel, ein Vergnügen, das weniger zu tadeln seyn würde, wenn man jungen Leuten den Zutritt zu demselben verweigerte, und sie hinderte, ihr Geld zu verthun, und in ihren Studien eine Unterbrechung zu machen. Man kann in denselben Gelées und Getränke jeder Art bekommen, und obgleich besonders in den Früh- und Nachmittagsstunden viel Gesellschaft beisammen ist: so herrscht doch fortwährend die beste Harmonie.

Die Hahnengefechte, ein Lieblingsvergnügen der Bewohner von Lima, waren vormals weder in Rüksicht auf Zeit, noch auf Ort einer besondern Verordnung unterworfen. Die Folge hiervon war, daß nicht nur viele ihre gesellschaftlichen Pflichten vernachlässigten, sondern daß auch unter denen, welche auf dieses Vergnügen am meisten erpicht waren, ewige Streitigkeiten herrschten. Um diesem Misbrauche abzuhelfen, wurde 1762 auf dem kleinen Plazze Santa Katalina ein besonderes Gebäude errichtet. Da er der entlegenste ist, und fast an die Stadtmauer stößt: so konnte wol ein bequemerer Platz zu demselben nicht ausgesucht werden. Der Wasserreiche Strom, der vor

dem Hause vorbeifließt, und die weitläuftigen Gärten, die es auf allen Seiten umgeben, machen die Aussicht aus demselben nicht nur höchst angenehm, sondern sie tragen auch zur Verschönerung und zur Freundlichkeit desselben bei, und erhalten stets eine frische, reine Luft.

Das Gebäude selbst ist amphitheatralisch gebaut, und mit Reihen von Sizzen und neun offenen Plätzzen für die Zuschauer versehen. Für diese leztern sind zwei Eingänge vorhanden. Auf der entgegengesezten Seite befinden sich ebenfalls zwei Eingänge, in welchen die Hähne, die des Nachmittags kämpfen sollen, von denen, die bei dem Spiele interessirt sind, von einander abgesondert gehalten werden. Außerhalb des Kreises ist eine bequeme Treppe, auf welcher man in die obern Gallerien und Logen gelangt, deren 29 sind, ohne die zu rechnen, in welcher sich der Richter befindet, und die sich durch ihre Größe und ihre Dekorationen vor den übrigen auszeichnet.

Dieses Vergnügen ist an Sonn- und Festtagen, und überdies zweimal in der Woche erlaubt. Der Preis auf den Plätzzen, die an den Eingängen sind, ist 1, auf den Sizzen 2, und auf den Gallerien 4 Realen. Wer auf den offenen Plätzzen steht, zahlt nichts. Das Haus wird des Nachmittags um zwei Uhr geöffnet; die Lustbarkeit selbst geht um vier Uhr an, und dauert bis auf den Abend. An einigen Tagen ist der Zulauf von Menschen aus allen Klassen sehr stark; gleichwol wird durch die, welche mit einander wetten, die Ruhe nicht im geringsten gestört.

Das Ansehen des Richters, der von einer Militärabtheilung begleitet ist, ist hinreichend, jeder Unordnung zu steuern; und um allen Anlaß zu Zänkereien zu vermeiden, hat man Regeln festgesezt, nach welchen streitige Fälle entschieden werden.

Das Ballhaus, welches dem Publikum offen ist, gewährt dem Zuschauer eine angenehme Erholung nach ernstern Geschäften, und dem, der mitspielen will, eine gesunde Bewegung. Die Wetten, welche beide Partheien machen, dürfen nicht über fünf Piaster steigen. Wer viel Gold wagt, zeigt, daß es ihm nicht um ein anständiges Vergnügen, sondern um verderblichen Gewinn zu thun ist.

Für die Stiergefechte ist sowol die Zeit, als der Ort bestimmt. Da bei denselben die grausame Sitte herrscht, den Stieren die Flechsen zu zerschneiden: so hat der Fechter zwar keine Gelegenheit, seine Stärke zu zeigen, wol aber kann er von seiner Gewandtheit Beweise geben. Man verkauft bei denselben eine besondere Art von Punsch, Agua de Berros (Kreßwasser) genannt, in welchem der Branntwein so wenig gespart ist, daß er in jedem andern Lande, in welchem man weniger mäßig wäre, als in Peru von verderblichen Folgen seyn würde. Uibrigens sind die Grausamkeiten, die bei diesen Gefechten Statt fanden, seit sechs oder acht Jahren vermindert worden.

Die gesellschaftlichen Zusammenkünfte an den Ufern des Flusses Amankaes fangen am Johannistage, den 24sten Junius an, und dauern bis zu Ende des Septembers. Zu derselben Zeit nehmen auch die Spazier-

gänge auf die benachbarten Anhöhen *) ihren Anfang. Dann bedekt der aufsteigende Thau die sandigen Ebenen, in welche sich das Thal endiget, und die sich an die umliegenden Anhöhen anschließen, mit Kräutern und Blumen. Diese ländlichen Vergnügungen sind genußreich, und von keinen schlimmen Folgen begleitet, außer wenn man bei der Tafel unmäßig gewesen ist, oder wenn die Gesellschaft sich entschließt, unter freiem Himmel, oder in einer verlassenen Indianerhütte zu schlafen.

Die vorzüglichste Promenade ist die Alameda, (d. i. der öffentliche Spaziergang,) die man zu gewissen Zeiten durchaus besuchen muß, nämlich am Neujahrs- und Dreikönigstage, weil alsdann die Alkaldes oder Richter gewählt werden, und am 2ten August, weil an diesem in der benachbarten Kirche, die den Franziskanern Rekollektenordens gehört, der Jahrestag ihrer Stiftung gefeiert wird. Die Menge der Kutschen und Kalleschen; die Verschiedenheit ihrer Farbe und Bauart; die festlichen Kleider; die vornehmen Personen, welche sich bei diesen Gelegenheiten einfinden; die stolzen Reize der Damen, die die Scene verschönern — alles vereinigt sich, um dem Beobachter ein sehr angenehmes Schauspiel zu gewähren. Das Unangenehme hierbei ist nur folgendes, daß man an diesen Tagen nicht zu Fuße erscheinen darf, ohne gegen den

*) Diese Anhöhen heißen Amankaes und St. Christoph. Man kann sie als eine Fortsezzung des Andesgebirgs ansehen, ob sie gleich verhältnißmäßig sehr niedrig sind, und sich in das reizende Thal Rimak herabsenken, in welchem Lima liegt.

hergebrachten Gebrauch zu sündigen. Doch fängt das Publikum an, sich von diesem Vorurtheile los zu machen.

Der Spaziergang la Piedra Lisa ist einsam, und daher dem, welcher sich seinem Nachdenken überlassen will, zu empfehlen. Das dichte Grün der Bäume, die ihn umgeben, ihr lieblicher Schatten, der nahe Fluß, die Aussicht auf alle Theile des schönen Thales Lurigancho, der Anblick, welchen die nicht weit entfernte Stadt gewährt, die Landschaft, die die bebauten Gefilde auf dem entgegengesezten Ufer bilden, entzükken das Auge, und erfüllen das Herz mit sanftem Enthusiasmus gegen den Urheber alles des Schönen, von welchem man umgeben ist.

---

## 8.

### Uiber die Sitten der Einwohner von Lima.

Der Peruanische Merkur liefert auch einige satyrische Aufsäzze über die Sitten der Bewohner von Lima, besonders über die der mittlern Volksklassen. Da dem Freunde der Länder- und Völkerkunde an der satyrischen Form nichts liegen kann, diese auch nicht überall wizzig genug ist, um anziehend zu seyn: so entkleidet der Uiberseżzer diese Aufsäzze ihres Gewandes, und giebt, indem er sie in einen einzigen verschmilzt, dem Deutschen Leser das Wesentliche derselben. Vielleicht, daß hier und da Einiges mit zu starken Farben aufgetragen ist; indessen stimmt doch vie-

les mit dem, was von Europäern, die jene Gegenden bereist, haben, gesagt worden ist, überein, und demjenigen, der diese Vergleichung anzustellen Lust hat, wird es nicht schwer werden, ein Urtheil zu fällen.

Die Herausgeber des Peruanischen Merkurs haben den Tugenden der Bewohner von Lima Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie haben ihre Menschlichkeit, ihre Milde, ihren Durst nach Kenntnissen gerühmt. Man wird also ihrer Unpartheilichkeit gern glauben, wenn sie bemerken, daß die strengen Sitten, durch welche sich die frühern Spanier, in der Periode, da sie das Land eroberten, und auch eine Zeitlang nach derselben auszeichneten, jezt verschwunden sind, und daß die ungeheuern Reichthümer, zu welchen sie gelangten, eine sehr auffallende Sittenlosigkeit herbeigeführt haben. Freimüthigkeit und Offenheit, Mäßigkeit, Muth und Beharrlichkeit haben sich in Falschheit und Verstellung, Schwelgerei, Frivolität und Trägheit verwandelt. *) Sklaven müssen die nöthigen Haus-, Feld- und Hüttenarbeiten verrichten, während ihre Gebieter in träger Indolenz das verschwenden, was ihnen ihr Schweiß erwirbt. Der Druck, unter welchem die überwundenen Indianer seit Jahrhunderten seufzen, ist erstaunlich groß.

Die jungen Mannspersonen zu Lima aus dem Mittelstande sind die Peruanischen Stuzzer. Sie suchen etwas darinn, in ihren Manieren so weibisch als mög-

*) Daß unter diese Fehler auch Aberglaube und Unwissenheit gehören, erhellt aus dem Vorigen.

lich zu seyn. Die ganze Haltung ihres Körpers, ihre Kleidung, ihr Gang, jede ihrer Bewegungen ist weibisch. Ein Theil ihres Haares, das bei den Farbigen mit weit mehr Recht Wolle genannt werden kann, ist in kleine Zöpfchen geflochten, die auf der Scheitel in einen Knoten geschlagen werden. Einige niedliche Löckchen fallen fantastisch auf die Stirn herab, dürfen aber die Schönpflästerchen, die auf dieser liegen, nicht verbergen. Ihre Ermel sind weit offen, und lassen den nakten Arm sehen; ihr Kleid lassen sie oft, gleich den Fischbeinrökken der Damen, hinten aufpauschen; ihr ganzes Wesen hat etwas Geziertes. Die eine Hand tragen sie im Gürtel, die andere hüllen sie nachlässig in den Mantel. Den Kopf werfen sie zurück; doch ist er in steter Bewegung, und neigt sich bald auf die eine, bald auf die andere Schulter. Sie gehen auf den Spizzen der Füße; jeder ihrer Tritte ist abgemessen; in ihrem Blikke liegt ein affektirtes Schmachten, und die Bewegungen ihres Körpers sind zum Theil lächerlich genug. Wenn sie reden: so ahmen sie selbst den Ton der Weiber nach.

Der verheurathete Mann kümmert sich wenig um seine Frau, um seine Kinder. Eine seiner Sklavinnen ist die Glükliche, an die er seine Gunstbezeugungen, einen Theil seines Vermögens verschwendet. Daher die gemischten Racen, deren Anzahl in Lima so groß ist. Seine Gattinn erhält oft von ihm kein zärtliches Wort. Seine Hunde, die er häufig auf seinem Landsizze in großer Menge hält, seine Minen, zu denen er alljährlich eine große Reise unternimmt, und von

welchen er oft mit getäuschten Hoffnungen zurükkehrt, sein Handel, der nicht immer der erlaubteste ist, beschäftigen ihn.

Uiberdies giebt es unter den Mannspersonen eine Menge geschäftiger Müssiggänger, die den ganzen Tag Vergnügungen nachgehen. Man versäumt kein Schauspiel, kein Stier-, kein Hahnengefecht; man richtet selbst Hähne ab, um auf sie zu wetten, und diese Wetten sind nicht selten sehr hoch. Man findet sich häufig auf den Kaffeehäusern ein. Ja, selbst zu Dingen eilt man, bei denen man sehr wenig interessirt ist. Es geht keine neue Rektorwahl, keine Doktorcreirung auf der Universität vor sich, man muß bei derselben gegenwärtig seyn. Auf diese Weise verschwendet der Mann seine Zeit und sein Geld, und läßt es seiner Familie oft an dem Nothwendigsten fehlen, so daß diese sich zu Hause sehr übel behelfen muß. Uiberhaupt begiebt er sich häufig nicht eher in den Schooß derselben, als wenn ihn nach einem Verlust im Spiel u. d. gl. ein Unmuth drükt, den er an ihr ausläßt. Die Proceßsucht, die unter den Spaniern in Peru herrscht, macht, daß sie oft um der geringfügigsten Sachen willen Streitigkeiten anfangen, und durch die Zahlung der Gerichtsgebühren große Summen zersplittern, um nur sagen zu können, daß sie Recht behalten haben.

Den Weibern wirft man Koketterie, Unreinlichkeit, Verschwendung, Hang zum Vergnügen und Geschmaklosigkeit vor. Sie entschädigen sich für die Kälte ihrer Gatten durch Liebesintriguen mit andern

Mannspersonen, in denen ihnen ihre Sklavinnen zu Vertrauten dienen, und die zärtlichen Briefe bestellen, die Rendez-vous verabreden u. d. gl. Es giebt wenige, die sich nicht schminkten, und um Weiß aufzulegen, des Arseniks bedienten, der ihre natürliche Gesichtsfarbe bleicht, und ihnen die Zähne frühzeitig raubt. Auch sie sind zu Hause müssig, und eine Peruanerinn von Stande würde sich schämen, einen Strumpf zu strikken, oder einen Saum zu nähen. Da nun aber doch die Zeit getödtet seyn will: so werden von ihnen die Messen desto fleißiger besucht, und kein Mönch, keine Nonne legen ihr Gelübde ab, die sie nicht sehen müßten. Daß sie auch keine öffentliche Hinrichtung versäumen, gereicht ihrem Zartgefühl eben nicht zur Ehre. Das Bad, dessen sie sich fleißig bedienen, Spaziergänge, Landparthien u. d. gl. sind ihre andern, zum Theil sehr kostbaren Zeitvertreibe. Ihre Kleidung kostet ungeheure Summen, und dennoch ist sie die geschmakloseste, die man sich denken kann. Auch ist oft, wenn sie sich im vollen Putz zeigen, mit der Eleganz eine sehr übel kontrastirende Unreinlichkeit gepaart, und der Schmutz an den Spizzen ihres Daums, Zeige- und Mittelfingers beweist, daß sie bei Tische anstatt der — Gabeln gebraucht wurden.

Beide Geschlechter sind dem Spiele auf's stärkste ergeben, und verschwenden große Summen in demselben. Man besucht demnach nicht blos Spielgesellschaften, sondern unglüklicher Weise muß auch der Staat diesen verderblichen Hang begünstigen, und die Lotterien sehen ihre Loose sehr bald untergebracht.

Daß unter diesen Umständen die Erziehung der Kinder sehr vernachläßiget werden muß, ist leicht zu denken. Mütter, wie diese, würden glauben sich zu entehren, wenn sie die Früchte ihrer Liebe selbst säugten. Diese werden vielmehr farbigen Ammen gegeben, die ihre Liebe zu gewinnen wissen, und sie dafür alle die Laster lehren, denen sie selbst ergeben sind. Eine Negerinn oder Mulattinn, die ein Kind gesäugt hat, gelangt dadurch zu großem Ansehen im Hause. Weit entfernt, als Sklavinn behandelt zu werden, ist sie vielmehr nach der Frau die Person, welche am meisten im Hauswesen zu sagen hat; ja, wenn sie die Liebe des Herrn besizt — was nur zu häufig der Fall ist — so muß sich selbst die Gattinn desselben vor ihr schmiegen.

Dies ist die Kehrseite der Bewohner von Lima. Was den Anzug der Damen in dieser Stadt betrifft, von denen wir noch bemerken wollen, daß sie auf kleine, niedliche Füße sehr viel halten, und deswegen von der zartesten Jugend an sehr enge Schuhe tragen: so ist der vorzüglichste Theil desselben der Faldellin oder kurze Reifrock, der jedoch nur, wenn sie im Wagen fizzen, oder bei öffentlichen Lustbarkeiten getragen wird. Er besteht aus Zeuche mit reichen Stikkereien, Sammet u. d. gl., ist mit Fischbein versehen, und, damit er noch besser aufpauscht, mit Watte gefüttert, so daß er das Unterbein völlig sehen läßt. Er hat jedoch das Unangenehme, daß die Dame bei'm Hinansteigen auf eine Anhöhe, oder bei einer plözlichen Bewegung in ziemlich unanständige Lagen geräth. Seine

zahlreichen Falten geben ihm zwar eine Menge angenehmer Formen, machen ihn aber auch sehr kostbar, da das obere Stück Zeuch nicht weniger, als 15 Ellen halten darf. Man rechnet, daß die Ausgaben für diesen Artikel zwischen 300 und 400 Kronen betragen, und diese Kosten werden noch dadurch sehr vermehrt, daß eine modische Dame zu Lima gar manchen Faldellin braucht, und daß sie keiner Festlichkeit beiwohnt, keinen Ceremonienbesuch abstattet, ohne vorher in die Straße Bodegones, in welcher die meisten Modehändler wohnen, gegangen zu seyn, und sich einen Faldellin nach dem neuesten Geschmack ausgenommen zu haben. Auch in Rükficht auf ihre Juwelen und die übrigen Theile ihres Anzugs zeigen die Damen in der Peruanischen Hauptstadt eine ausschweifende Prachtliebe.

Eines von den Stükken ihres Puzzes, das sie am ungernsten missen würden, ist der Puchero de Flores oder Blumenstraus, der, weil er die Fortschritte in's Licht sezzen kann, welche der Luxus in dieser Hauptstadt gemacht hat, eine besondere Beschreibung verdient. Die Basis desselben besteht aus der Blüthe eines kleinen Apfels von der Größe einer Nuß, einer weißen Lilie, einer oder zwei Rosenknospen, und eben so viel Kirsch- und Sevillaorangenblüthen. Diese Blumen werden auf ein Plantanenblatt von der Größe eines Oktavblattes Papier gelegt, auf welches bereits vorher Kamillen, gelbe Lilien, Veilchen, Tausendschön und Thymian gebreitet sind, über denen sich eine zweite Lage von etwas Basilikum, von der

violetten, mit Weiß gemischten Blüthe einer Art Zukkererbsen, auch wenn es seyn kann, einer Hyacinthe, einer wohlriechenden Binse mit gelber Blüthe und weißem Blatt, und der Blüthe einer kleinen, der Stachelbeere ähnlichen, nur etwas größern Frucht befindet. Wenn ein solcher Puchero mit wohlriechendem Wasser, oder einer Ambraauflösung besprizt worden ist: so kömmt er eine halbe Reale zu stehen.

Wenn zu diesen Blumen noch gewisse andere, z. B. die Blüthen der kleinen Orange von Quito, von der Aprikose, von einer kleinen Ambrafarbigen Apfelart, von andern größern Früchten, von der Mispel, desgleichen Chirimoyablumen, die zwar nicht sehr in's Auge fallen, aber von vorzüglichem Geruch sind, Nelken, Federnelken, Anemonen, Tulpen und andern Blumen, in der Jahreszeit, da sie am häufigsten sind, hinzugefügt werden: so wird der Puchero zwei- bis dreimal so groß, als er vorher war, kostet aber auch 2 bis 3 Piaster. Der Preis desselben ist steigend und fallend, je nachdem viel oder wenig öffentliche und Privatfestlichkeiten einfallen.

Außerdem muß die Blume Ariruma von Liebhaberinnen, die sie gern in ihren Straus haben wollen, noch immer besonders bezahlt werden, und der Preis derselben ist so willkührlich, daß er von sechs Realen auf 6 bis 7 Piaster steigt. Es kömmt dabei alles auf die Jahreszeit, und auf die mehr oder weniger starke Nachfrage an. Da man seit einiger Zeit künstliche Blumen dieser Art eingeführt hat: so sind die natürlichen Ariumas im Preise gefallen. Zu bemerken

ist jedoch, daß natürliche Blumensträußer in allen Jahreszeiten zu bekommen sind, und daß diese leztern nichts weiter, als eine Abwechselung in den vorzüglichern Blumen veranlassen, da man es in der Kultur derselben noch nicht so weit gebracht hat, daß sie zu allen Zeiten zu bekommen wären.

Dieser unentbehrliche Luxusartikel wird von Frauenzimmern jedes Standes in einer Straße, unweit der Kathedralkirche, gekauft. In diese begeben sich die Blumenhändlerinnen, theils um zu warten, bis es etwas zu verdienen giebt, theils um die Bestellungen, die bereits bei ihnen gemacht sind, abzuliefern. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß die Kalle del Peligro, d. i. die gefährliche Straße — so hieß sie wegen der Gefahren, in welche Libertins durch den Umgang mit den Freudenmädchen geriethen, die in derselben in Menge zu finden waren — Verliebten noch jezt zum Rendez-vous dient.

Die Blumenhändlerinnen handeln theils in's Große, theils treiben sie blos einen kleinen Kram. Jede der erstern beschränkt sich nur auf einige Arten von Blumen. Vor ihnen sizzen die, welche die Pucheros binden, an Tischen, die vor ihnen stehen. Diese lassen sich ihre Kunst sehr angelegen seyn, und sind zugleich sehr höflich.

In Privathäusern sind Pucheros, welche man für andere windet, stets ein Zeichen von besonderer Werthschäzzung. Die Damen suchen die Blumen aus, reinigen sie vom Sande, und machen die Saamenwerkzeuge ab, die, indem man sie zur Nase führt, nur be-

sudeln, ohne einen Geruch von sich zu geben, so wie es z. B. mit den Staubfäden der Orangen und mit andern der Fall ist. Wenn sie dieselben mit dem reinsten Wasser besprengt haben: so werden sie unter ein krystallenes Gefäß gebracht, unter welches auch eine kleine Pfanne mit glühenden Kohlen gesezt wird. Auf diesen leztern werden die herrlichsten Spezereien verbrannt, um den natürlichen Duft der Blumen noch zu vermehren.

Wenn diese Operation, welche Behutsamkeit erfordert, zu Ende ist: so werden die Blumen mit der gehörigen Oekonomie unter die anwesenden Damen vertheilt. Eine jede steckt ihren Theil an den Busen, und giebt dann ihrem Geliebten eine Orangenblüthe oder ein Paar andere Blumen ab, ein Geschenk, das zuweilen durch die schöne Hand, die es ertheilt, einen noch größern Werth erhält, als es von Natur hat.

# Sechster Abschnitt.

## Die Indianer und die andern Bewohner von Peru.

### I.

### Über die Religion und den Aberglauben der Peruanischen Indianer.

Mungo Kapak, der Stifter des Peruanischen Reichs, ein listiger und ehrgeiziger Mann, gab sich für den Sohn und Abgesandten der Sonne aus, welcher gekommen sei, die Verehrung derselben auszubreiten, und alle Nationen in ihrem Namen zu beherrschen. Der Glanz dieses Gestirns, die Unwissenheit der Peruaner, und die mährchenhaften Erzählungen, durch welche dieser Abenteurer ihr Erstaunen zu erregen suchte, legten den Grund zu einer neuen Religion und zur Monarchie der Ynkas. Da sich diese leztern rühmten, von der Sonne abzustammen: so beeiferten sie sich auch auf alle Weise, die Wünsche derselben zu

erfüllen, und ihre Verehrung gegen sie an den Tag zu legen. Sie errichteten ihr in der Hauptstadt ihres Reichs einen prächtigen Tempel, an welchem eine Menge Gold und Silber verschwendet, und der mit kostbaren Bildsäulen, welche Thiere aller Art vorstellten, geschmükt war. Man verehrte aber nicht blos die Sonne, die den Namen Apuinii, d. i. Herr und Vater, erhielt, sondern man kannte auch einen Sohn der Sonne, Churi Inti, und einen Bruder derselben, Imik Vauqui. Sie erhielten zusammen den Namen Tarigatanga, d. i. Einer in dreien und drei in Einem, *) und man erwieß allen dieselben Huldigungen.

Der Dienst in dem Tempel der Sonne war Jungfrauen übertragen, welche Akljakunas hießen, und in den Klöstern nahe bei diesem Tempel lebten, bis sie sich zu einer Heirath entschlossen, die ihnen keineswegs verwehrt war. Ihr heiliges Geschäft, über die Altäre der Gottheit zu wachen, machte, daß sie die höchste Verehrung genossen, und daß eine Beleidigung, die man ihnen anthat, für einen Kirchenraub gehalten wurde. Der Ynka und die Kucipatas oder Priester der Sonne durften sich allein ihren Altären nahen, doch aber nicht, ohne durch Kniebeugungen und ein feierliches Schweigen Beweise von ihrer tiefen Verehrung zu geben. Dieses thaten sie vornehmlich während

*) Diejenigen welche den heil. Thomas in Südamerika das Evangelium predigen lassen, wollen in dieser Tarigatanga Spuren der christlichen Dreieinigkeit finden.

des Raymi, eines ihrer Hauptfeste, das im December mit Gesang und Tanz gefeiert wurde.

Die Römer pflegten die Götter der von ihnen überwundenen Völker zu den ihrigen zu machen. Nach einem ganz entgegengesezten Grundsazze suchten die Beherrscher von Peru die Anzahl der Sonnenanbeter unablässig zu vermehren; und wenn sie die Götter der überwundenen Nationen in ihrem Tempel aufstellten: so geschah dieses nicht, um ihnen das Ansehen wieder zu geben, dessen sie sie beraubt hatten, sondern um sie als Geißeln und Pfänder für die Treue ihrer neuen Vasallen aufzubewahren.

So groß auch das Interesse der Yukas war, eine Religion auszubreiten, die ihnen so wichtige Vortheile sicherte, da sie ihr Diadem auf ihrem Haupte befestigte, *) und so sehr sie es sich auch angelegen seyn ließen, das Ansehen derselben zu behaupten: so war doch einer von ihnen, da er die tägliche (scheinbare) Bewegung der Sonne sah, gezwungen, sie für ein bloßes Geschöpf zu halten, und einzugestehen, daß noch eine höhere Ursache vorhanden seyn müsse, welche ihre Bewegung leite. Die Allmacht dieser Ursache, die er Pachakamak, d. i. den Allmächtigen, nannte, bekannte er dadurch, daß er ihr im Thale Lurin einen Tempel errichtete.

*) Da man die Ynkas für unmittelbare Abkömmlinge von der Sonne hielt: so wurden Sie als Götter betrachtet, und die geringste Beleidigung, die man ihnen zufügte, wurde als ein Verbrechen gegen die Religion angesehen.

Jedoch nicht zufrieden, blos die Sonne anzubeten, fanden die Peruaner auch in jeder einzelnen Lage, für jedes einzelne Bedürfniß und Geschäft eine besondere Gottheit. Fleißig besuchten sie daher die Huakas oder Tempel, um hier diesen Göttern zu opfern, um Libationen von Chicha, einem aus gegohrnem Mais bestehenden Getränk, zu machen, um ihnen Kuyes oder wilde Kaninchen und Koka *) darzubringen, um Spezereien auf ihren Altären zu verbrennen.

Außer diesen Schuzgottheiten hatten sie auch Laren oder Hausgötter, unter deren Fürsorge die einzelnen Familien standen. Sie wurden als die eigentlichen Besizzer der Wohnungen betrachtet, und man nannte sie daher Konopas oder Guasikamayok, d. i. Herrn des Hauses. Auf ihren Feldern verehrten sie ebenfalls einen Gott, von welchem sie hofften, daß er dieselben fruchtbar machen, und ihnen reiche Aerndten bescheeren würde. Die Kompas, eine Art Steine, flehten sie um Bewässerung ihrer Aekker an. Die Mamateras, lange cylindrische Steine, sorgten für die Vermehrung des Maises und gaben ihnen reichliche Getraideärndten; die Huankas hingegen, die sie auch in Gestalt großer Steine auf ihren Aekkern verehrten, erleichterten dem Landbauer seine beschwerlichen Arbeiten.

*) Ein nährendes und stärkendes Kraut, das dem Ostindischen Betel gleich ist, und zu denselben Zwekken gebraucht wird.

Da sie in der Theilung des Untheilbaren immer weiter giengen: so fanden sie zulezt Zeichen der Gottheit selbst in den Geschöpfen. Sogar die Malquis oder die Leichname ihrer Väter rissen sie aus den Gräbern, um ihnen in den Ebenen göttliche Ehre zu beweisen.

So erhielten nach und nach Berge, Thäler, Ströme, Quellen, Bäche ihre besondern Gottheiten, und sie thaten keinen Schritt, ohne irgend eine von denselben anzurufen. Auf diese Weise mußte die Menge religiöser Gebräuche bei ihnen in's Ungeheure vermehrt werden. Wenn den Jünglingen das Haupthaar zum ersten Male abgeschoren wurde: so bemühten sie sich, diesen Akt so feierlich, als möglich, zu machen. Da sie ihn nämlich für den ersten Anbeginn ihres Glüks hielten: so versammelten sie ihre Verwandten und Freunde, ordneten Lustbarkeiten aller Art an, und beschenkten die Jünglinge mit Gold, Silber und andern Dingen. Dasselbe thaten die Mütter, wenn ihre Töchter mannbar geworden waren. Aengstlich für ihr Wohlergehen besorgt, bemühten sie sich, ihnen durch Formeln und andere Zaubermittel Freude und Lebensglück zuzusichern. Kranke eilten, sich in den Teichen und Flüssen zu baden, indem sie dabei eine Menge abergläubischer Ceremonien verrichteten, und besonders unaufhörlich auf eine gewisse Wurzel, mit Namen Ychu, spien. Sie waren überzeugt, daß dadurch ihre Schmerzen gelindert werden, oder ganz aufhören würden.

War eine Sonnen- oder Mondfinsterniß: so glaubten sie, diese Gestirne würden von mächtigen Feinden verfolgt, und befänden sich in einem Zustande der Ermattung und Hülfsbedürftigkeit. Sie fiengen dann an zu weinen, und ein klägliches Geschrei zu erheben, indem sie sich in ihrer Einfalt einbildeten, das Echo desselben werde in den Himmel dringen, den Feind muthlos machen, und ihn nöthigen, von seinem Unternehmen abzustehen.

Die Funken, welche aus dem Feuer sprühen, betrachteten sie als Kennzeichen von dem Zorne desselben, und sie suchten denselben dadurch zu besänftigen und ihm zu entgehen, daß sie ihm Mais und Chicha opferten. Das Girren der Turteltauben, und die Klagetöne anderer Vögel galten ihnen als sehr ungünstige Vorbedeutungen, und sie glaubten, daß entweder sie selbst, oder ihre Nachbarn, oder der, bei dessen Wohnung diese Töne gehört wurden, bald sterben würden. Bemüht, das ihnen drohende Unglück zu entfernen, brachten sie diesen Vögeln Gaben dar, und baten sie, ihrer zu schonen, und ihren Grimm an ihren Feinden auszulassen.

Begierig, in das Dunkel der Zukunft einzudringen, nahmen sie zu magischen Künsten ihre Zuflucht. Die Kamaskas und Achikamayos waren ihre Orakel. Diese Menschen behaupteten, wenn sie den Saft der Kokapflanze mit Speichel vermischt, auf die flache Hand brächten, und ihn am Daum und Zeigefinger hinabrinnen ließen, die verborgensten Dinge wissen zu können. Ihre ganze Wissenschaft be-

stand darinn, daß sie die Art, auf welche dieser Saft floß, beobachteten, und daß sie nach der Gestalt, die er annahm, ihre Aussprüche einrichteten. Sie glaubten, durch sie mache die Natur ihren Willen den Menschen bekannt, und ihr Stolz verleitete sie, zu behaupten, daß sie Gutes und Böses, Schmerzen und Krankheiten, Vermögen und Gesundheit austheilen könnten.

---

## 2.

### Nachricht von den Sitten, dem Aberglauben und den Gebräuchen der Indianer in der Ebene Pampa del Sakramento und in den Andesgebirgen.

Es ist noch unausgemacht, welche von den drei Menschenklassen, die in der Welt da sind, um Mährchen auszuhekken, und diese ihren leichtgläubigen Nebenmenschen aufzuhängen, in der Erfindung derselben am kühnsten und fruchtbarsten, oder in ihrer Verbreitung am glücklichsten gewesen ist. Sie haben alle mehr oder weniger die Erde mit ihren Träumen angefüllt, und einer wie der andern ist es gelungen, Proselyten zu machen. Diese drei Menschenklassen sind die Dichter, die Philosophen und die Reisenden. Die ersten dringen ihre Erdichtungen selbst dem Himmel auf, und machen sie so zu Gegenständen der Verehrung für thörichte Menschen; die zweiten tyranniſiren die Natur und ihre prachtvollen Werke, und nehmen das Urtheil

der Gelehrten-Republik gefangen; die dritten ersinnen sich Wunderdinge nach Belieben, und wissen sie dem Monarchen sowol, als dem Staatsminister glauben zu machen.

Als Amerika erobert worden war: so traten im westlichen Europa so große Schwärme auf, daß wenn alle die Reiche und die mächtigen Städte, die sie sich träumten, wirklich hätten vorhanden seyn sollen, die Erde nicht groß genug für sie gewesen wäre, und daß demnach ein Theil derselben in den Mond hätte versezt werden müssen. In jenen Zeiten galt Manoa für die erste und berühmteste Stadt. Sie sollte die Hauptstadt des Reichs Dorado seyn, das diesen Namen erhalten hatte, weil, den Berichten gemäß, nicht blos Tempel, Palläste und Gärten, wie in Peru, sondern alle Theile seines weitläuftigen Gebiets eine so große Menge Goldes enthalten sollten, daß die Ufer und der Boden der Landseen, ja selbst die Wälder mit diesem glänzenden, köstlichen Metall bedekt waren. Einer von den Entdekkern, der sich wegen des Umherstreifens der Truppen, welche man an die entferntesten Gränzen, um sie zu dekken, gestellt hatte, an einem Punkte befand, von welchem er die erwähnte Hauptstadt beschreiben konnte, berichtete, daß ihre Mauern mit Statüen und Thürmchen vom feinsten Golde geschmükt wären, und diese mußten dem Auge ungleich mehr schmeicheln, als die Gärten, mit denen Semiramis die Mauern von Babylon verschönerte; ungleich mehr, als das Elysium, welches die Dichter vor dieselben zu zaubern bemüht gewesen sind. Eine so angenehme Nachricht,

welcher die von Atahualipa und Montezuma erbeuteten Schätze einige Glaubwürdigkeit verschafften, verbreitete sich aus Amerika selbst bis in das nördliche Europa auf eine reißend schnelle Weise. Während die Pizarros in Peru, die Ordaz in Quito und die Quezadas in dem neuen Königreiche Anstalten zur Eroberung des gepriesenen Landes machten; während der Madridter Hof seine Ansprüche, die sich auf die Priorität der Entdekkung gründeten, aus allen Kräften geltend zu machen suchte, und in den Spanischen Häfen Schiffe ausrüstete, öffneten die unternehmenden Engländer und andere Mächte ihre Schazkammern, und verdoppelten ihre Kräfte, in der Absicht, die ersten zu seyn, die sich der Beute bemächtigten. Aber diese Beute glich den Zauber-Pallästen in den Feenmärchen; sie entwich aus einer Provinz in die andere, und spottete der Bemühungen derer, die sie so eifrig suchten. Die Art, auf welche die Phantasie, und auf welche das Auge die Dinge ansieht, ist sehr verschieden. Je entfernter diese sind, desto kleiner erscheinen sie dem leztern; je näher sie ihm gebracht werden, desto mehr nehmen sie für dasselbe an Größe zu; für die erstere hingegen werden sie größer, je beträchtlicher der Raum ist, der sie von ihr trennt, kleiner aber in eben dem Verhältniß, als sie ihr näher rükken, bis sie endlich ganz verschwinden. So gieng es Raleigh und allen denen, die sich auf eine Eroberung von Dorado (Eldorado) einließen. *)

*) Außerordentlich ist es, daß der Pater Gumilla in seinem Werke, das unter dem Titel Orinoco illustrado in

Ein weit lieblicheres Loos würde dem Don Francisco Bohorquez zugefallen seyn, wenn seine Träumereien realisirt worden wären. Im J. 1635 entdekte er Enim, kam an die Gränzen desselben, und befahl, seine Ankunft dem Monarchen zu melden. Sein hoher Wuchs, seine Stärke, seine gefälligen persönlichen Eigenschaften und seine Bescheidenheit brachten es dahin, daß er in die Hauptstadt gelassen wurde. Der Plan, nach welchem diese angelegt war, ihre prächtigen Pfei-

der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts herausgekommen ist, noch immer die Existenz dieses fabelhaften Königreichs behauptet. Hätte er sich bemüht, seine Brüder, die Missionarien von Maynas, zu befragen: so würde er die Namen Manoa, Omaguas und Enaguas nicht mit einander verwechselt haben. Eben so befremdend ist es, daß Hr. de la Condamine es sich einen Aufwand von Mühe hat kosten lassen, die Stelle ausfindig zu machen, auf welche die Stadt Dorado und der See Parima zu setzen sind, und sie am Ende an den Mahari und die Ufer des Yupara verlegt. Der See Parima ist vielmehr der See der großen Kokamas. Manoa war in jenen Zeiten der allgemeine Name, unter welchem man die sehr zahlreichen Stämme der Panos, Kokamas, Maynas u. a. begriff, und Enaguas oder Omaguas ist die Provinz, die diesen Namen noch führt, und in welcher San Joaquin die Hauptstadt ist. Die goldnen Seen sind der Sand, aus welchem man dieses Metall waschen kann, das die von den Kordilleras in den Maranon und seine Zweige sowol, als in den Orinoko fallenden Ströme, mit sich fortschwemmen. Die Städte, die Statüen, die zu Dachsteinen dienenden Goldplatten sind Erdichtungen des Ehrgeizes oder Hanges zum Wunderbaren.

D. Verf.

ler, die Ordnung und Lage der Gebäude und öffentlichen Plätze, und die Bildung der Einwohner würden jedem andern, als Bohorquez Verwunderung und Schrekken eingeflößt haben. Indessen erfüllte ihn doch der Anblick des kaiserlichen Alkazars, oder Schlosses mit Staunen. Es ruhte auf einer Menge Porphyr- und Alabastersäulen, und seine Flur war mit einer geräumigen Gallerie umgeben, an welcher die Ceder und das Ebenholz in tausend verschiedenen Gestalten verarbeitet waren. Das Majestätische des Säulenganges gieng über alle Beschreibung, wenn man nicht sagen wollte, daß Natur und Kunst einander herausgefordert hatten, um auf dieser Stelle in der Schönheit ihrer Produkte zu wetteifern. Die Treppen und Eingänge waren größtentheils prächtig. In den Gemächern hatte der Pinsel auf Jaspis alle seine Kraft aufgeboten, um die erhabenen Helden zu mahlen, welche die Beherrscher dieser glüklichen Gegend gewesen waren. Der Fußboden war mit den reichsten Teppichen von Federn belegt, und die Luft duftete von den herrlichsten Wohlgerüchen. Da unser Abenteurer in das königliche Gemach eingeführt wurde, so fand er den Fürsten auf einem elfenbeinernen Throne sizzend, und von seinen vornehmsten Hofleuten umgeben, die auf verschiedene Estraden von Gold, viel besser, als das Arabische, hingestrekt waren.

Er wurde mit jedem Beweise des Wohlwollens aufgenommen, und man wies ihm seinen Platz zunächst am Throne an. Die Ceremonien, die Festlichkeiten,

die Tourniere, durch welche der Monarch sowol seine Pracht zu zeigen, als seinem Gaste Vergnügen zu machen suchte, waren Dinge, deren Beschreibung des Griffels eines Homer, oder eines Virgil, oder vielmehr eines Miguel Cervantes de Saavedra würdig seyn würde. Da die Belustigungen zu Ende waren, und er zurükzukehren wünschte, so trug ihm die älteste Tochter des Königs, in deren Busen Cupido die heftigste Liebesflamme angefacht hatte, dem Fremdlinge, von dessen einnehmender Gestalt sie gefesselt war, ihre Person an. Unser Bohorquez aber, in welchem die Tollheit eines Don Quixotte mit dem Ungeschick eines Cacus gepaart gewesen seyn muß, wollte lieber der Verwüster, als der friedliche Besizzer des neuen Reichs seyn. Nachdem er Peru mit seinem fabelhaften Enim getäuscht hatte: so reiste er im J. 1643, von sechs und dreißig Spaniern begleitet, nach dem leztern ab, um die Eroberung desselben zu bewerkstelligen; allein er machte sich nicht blos unter den Wilden, sondern auch unter den Spaniern in Jauxa und Tarma so vieler Räubereien schuldig, daß sich der Vicekönig genöthigt sah, eine Truppenabtheilung abzusenden, die sich seiner Person bemächtigen sollte. Da dies gelungen war: so wurde er mit einem andern, Namens Villa-Nueva, der sein Generalcapitän gewesen war, nach Valdivia verbannt. Don Antonio und Don Benito Quiroga, Einwohner von La Paz, waren in der Eroberung von Gros Paytiti nicht glüklicher, und versanken, nachdem sie ein sehr beträchtliches Capital auf ihr Unternehmen verwendet

hatten, in den Zustand der tiefsten Armuth. Einen solchen Lohn hatte ihr unersättlicher Ehrgeiz verdient.

Die Zeit hat nach und nach diese Chimären zerstreut, die doch nicht ganz ohne Nuzzen geblieben sind, indem sie gewisse Missionarien aufgemuntert haben, diese Gebirge zu untersuchen. Aus ihren Berichten haben wir das Recht zu schließen, daß in dem ganzen Raume, welchen sie einenhmen, in Manoa und den unermeßlichen Ebenen, die sie von den Brasilianischen Cordilleras trennen, keine andern Schäzze zu finden sind, als die, welche wir durch die Wanderungen der Väter Sobreviela und Girbal kennen gelernt haben, und daß kein höherer Grad von Bildung und Sittenverfeinerung in diesen Gegenden herrsche, als aus der Beschreibung erhellen wird, die wir von den Sitten, dem Aberglauben und den Gebräuchen der Wilden, die sie bewohnen, zu geben im Begriff sind.

Wenn Manoa, wie wir in der Anmerkung bemerkt haben, der Collectiv-Name ist, der mehrere diesseits der Peruanischen Cordilleras oder in denselben wohnende Völkerstämme in sich faßt: so versteht man hingegen unter der Ebene Pampa del Sacramento diejenige ungeheure Fläche, die die Peruanischen von den Brasilianischen Cordilleras trennt. Sie wurde am 21sten Junius 1726 durch bekehrte Indianer vom Pozuzu entdekt, welche leztere zu den Panataguas-Missionen gehörten, die von den Provinzialen des Ordens der zwölf Apostel versehen werden, und erhielt den Namen del Sacramento, weil diese Entdekkung am Frohnleichnamsfeste gemacht wurde. Es ist jedoch zu

bemerken, daß ältere Manuscripte diese Ebene in einem viel weitern Sinne nehmen, als sie jezt genommen wird. Diese lassen sie sich wenigstens 600 Franz. Meilen von Norden nach Süden und 300 von Westen nach Osten dehnen, und geben 180,000 Q. Meilen des ebensten und fruchtbarsten Erdreichs, das von Flüssen durchschnitten war, so daß die 130 Millionen Menschen, zu welcher Süßmilch die Bevölkerung Europens anschlägt, bequem in derselben hätten wohnen können, und doch noch immer zu Wäldern und Weideplätzen Raum genug übrig gewesen wäre. Das Land in der Mitte derselben, das östlich vom Ukayali bis an den Fluß Mamore hinlag, war das, in welches die Alten das Reich Enim, oder Groß-Paru verlegten; die Gegenden hingegen, welche sich vom Flusse Madera an hinstrekten, machten einen Theil von Groß-Paytiti aus.

Es giebt vielleicht in beiden Amerika's kein Land, das vortheilhafter gelegen ist, oder sich einer gleichen Fruchtbarkeit rühmen darf. Im Süden wird es, wenn wir ihm blos die Größe einräumen, in welcher man es sich heutiges Tages zu denken pflegt, von den Flüssen Pozuzu und Mayro, im Westen vom Huallaga, im Norden vom Maranon oder Amazonenflusse, und im Osten vom Ukayali begränzt. So wird es von den größten Strömen in der Welt umflossen, die es mit der See und mit den vornehmsten Provinzen der drei Vicekönigreiche in Südamerika in Verbindung sezzen. Die Ebene wird von verschiedenen andern beträchtlichen Flüssen, die sich in die vorhergenannten ergießen, durch-

schnitten, und bildet eine Halbinsel, aus deren Mittelpunkte mit jedem Theile der Erde ein Handel zur See betrieben werden kann.

Ihre größte Länge erstreckt sich von Norden nach Süden zwischen $4\frac{1}{2}°$ und 9° 57′ S. Br. vom Zusammenfluß des Ukayali mit dem Maranon bis zum Fluß Mayro. Ihre Breite ist wegen der großen Krümmungen des Ukayali nicht an allen Orten dieselbe, kann aber im Allgemeinen zwischen 302 und 305° östl. L. (den ersten Meridian über den Piko auf Teneriffa gezogen) gesetzt werden. Diese Dimensionen geben als Resultat einen Flächenraum von ungefähr 8000 Q. Meilen, welcher bequem eine Bevölkerung von fünf Millionen fassen könnte, die die schönste Gelegenheit hätten, einen sehr blühenden Handel und einen lebhaften Verkehr mit andern Völkern zu treiben.

Die Fruchtbarkeit dieser Ebene ist den Vortheilen ihrer natürlichen Lage gleich. Die östliche Kette der Cordilleras, die sich zwischen den Flüssen Huallaga und Mayro hinstreckt, vereinigt sie mit Peru, und macht sie daher zu einer wahren Halbinsel; die verschiedenen Gebirgreihen, die von den Cordilleras auslaufen, und sich in verschiedenen Entfernungen von einander in die Ebene verbreiten, haben einen Uiberfluß an jenem reichen Metall, das nach gewöhnlichen Begriffen den Adel und das Glück des Menschen ausmacht, und ihm selbst, ohne daß er sich um sie bemüht, den Namen eines Weisen, Gutgesinnten und alle jene Eigenschaften erwirbt, die mit vermindertem Glanz zu scheinen pflegen, wenn sie die schlechten Klei-

der des Armen bedekken. Dieses Metall ist hier von der feinsten Art, und das, welches Pater Xaca in einem Bruche unterwärts des Huamankotflusses fand, übertraf an Güte alles andere in Südamerika. Es wird vom Regen aus seiner Mutter losgespült, und funkelt aus dem Sande der Flüsse hervor. Neben ihm liegt der harte Hornstein, der den Diamant verbirgt. Aus den Flüssen fischt man die kostbare Muschel, welche die Perlen liefert; von diesen sind die aus dem Mayobamba vorzüglich groß. Die Menge und Mannigfaltigkeit der Fische, unter denen sich die Seekuh durch ihre Größe auszeichnet, indem sie gewöhnlich an zehn Centner wiegt, ist nicht geringer, als die der schönen, melodischen Sänger, welche die Luft bevölkern. Man hat behauptet, die Natur habe, indem sie dem Gefieder der Vögel in den Amerikanischen Wäldern sein Colorit ertheilte, alle Kraft ihres göttlichen Pinsels erschöpft, ihnen aber den melodischen, lieblichen Gesang, der die Vögel in andern Weltgegenden auszeichnet, versagt. Dies ist nicht richtig. Es mag allerdings, so wie an andern Orten, welche geben, die durch ihre wilden und rauhen Töne das Ohr ermüden und betäuben; aber es finden sich dagegen auch viele andere, die vom Anbeginn des Morgens bis zum Einbruch der Nacht durch ihre entzükkenden Lieder den eiligsten Wanderer aufhalten. *) Auch die vierfüßigen Thiere, die diese Ebene

*) Daß es Asien, Afrika und Amerika an Sangvögeln fehle, ist meines Wissens nie behauptet worden. Aber alle

hervorbringt, sind ungemein zahlreich. Wenn es wahr ist, daß es auf Erden ein Thier giebt, auf dessen Stirn der Glanz des Morgensterns leuchtet, so ist dies glükliche Land unstreitig allein im Besitz desselben. Man will nämlich in allen Distrikten, die bisher besucht worden sind, vornehmlich in den Lamas, auf den Gebirgen und an den Ufern des Huallaga eine besondere Art kleiner Hunde gesehen haben, die das Land in den dunklen Nächten erleuchten, die aber so scheu sind, daß ihr Licht bei dem geringsten Geräusch verschwindet. Unter den Amphibien kann man die Schildkröten erwähnen, die vorzüglich an den Ufern des Ukayali gefunden werden, (wo die Weibchen ihre Eyer — ein jedes gegen 200 — legen,) und die zwei Yards lang, und eines breit sind. Das Land würde sehr glüklich seyn, wenn die Insekten und das Gewürm, wie auch die giftigen Thiere minder zahlreich wären. Unter diesen ist die Schlange Yakumama am fürchterlichsten; auch eine andere Schlangenart von übrigens ganz analoger Natur, die Kazadoras, verdient wegen der List, mit welcher sie Menschen und Thiere überfällt und angreift, erwähnt zu werden. Das Reich der Gewächse wetteifert mit den übrigen Naturreichen, und die Schäzze, welche es liefert, sind ungeheure Waldungen voll majestätischer Bäume mit den schönsten Blättern, duftende Blumen, liebliche

Berichte der Reisenden stimmen darin überein, daß ihre Töne minder schön sind, als die der unsrigen. Eine Nachtigall z. B. besitzt nur Europa. D. Uib.

Früchte, und jene heilsamen Gummis und Balsame, die unabläſſig hervorträufeln, ihre Ambrosia in die Luft ſtrömen, und dieſe mit Wohlgerüchen erfüllen.

Die wilden Stämme der Sipibos, Setebos, Panos und Kokamas bewohnen die reiche Ebene. Dieſe ſowol, als die Völker von Manoa wohnen in den Wäldern zerſtreut. Ungeachtet dieſe einzelnen Stämme nur klein ſind, ſo ſieht ſich doch ein jeder als eine beſondere Nation an, hat ſein eignes Oberhaupt, oder ſeinen Kaziken, und traut ſich das Recht zu, gegen die andern Feindſeligkeiten begehen zu dürfen. Sie ſind in der Regel lang, ſtark und wohlgebildet; denn es iſt unwandelbare Sitte, jeden Knaben, der mit verunſtalteten Gliedern, oder ſonſt einem zu ſehr hervorſtechenden Fehler geboren wird, als eine unglükliche Geburt augenbliklich zu tödten. Ihre Farbe iſt ſchöner, als die der Peruaner, und einige von ihnen, z. B. die Konibos, könnten ſich in dieſer Rükſicht ſelbſt den Europäern an die Seite ſtellen, wenn nicht ihr herumſtreifendes Leben in den Gebirgen, ihr Einſalben, und die Stiche der Sandfliegen und Musquiten ihren Körper ſchwärzten. Ihre ganze Aufmerkſamkeit iſt darauf gerichtet, dem Körper Feſtigkeit zu geben, und die Stirn und den Hinterkopf platt zu drükken, um, wie ſie ſagen, dem Vollmonde zu gleichen, und das ſtärkſte und tapferſte Volk in der Welt zu werden. Zur Erreichung des erſtern dieſer beiden Zwekke binden ſie den Unterleib und alle Gelenke des Knaben von ſeiner zarteſten Kindheit an mit hänfenen Strikken. Um des letztern willen hin-

gegen hüllen sie die Stirn in Baumwolle, legen ein viereckiges Bret darauf, drükken ein anderes Bret von der nämlichen Gestalt an den Hinterkopf, und befestigen beide so lange mit Strikken, bis die Absicht erreicht ist. So wird der Kopf nach oben zu verlängert, vorn und hinten hingegen platt gedrükt.

Dies Verfahren muß nothwendig eine Störung in den Funktionen des Gehirns veranlassen, und das ist auch die Ursache, warum man den Bonzen oder Priestern in Japan Dummheit vorwirft. Denn von der Geburt derselben an wird ihr Kopf so lange zusammengepreßt, bis er die Gestalt eines Zukkerhuts angenommen hat, um einst als Altar zu dienen, auf welchem der Diener der Religion zum Zeichen der Aufnahme in den Priesterstand das heilige Feuer anzündet. Und so ist es in Wahrheit auch hier. Man bemerkt nämlich, daß unsere Indianer in den Gebirgen das gedankenloseste Volk unter der Sonne sind. *)

Sie gehen zwar größtentheils nakt, doch finden einige Abzeichen statt. Die Männer tragen ein kurzes,

*) Es nimmt Wunder, daß weder Hr. Gall noch seine Gegner auf diese Künsteleyen, die nicht nur diese Indianer und die Japanischen Bonzen, sondern auch die Tschaktahs oder flachköpfigen Leute in Nordamerika u. a. Völker am Schädel vornehmen, und durch welche schon die alten Perser demselben eine unnatürliche Gestalt gaben, so wenig Rükficht nehmen, um ihren mittelbaren Einfluß durch das Gehirn auf die Operationen der Seele zu bestimmen. Die allermeisten von diesen Erscheinungen dürften indeß doch wohl für die Schädellehre sprechen. D. Uib.

buntgefärbtes Hemde von Baumwolle mit Halbermeln, eine Bedekkung, die bis zur Mitte des Schenkels reicht, und Usti genannt wird. Die verheuratheten Weiber bedienen sich alle einer Pampanilla von demselben Zeuch, mit andern Worten, eines kurzen, an den Seiten offenen Rocks, der aber blos vom Unterleibe bis an die Knie reicht. Wenn sie sich niedersezzen: so ziehen sowol Männer, als Weiber die Enden dieser Kleidung sorgfältig zwischen den Beinen durch, um diejenigen Theile zu bedekken, die sie der Anstand zu verbergen nöthigt. Unverheurathete Frauenspersonen hingegen erscheinen nicht anders, als Eva im Paradiese. *) Wenn wir bedenken, daß sich unter diesen Nationen viele mannbare Jungfrauen befinden müssen: so können wir nicht umhin, uns zu überzeugen, daß die Gewohnheit eine Art Gegengift gegen die Pfeile des unreinen Gottes der Gärten ist, die durch die Wunden, welche sie in der heißen Zone verursachen, beide Geschlechter in eine Fieberhizze treiben, und sie blindlings fortreißen. In furias ignesque ruunt. Bei andern Stämmen stellen sich die Individuen von beiden Geschlechtern dem Auge ganz so, wie die Athleten oder Ringer in den Olympischen Spielen dar, die

*) Es fragt sich hier: warum bedekken sich bey diesen Indianern die verheuratheten Frauen, während die Jungfrauen nakt gehen? und woher kommt es, daß erst der Akt, durch welchen man die Schranken des achtungswürdigen jungfräulichen Zustandes zerbricht, das Schamgefühl erregt?

Anm. d. Verf.

nach dem Unfalle, der dem Decippos betraf, völlig nakt erschienen. Diese Sitte, die in einer so gebildeten Nation, wie die Griechen waren, den größten Tadel verdient, ist bei den Indianern vielleicht nicht so sehr zu verdammen, da sie in den Gegenden, welche sie bewohnen, die Wärme des Klimas entschuldiget. Die Männer schneiden ihr Haar ab, indem sie es vorn bis an die Augenbraunen, und hinten bis an das Ohrläppchen hängen lassen. Auf dem Scheitel lassen sie einen Büschel oder eine Krone stehen, in welchen lange, schöne Federn gestekt werden. Sie durchbohren das Kinn und die Nasenscheide, nach Art der Perser, der Araber und der Bewohner der Malabarischen Küste, und tragen in denselben goldene und silberne Gehänge von verschiedener Form. Sie schmükken sich mit Arm- und Halsbändern, die entweder von den Zähnen der im Kriege erschlagenen Feinde, oder von Thierzähnen verfertigt sind. Uiber die Schultern werfen sie den Köcher, und in den Händen tragen sie den Bogen und den Pfeil.

Auch die Frauenzimmer schneiden vorn ihr Haar ab, und lassen es bis an die Augenbraunen herabhängen, aber das Haar am Hinterkopfe pflegen sie mit großer Sorgfalt, und lassen es lose und in dichten Massen über die Schultern herabfließen. In ihre Ohren hängen sie das ausgesuchteste Geschmeide. Sowol Männer, als Weiber färben Lippen und Zähne schwarz, und den Körper bunt. Das Gesicht wird roth bemahlt; eine Farbe, mit welcher bei den Römern an öffentlichen Festen Jupiter allein das Recht hatte, ge-

schmükt zu werden, und die zugleich das Gesicht der Helden verherrlichte, wenn sie ihren Triumpheinzug in Rom hielten. *) Wenn Cupido seine Binde ablegte: so könnte er mit seiner Mutter Venus dazu dienen, von diesen Nationen einen Begriff zu geben. Diese Aehnlichkeit geht jedoch nicht so weit, daß auch eine Identität in den Sitten mit ihr verbunden wäre, so wie dies etwa bei den Bewohnern der Malediven der Fall ist, in welchen die analoge Kleidung, oder vielmehr die völlige Unbedektheit jede Aeußerung des Schamgefühls völlig erstikt hat.

Wenn diese Indianer mit den Bewohnern der Maledivischen Eylande, so wie mit vielen andern Nationen in Asien, Afrika und Europa verglichen werden: so kann man sie enthaltsam nennen. Die Kaziken ausgenommen, von denen einige zwei Weiber haben, verabscheuen die übrigen die Vielweiberei, so wie alle Heurathen zwischen Blutsverwandten bis in den vierten Grad. Sie bemühen sich vielmehr, in eine Familie zu heurathen, die von der ihrigen ver-

*) Quod rubens color deorum sit, unde et triumphantes facie miniata. Serv. in Virg. Ecl. VI. Nicht blos die Sucht, durch Schönheit, nach den Begriffen, die sie davon haben, zu gefallen, ist die Ursache, warum die Indianer, die in den Gebirgen wohnen, sich mahlen; sie thun dies auch, um sich gegen die Stiche der Insekten zu schüzzen, deren schwacher Stachel durch den Ueberzug von Farbe, der ihren Körper bedekt, nicht durchdringen kann.

D. Verf.

schieden ist, und durch Verwendung des Kaziken bei den Aeltern um ihre künftige Lebensgefährtinn anzuhalten. Noch gewöhnlicher aber ist es, daß das junge Paar durch einen Vertrag zwischen den Häuptern der Familien gleich in der Kindheit mit einander verlobt und zusammen auferzogen wird, so daß man, wenn es zur Ehe reif ist, nichts weiter nöthig hat, als es beisammen wohnen zu lassen. Die Erziehung, welche man solchen für einander bestimmten Kinder giebt, ist ganz dazu geeignet, eine so zärtliche Liebe zu erregen, daß es keineswegs an Artemisien fehlt, die die Asche ihrer Gatten in ihren Eingeweiden begraben. Demungeachtet sind die Ehen nicht unauflöslich, und dem Gatten steht es eben so frei, sein Weib zu verlassen, und sich ein anderes zu suchen, als es auf der andern Seite der Gattinn nicht verwehrt werden kann, in Absicht auf ihren Mann dasselbe zu thun. Indessen sind doch gewöhnlich die Frauen nicht die, welche das Band der Ehe zuerst zerreißen. Am Ende scheint es, daß hier beide Theile gleiche Rechte haben. Es ist bekannt, daß bei Türken, Parthern und andern morgenländischen Nationen die Wagschale sich auf Seiten des Mannes neigt, *) der in seinem Serail einen Hahn vorstellt, welchen ein unzähliger

*) Plutarch berichtet uns, daß Surena, der General der Parther, von welchem Crassus überwunden wurde, zehntausend Weiber hatte, die ihn in den Krieg begleiteten.

D. Verf.

Schwarm von Hennen umgiebt. *) Auf der Malabarischen Küste sind es die Weiber, welche eine Uiberlegenheit der Rechte in den Händen haben; diese können sich so vielen Männern überlassen, als ihnen beliebt, können sich der letztern in den Straßen sogar mit Gewalt bemächtigen. **) In diesem Lande hat, wie ein Denker bemerkt, die Liebe in physischer Rüksicht eine unbezwingliche Gewalt; der Angriff ist eben so unvermeidlich, als der Widerstand vergeblich ist. Der Mensch, den keine Religion zügelt, ist der größten Ausschweifungen fähig.

Abgötterei ist ein so altes Uibel, daß einige Schriftsteller es schon vor der Sündfluth unter den Menschen haben finden wollen. Es ist zugleich so ansteckend, daß die ganze Welt von demselben verpestet ist. Das alte Karien litt so heftig unter dem Drukke desselben, daß die Einwohner von Kaunus sich genöthiget fanden, über die verhaßten und lästigen Götter, deren beschwer-

*) Eine Vergleichung, an deren Stelle der Verfasser wohl eine edlere hätte finden können.

D. Uib.

**) Eigentlich herrscht diese, in der übrigen bekannten Welt nicht gefundene Vielmännerey nur im Lande der Nairen, welches einen der südlichern Theile der Küste Malabar einnimmt. Da übrigens dieses Land noch von wenig Europäern betreten worden ist: so bleibt besonnenen Reisenden, die vielleicht jezt, da die Engländer im Besitz des größten Theils von Tippo Saibs Staaten sind, in dasselbe gelokt werden dürften, noch eine Menge Beobachtungen über diese Sitte zu machen übrig. D. Uib.

liche Verehrung sie nicht zu Athem kommen ließ, eine harte Verfolgung ergehen zu lassen, und ihre Wurfspieße wüthend in die Luft zu schleudern, um sich zu rächen und sie für immer aus ihrem Gebiet zu verbannen. Es muß also als etwas Außerordentliches angesehen werden, daß von diesem Uibel unter dem größten Theile der Indianer in den Gebirgen keine Spur zu finden ist. Sie glauben an einen einzigen Gott, dem sie Menschengestalt beilegen, und den sie zum Urheber der Erde und des Himmels machen, in welchen leztern er sich, wie sie sagen, zurükzog, als er sein Schöpfungswerk auf der erstern vollendet hatte. Sie nennen ihn unsern Vater oder Großvater; aber sie errichten ihm keinen Altar, sie bauen ihm keinen Tempel, sie bezeigen ihm nicht die geringste Verehrung. Blos zur Zeit eines Erdbebens wenden sie sich an ihn. Diese Naturbegebenheit erklären sie sich daraus, daß er den Himmel verlasse, um die lebenden Sterblichen zu mustern, und aus dem Lärm, welchen sie machen, auf ihre Anzahl zu schließen. Von diesem Glauben geleitet, und überzeugt, daß von jedem seiner Schritte die Erde zittere, verlassen sie bei der geringsten Bewegung, die sie bemerken, alle zugleich ihre Hütten, laufen, springen und stampfen auf den Boden, indem sie alle schreien: „Hier sind wir! Hier sind wir!“ Ein Aberglauben von dieser Art entstand ohne Widerrede aus jenem ursprünglichen Gefühl, das tief in die menschliche Brust gegraben ist, daß eine anbetenswürdige, gütige Vorsehung über die Sterblichen wache; aus jenen unaussprechlichen Empfindun-

gen, die weder Barbarei, noch Abgötterei vertilgen können, und die es den eben so verderblichen, als verkehrten Deisten, welche sich erfrechen, den Finger gegen das Wesen zu erheben, dem sie ihr Daseyn verdanken, und das über sie wacht, unmöglich wird, ganz zu erstikken. Wie wohlthätig würde es für die Menschheit seyn, wenn man diese angeblichen Urheber der Philosophie zusammenbringen, und sie in die Wälder des Amazonen-Landes einschließen könnte, damit sie wenigstens dadurch, daß sie mit den Wilden auf die Erde stampften, genöthiget würden, eine göttliche Vorsehung anzuerkennen, und aufhörten, jene Ordnung zu stören, mit welcher das Glück und die Ruhe des Menschen so wesentlich zusammenhängen.

Wenn man in die dunkeln Traditionen der erwähnten Indianer eindringt: so entdekt man allerdings Spuren von großen Ereignissen, die in den frühesten, ja selbst in spätern Zeiten erfolgten; allein sie sind so schwach, daß es zu voreilig seyn würde, wenn man, wie einige gethan haben, aus den Andeutungen, die man durch sie erhält, folgern wollte, daß die Apostel in Südamerika geprediget haben.

Diese Indianer nehmen auch ein böses Wesen an, das den Mittelpunkt der Erde bewohnen soll. Sie betrachten dasselbe als den Urheber alles ihres Unglüks, und zittern schon, wenn nur sein Name genannt wird. Diesen Glauben benuzzen die Listigsten unter ihnen, um sich Ansehen zu verschaffen, und geben sich für Abgesandte jenes Wesens aus. Man nennt

sie Mohanes oder Agoreros, und befragt sie selbst in den gemeinsten Angelegenheiten um Rath. Ohne sie wird keine Liebesintrigue angesponnen; die Gesundheit der Gemeinde ist ihrer Wachsamkeit anvertraut; Feldzüge werden nur, wenn sie sie gut heißen, unternommen. So oft auch ihre Orakelsprüche unerfüllt bleiben: so schreiben doch die Indianer die Ursache davon sich selbst zu; auf der andern Seite pflegen sich jene ihre Betrügereien sehr theuer bezahlen zu lassen.

Um Cupido's Reich zu erweitern, bedienen sie sich der Piripiri, welches der allgemeine Name von verschiednen zusammengesezten Getränken ist, deren Ingredienzien man aus dem Pflanzenreiche erhält. Eines von diesen Getränken soll, wenn es sich einmal im Magen befindet, eine besonders starke Kraft auf Frauenspersonen äußern. Die Pflanze Guayanchi befestigt, wenn sie von Männern im Usti, von Weibern aber in der Pampanilla getragen, oder an den Beinen, Armen, Waffen u. d. gl. gerieben wird, die Bande der Liebe, und sichert jedem Unternehmen einen glüklichen Erfolg.

Eine andere Art von Piripiri kauen sie und werfen sie in die Luft, indem sie diese Handlung mit gewissen Formeln und Zauberspruchen begleiten, in denen sie bald Gutes, bald Böses wünschen, bald Regen und Uiberschwemmungen bewirken, bald schönes beständiges Wetter, und eine Fülle von Feldfrüchten herbeiziehen wollen. Wenn das, was sie wünschten, nur ein einziges Mal durch Zufall eintrifft: so reicht

dieſes hin, die Indianer in ihrem Glauben zu beſtärken, ob ſie gleich vorher tauſendmal getäuſcht worden ſeyn mögen. Vollkommen überzeugt, daß es dem Einfluß des Piripiri zu widerſtehen unmöglich iſt, richten ſie, ſobald ſie ſich durch daſſelbe bezaubert fühlen, ein aufmerkſames Auge auf den Gegenſtand, der ſie an ſich zieht, und entdekken tauſend, theils gegründete, theils eingebildete liebenswürdige Züge an demſelben, die Gleichgültigkeit vorher vor ihrem Auge verborgen gehalten hatte.

Die vornehmſte und wirkſamſte Kraft der Mohanes, wenn man es nicht lieber das gröſte Unglück nennen will, das ſie ſtiften, äußert ſich in der Heilung der Kranken. Eine jede Krankheit wird als Wirkung ihrer Zauberkünſte betrachtet, und man iſt ſogleich auf Mittel bedacht, zu erforſchen, wer der Stifter des Unglüks iſt. In dieſer Abſicht verſchlukt der nächſte Verwandte eine Quantität Saft vom Floripondium (Datura arborea L.) und von der Stärke deſſelben berauſcht, fällt er plözlich zu Boden. Er wird in eine ſolche Stellung gebracht, die das Erſtikken verhindert, und wenn er nach drei Tagen wieder zu ſich ſelbſt kömmt: ſo iſt der Mohane, der mit dem Zauberer, welchen er in ſeinen Viſionen ſah, die gröſte Aehnlichkeit hat, genöthigt, die Kur zu unternehmen; iſt aber der Kranke unterdeſſen umgekommen: ſo iſt es gewöhnlich, ihm daſſelbe Loos zu bereiten. Wenn in dem Traumgeſicht kein Zauberer erſchien: ſo hat der erſte beſte Mohane, auf welchen man trifft, das Unglück, den Außengebliebenen vorzuſtellen.

Es ist nicht zu läugnen, daß die Mohanes, durch Erfahrung und Belehrung anderer, eine tief eingehende Kenntniß von vielen Pflanzen und Giften erworben haben, mit denen sie auf der einen Seite bewundernswürdige Kuren verrichten, auf der andern aber auch unsäglichen Schaden stiften; allein die Raserei, das Ganze übernatürlichen Kräften beyzumessen, macht, daß sie mit ihrer Kunst eine Menge Zaubermittel und Aberglauben verweben. Die gewöhnlichste Heilart ist folgende. Man bringt zwei Hamaks, entweder in der Hütte, oder unter freiem Himmel dicht neben einander. In dem einen liegt der Kranke, in dem andern der Mohane oder Agorero ausgestrekt. Der leztre fängt, indem er den Kranken berührt, damit an, daß er sich hin und herschaukelt, und dann wendet er sich in einer Zauberformel an die Vögel, an die vierfüßigen Thiere und an die Fische, und beschwört sie, dem Kranken seine Gesundheit wieder zu geben. Von Zeit zu Zeit erhebt er sich von seinem Sizze, und macht über dem Kranken tausenderlei unsinnige Bewegungen, indem er zugleich seine Pulver und Kräuter auf denselben legt, und an den verwundeten oder leidenden Theilen saugt. Nimmt die Krankheit zu: so stimmt der Agorero, um welchen sich unterdessen viel Volk versammelt hat, einen kurzen Gesang an, der an die Seele des Patienten gerichtet ist, und den Refrain hat: „du mußt nicht gehen, du mußt nicht gehen.“ Wenn er diese Worte wiederholt: so fällt die ganze Menge ein, bis zulezt ein fürchterliches Geschrei entsteht, das man, je schwächer der Kranke wird, damit es zu seinem Ohre dringe, desto mehr ver-

stärkt. Wenn alle Zaubermittel nichts helfen, und der Tod sich nicht abwehren läßt: so springt der Mohane aus seinem Hamak, und ergreift die Flucht, auf welcher ihn eine reichliche Menge Stökke, Steine und Erdklumpen verfolgen. Nach und nach versammeln sich alle Glieder der Nation, und theilen sich in Truppe, von denen sich einer nach dem andern dem Kranken, wenn er ein Krieger war, in seinem Todeskampfe nähert, und ihn fragt: „wohin gehst du? warum verlässest du „uns? mit wem werden wir gegen die Aukas, d. i. „Feinde, ziehen?“ Hierauf führen sie ihm die Heldenthaten, die er gethan, die Zahl der Feinde, die er erschlagen hat, die Freuden, von denen er sich trennt, zu Gemüthe. Dies alles geschieht in verschiedenen Tönen; während einige die Stimme nicht genug verstärken können, ist sie bei andern ganz schwach, und der arme Kranke muß sich darein ergeben, alle diese Zudringlichkeiten ohne Murren so lange zu ertragen, bis sich die ersten Symptome der nahen Auflösung einstellen. Dann erfolgt eine neue Qual. Eine Menge Weiber tritt um ihn, von denen ihm einige den Mund und die Augen mit Gewalt zudrükken, andere ihn in den Hamak einwikkeln, und sich mit der ganzen Schwere ihres Körpers auf ihn werfen, so daß er vor der Zeit zu athmen aufhört, während noch andere geschwind das Licht auslöschen und den Rauch zerstreuen, damit die Seele das Loch nicht merken soll, durch welches sie entschlüpfen könnte, sondern sich in das Gewebe des Dachs verwikkele, und hier zurükbleibe. Um diese aber zu verhindern, nicht wieder in das Innere der Hütte zu-

rükzukehren, belegen sie alle Eingänge, die sie in dieselbe führen könnten, mit Koth, dessen Gestank sie zurüktreiben soll.*)

Was die Bestimmung der Seele betrifft: so herrschen verschiedene Meinungen. Einige glauben, sie gehe in eine andere Welt, um daselbst wie in dieser zu leben, ungeachtet sie eines höhern Grades von Ruhe **) theilhaft werde. Einer von den ersten Missionarien, die sich zu dem Stamme der Maynas begaben, fragte einen sterbenden Greis, ob er denn in einer andern Welt fortzuleben wünsche? Ohne sich zu bedenken, bejahete er dieses, und zwar aus dem Grunde, weil seine Verwandten ihn dort erwarteten, und gesottene Plantanen und Yukas ***) für ihn bereit hielten. Da sie sich nichts Immaterielles denken können: so glauben sie auch,

*) So schmuzig die Sache ist: so zeigt sie doch, daß diese Menschen nicht mehr auf der allerniedrigsten Stufe der Kultur stehen, indem sie doch soviel eingesehen haben, daß man auf Geister nicht durch grobe, unmittelbare Betastung, sondern auf dem Wege der feinern Sinne wirken müsse.

D. Uib.

**) Jeder träumt sich die Wonne des Paradieses auf eine seinen Neigungen völlig conforme Weise, und daher kann man mit Recht sagen, daß ein jedes Volk, ja, ein jedes Individuum sein eigenes Paradies habe. Für den indolenten Indianer — was könnte wohl für diesen eines bessern Lebens würdiger seyn, als Ruhe?

D. Uib.

***) So nennt man hier die Wurzel des Maniot (Cassava Manihot C.)

daß es im künftigen Leben an Tänzen, Schmausereien, Kriegsabenteuern und Streifzügen gegen das Wild nicht fehlen werde. Wenn es blizt: so greifen sich die feindseligen Schaaren an; wenn es donnert: so ist dies das Gebrüll der enthaupteten, und auf der Stelle in wilde Thiere verwandelten Feinde; die Milchstraße ist ihnen der Hayn, in welchem alle Freuden wohnen. Der Krieger wird hier auf eine glänzende Weise aufgenommen, und daher pflegen sie neben den Leichnam desselben eine kupferne Axt, oder einen Pfeil zu legen, damit er in jenen Regionen eine Art von Triumpheinzug halten soll. Andere glauben an Seelenwanderung, und zwar nicht allein in menschliche, sondern auch in Thierkörper. Die Kaziken, Krieger und treuen Weiber wandern beständig in Körper von Thieren, die man am meisten achtet, und in diese Klasse gehören der Affe, der Tiger u. a., und da nun diese Völker überzeugt sind, daß die Seele ihres Vaters, oder ihres Kaziken bald in einen geschwänzten, bald in einen bärtigen Affen gegangen sey: so beugen sie sich auch vor diesem Thiere mit tausenderlei Grimassen, und verehren es, wie einen Patriarchen. Demungeachtet glauben die Indianer, wie die Griechen und Römer, daß einige Geister in der Luft flattern, andere in die Tiefe der Flüsse versenkt sind, weil sie entweder für gewisse Verbrechen büßen, oder so lange warten müssen, bis sie einen Körper finden, der ihnen angemessen ist. Indessen haben sie doch im Allgemeinen von dem, was wir Sünde nennen, keinen Begriff, eben so wenig von einem künftigen Orte der Qual. Einem Jesuiten, der

einem Greise die erstern vorwarf, und sich bemühte, ihn von der Existenz des leztern zu überzeugen, erwiederte dieser in einem sehr ernsten Tone: „Wisse nur, alles das ist nichts gesagt. Meine Sünden sind sehr gut, ich befinde mich in ihrer Gesellschaft ganz wol, und werde mich nicht selber verbrennen dürfen, noch viel weniger Lust haben, mich selber zu verbrennen.“

Um von der Seele auf den Körper zu kommen: so ist zu bemerken, daß, sobald der Sterbende durch das Zudrükken des Mundes, der Nasenlöcher u. dgl. erstikt, und in seine Bettdekke eingehüllt worden ist, der Behutsamste unter den Indianern, gleichviel, ob ein Mann oder eine Frau, ihn, so gut er kann, in seine Arme nimmt, und seine Theilnahme durch ein Geschrei ausdrükt, welches mit den bittern Klagen der nächsten Anverwandten und dem Geheul von einer Menge alter Weiber, die man deshalb ausdrüklich zusammenberufen hat, ein schrekliches Concert bildet. Sobald als diese unharmonischen Töne verstummen: haben die leztern noch ein schweres Stück Arbeit auf sich, denn sie müssen unablässig die flache Hand zu den Augen aufheben, um die Thränen abzuwischen, und sie wieder auf die Erde sinken lassen, um sie an derselben zu troknen. Die Folge dieses abwechselnden Erhebens und Senkens der Hand ist ein Cirkel von Schmuz, der sich um die Augenlider und Augenbraunen anlegt, und ihnen ein scheußliches Ansehen giebt, besonders da sie denselben nicht eher abwaschen, als bis die Trauer vorüber ist.

Auf das erste Geschrei, das man um den Todten erhebt, nimmt man einige gute Töpfe Masato *) zu sich, um den Durst des Schmerzes zu stillen. Zunächst erfolgt nun ein großer Lärm, der mit den Geräthschaften des Verstorbenen vorgenommen wird. Einige zerbrechen seine Kessel, andere seine Töpfe, noch andere verbrennen seine übrigen Habseligkeiten, um sein Andenken desto schneller in Vergessenheit zu bringen. War der Verstorbene ein Cazik, oder ein mächtiger Krieger: so hat sein Leichenbegängniß Aehnlichkeit mit denen der Römer; es dauert mehrere Tage, und das ganze Volk versammelt sich eine geraume Zeitlang des Morgens, des Mittags, des Abends und in der Mitternacht, um ihn zu beweinen. Zu festgesezten Stunden beginnt vor dem Hause seines Weibes und seiner Verwandten eine Trauermusik, und die Heldenthaten desselben werden unter dem Klange der Instrumente besungen. Alle Einwohner in der Runde verlassen ihre Wohnungen, und vereinigen sich in einen Chor; einige von ihnen zwitschern, wie Vögel, andere heulen, wie Tiger; die meisten aber lärmen, wie Affen, oder quakken, wie Frösche. Dabei machen sie jedoch unaufhörlich Pausen, um Mas-

*) Um sich dieses Getränk zu verschaffen, kochen die Indianer eine Quantität Yukas, reiben sie zu Mehl, benezen sie mit Speichel, und lassen sie drey Tage lang gähren. Wenn hernach Wasser hinzugegossen wird, so giebt es ein sehr starkes, berauschendes Getränk.

sato zu trinken, und alles, was der Verstorbene hinterlassen hat, zu zerstören. Das Niederbrennen seiner Hütte beschließt die ganze Ceremonie. Unter einigen Indianern schneiden sich auch die nächsten Verwandten, wie es die Moabiter und andere Völker zu thun pflegten, zum Zeichen ihrer Trauer das Haar ab.

Gleich am Sterbetage bringen sie den Leichnam mit seinen Insignien in ein großes irdenes Gefäß, oder in einen gemahlten Krug, den sie an einem wenig besuchten Orte in ihrer Gegend begraben. Sie legen über denselben einen Dekkel von Töpferthon, und werfen Erde in das Grab, so lange, bis dieses dem Erdboden völlig gleich wird. Wenn das Leichenbegängniß völlig vorbei ist, so besuchen sie das Grab nicht mehr, und das Andenken an den Krieger geht bis auf den Namen desselben verloren. Die Roamaynas graben jedoch ihre Todten wieder aus, sobald sie glauben, daß ihr Fleisch völlig in Verwesung übergegangen ist, reinigen die Knochen, sezzen ein Skelet aus diesen zusammen, und verwahren dasselbe in einem Kasten von Töpferthon, an welchem sie mancherlei Symbole des Todes anbringen, gleich den hieroglyphischen Figuren auf den Binden, in welche die Aegypter ihre Mumien wikkelten. In diesem Zustande wird das Skelet nach Hause zurück gebracht, damit die Hinterbliebenen das Andenken ihres abgeschiedenen Freundes ehren sollen. Nach einiger Zeit, die nicht über ein Jahr zu dauern scheint, wird gleichwol dieses Gerippe aufs neue beerdiget, und das Individuum, welchem sie angehören, für immer vergessen. Achtung und

Liebe zu der Asche ihrer Abgeschiedenen sind, da wir sie auch die Brust wilder Barbaren durchströmen sehen, nicht blos charakteristische Eigenthümlichkeiten gebildeter Nationen; da aber die Stämme, welche das so weitläuftige Andesgebirge und die umliegenden Ebenen bewohnen, so zahlreich sind, so fehlt es unter ihnen freilich auch nicht an Massageten, die die Brust ihrer sterbenden Freunde mit Pfeilen durchboren; an Römern, die sie in Flüsse werfen; an Troglodyten, die die Leichname verlassen, oder sie mit Steinen bedekken; und an Issedoniern, die sie fressen.

Strabo behauptet, die Bactrianer hätten ihre Alten, wenn sie in den lezten Zügen gelegen hätten, von Hunden fressen lassen, und Eusebius bezeugt dasselbe von den Hyrcaniern; eine Unmenschlichkeit, welche der gelehrte Marquis de St. Aubin *) als unglaublich betrachtet. Das, was Pater Figueroa **) von den Kokamas und andern Barbaren, die in derselben Gegend wohnen, berichtet, ist es nach unserer Meinung nicht minder. Er sagt nämlich: wenn ein Kind zur Welt gekommen sey: so berathschlagten sich die Aeltern erst, ob sie es am Leben las-

*) Traité de l'Opinion, tome V. p. 78.

**) Pater Figueroa, ein Jesuit und berühmter Missionar, besuchte die Provinzen Maynas, und lieferte im J. 1665 eine genaue und umständliche Beschreibung von denselben. Das Manuscript besteht aus 115 Folio-Seiten, und ist von dem Verfasser dieser Nachrichten häufig benutzt worden.

D. Uib.

sen, oder es nicht lieber, um sich nicht mit Kindern zu belästigen, oder um zu verhindern, daß nach ihrem Tode jemand über ihren Verlust zu trauern habe, tödten sollen. Entschlössen sie sich zu dem leztern: so würde es zugleich mit der Nachgeburt lebendig begraben, wenn es nicht irgend jemand von der Erde aufhöbe. In diesem leztern Falle zögen sie es auf, und liebten es aufs zärtlichste. — Kann man wol glauben, daß sich eine Mutter weigern sollte, erbarmend ihre Arme auszubreiten, in dem Augenblick, da sie den Lohn für alle ihre Schmerzen erhält? Sollte sie wol, während das Gewimmer des Kindes alle zärtliche Regungen weckt, deren das menschliche Herz nur immer fähig ist, so grausam seyn, und wünschen können, daß ihre Frucht, kaum ihrem Schooße entwunden, in dem Schooße der Erde frühen Untergang finden möge? — Vielleicht, daß diese Indianer das menschliche Leben für so unglüklich halten, daß sie dem kleinen Geschöpf einen Dienst zu leisten glauben, wenn sie es diesem Unglück entreißen; gewiß aber thun sie dieses nicht auf eine so grausame Art. Sie haben ja Gifte. Zwar leidet es keinen Zweifel, daß die Carthager ihre Kinder ihren falschen Göttern opferten, und daß sie die Chineser auf den Heerstraßen dem Mangel und dem unfreundlichsten Wetter aussezzen, um so, wenn sie nicht durch das Mitleid eines Reisenden gerettet werden, einen eben so schreklichen, als unvermeidlichen Tod zu finden. Allein die Indianer kennen weder den Fanatismus, noch die Armuth dieser Nationen. Sie leben gewissermaßen nakt; kein Tyrann

hält sie unter dem Drukke, keine Götter fordern blutige Opfer von ihnen; sie sind, wie Tacitus sagt, securi adversus homines, securi adversus deos; auch müssen sie sich doch nothwendig vermehren, um ihre Felder bestellen, und die Kriege führen zu können, in welche sie unablässig mit einander verwikkelt sind.

Von allen Akkerbaugeräthschaften entblößt, wird es ihnen schwer, ihre Nahrungsmittel in der nöthigen Menge herbei zu schaffen. Dies kömmt nicht etwa daher, weil es ihrem Boden an Fruchtbarkeit und ihrem Lande an Flüssen fehlt; vielmehr haben sie einen Uiberfluß an Früchten, Vögeln, vierfüßigen Thieren und Fischen; sondern es macht ihnen blos Mühe, sich einen Vorrath von solchen Wurzeln anzuschaffen, welche Kultur erfordern. Von diesen ist die vornehmste die Yuka, aus welcher sie ihren Masato bereiten, der ihr einziges Labsal, oder vielmehr ihr einziges Getränk ist. Denn sehr selten trinken sie Wasser, weil dieses wegen der Hizze und der zahllosen Moräste ziemlich ungesund ist. Um die Yuka zu bauen, treiben sie mit steinernen Aexten, die sehr mühsam gearbeitet sind, *)

*) Pater Girbal brachte eine von diesen Aexten aus Manoa mit. Sie war vollkommen wie die unsrigen gestaltet, hatte aber anstatt eines Helms oder Griffs zwei Henkel mit einer Röhre, durch welche die Axt selbst mit Stricken festgehalten wurde. Die Indianer machen sie vermittelst anderer Steine, indem sie sich dabey einer kleinen kupfernen Axt, welche Chambo heißt, bedienen. Mit Wasser und Geduld schärfen sie dann dieselbe.

D. Uib.

einen kleinen Theil des Waldes ab, und nach Verbrennung des gefällten Holzes graben sie die Erde mit einem Stock auf, der wie ein Schwerd geformt ist, und bewirken dadurch, daß diese austroknet, und sich zerbrökkelt. Auf dieselbe Weise bauen sie auch Baumwolle, deren Schoten ihnen den größten Theil des Materials liefern, welches sie zur Verfertigung ihrer Usti's und Pampanilla's brauchen.

Mit Akkerbau und Manufakturarbeiten geben sie sich indessen so wenig ab, daß man Jagd, Fischerei und Krieg mit Recht als ihre einzigen Beschäftigungen ansehen kann. Zu diesen drei Zwekken brauchen sie dieselben Instrumente, nämlich Blaseröhre, Speere, Keulen, Chinganas, *) Dolche, Wurfspieße und Pfeile, welche leztern aus dem härtesten Holz verfertigt, und mit der Spizze in sehr heftiges Gift, das man aus Pflanzen gewinnt, getaucht sind. Fische tödten sie gewöhnlich mit Blaseröhren oder Pfeilen, vierfüßige Thiere sowol mit den leztern, als mit Wurfspießen, die sie mit großer Geschiklichkeit zu schleudern verstehen. Deshalb tragen sie auch kein Bedenken, in ihren Wäldern den Tiger, oder jedes andere wilde Thier zum Kampfe herauszufordern. **) Sie machen es wüthend,

*) Eine Art Lanze, deren Schaft von Chonta, einer Gattung Ebenholz, gemacht ist. Die Spizze besteht aus gebranntem Rohr, welches gefährliche Wunden versezt.

**) Die Konivos belustigen sich bei ihren Schmausereien damit, daß sie den wilden Bär hezen. In dieser Absicht bringen sie das Thier an einen eingeschlossenen Ort, wo sie

und erwarten ruhig den Angriff desselben, indem sie von der Wirksamkeit ihres Gifts so fest überzeugt sind, daß sie gewiß darauf rechnen, daß das stärkste vierfüßige Thier, wenn es von einem ihrer Pfeile verwundet wird, die noch furchtbarer sind, als die des Hercules, nachdem sie in das Blut der Lernäischen Hydra getaucht waren, todt zu Boden stürzen muß. *) Eine gleiche Geübtheit zeigen sie beim Fischfange. Die größern Fische verwunden sie, sobald sie dieselben erblikken, mit ihren Pfeilen am Kopfe; die kleinern fangen sie mit Nezzen und Angeln, welche aus Knochen verfertigt sind. Von ihrem fünften Jahre an werden sowol die Mannspersonen, als die Frauenzimmer abgerichtet, wie sie mit Canots umgehen müssen, und beide Geschlechter zeigen daher in der Regierung derselben eben so viel Geschiklichkeit, als Kraft. Sie lösen einander im Schiffen ab; der eine hat seinen Platz auf dem Hintertheile, und bedient sich einer Stange anstatt eines Ruders; der andere steht auf dem Vordertheile, um Acht zu geben, daß das Canot in seinem Fortrükken nicht auf einen jener Bäume stoße, welche die Flüsse häufig von den Ufern fortreißen.

es erst wüthend machen, und dann mit großer Geschiklichkeit tödten.

*) Merkwürdig ist es, daß diese Indianer in ihren Gefechten nie vergiftete Waffen gebrauchen, und daß wir, die wir tausend künstliche Mittel, Menschen zu vernichten, ersonnen haben, und Stahl und Feuer zur Zerstörung ihres Lebens anwenden, sie gleichwol Barbaren nennen.

D. Uib.

Ihre herrschende Leidenschaft aber, so wie der Gegenstand aller ihrer Freuden und Vergnügungen und ihrer höchsten Glükseligkeit, ist der Krieg. Wenn sie zu Felde ziehen wollen: so wird ein allgemeiner Congreß der ganzen Nation gehalten, an dessen Spizze der Cazik, oder derjenige steht, der die kriegerische Schaar commandiren soll. Die Tabakspfeifen werden angezündet, die Masatotöpfe gehen in der Runde herum, und erst, wenn Bacchus sich aller ihrer Sinne und Gemüthskräfte bemächtiget hat, berathschlagen sie sich über diese wichtige Angelegenheit, und über die Nation, die zum Ziele ihrer Rache ausersehen werden soll. Die Veranlassungen zum Kriege sind der Wunsch, plündern zu können; vermeintliche Beleidigungen; oder endlich der Umstand, daß sie von andern Stämmen eine Kränkung erlitten haben, die sie es nicht wagen dürfen, zu rächen.

Ist der Feldzug beschlossen worden: so wird es dem Mohan anempfohlen, zu fasten, und er erfüllt dieses Verlangen auch mit der größten Strenge. In dieser Absicht entfernt er sich ganz aus der Gesellschaft, und schließt sich in eine einsame Hütte ein, aus welcher er gewöhnlich halbtodt wieder herauskömmt. Er seinerseits erkennt die dringende Nothwendigkeit, zu Felde zu gehen, an, und räth ihnen dazu. Fällt der Krieg glüklich aus, so wird er mit Lob überhäuft, und erhält das Beste von der Beute; nimmt er aber ein unglükliches Ende: so muß er sich Schläge und Verwünschungen von ihnen gefallen lassen. Kömmt der Tag herbei, an welchem sie ausrükken wollen:

so legen sie ihren kriegerischen Schmuck an, und nehmen ihre Angriffswaffen zur Hand, indem sie zugleich zur Vertheidigung Schilde führen, die aus geflochtenem Rohr bestehen, und mit Thierfellen besezt sind. Damit ihre Augen hell genug sind, um den Feind zu entdekken, so reiben sie dieselben mit rothem Pfeffer. Wenn sie sich in eine Kolonne gestellt haben: so hält der Anführer eine kurze Anrede an seine Leute, in welcher er sie zur Tapferkeit und Standhaftigkeit ermuntert; auch versezt er von Zeit zu Zeit denen, die ihm nicht munter genug scheinen, oder nicht an ihrem Plazze sind, einige sanfte Schläge auf die Beine. Wenn diese Veranstaltungen getroffen sind: so marschiren sie gegen den Feind.

Da solche Raubzüge sehr häufig vorfallen: so sind die Städte, welche sie bewohnen, mit den nöthigen Festungswerken zur Vertheidigung versehen. Diese bestehen aus verschiedenen weitläuftigen Gebäuden, in welche zwei Thüren führen; die eine befindet sich in der Ebene, die andere auf der Anhöhe, auf welche sich jene ziehen. Das Ganze hat die Gestalt eines halben Mondes, dessen convexe Theile sich an einen Wald anlehnen. Während sie nun an der einen Thür angegriffen werden, ist ein Theil derselben beschäftiget, den ungestümen Feind zurükzudrängen; die übrigen hingegen begeben sich durch den andern Ausgang in den Wald, und theilen sich hier in zwei Theile, um die Flanken des Gebäudes zu vertheidigen; so gelingt es ihnen oft, sich in dem Besitz desselben zu behaupten.

In der nämlichen Absicht werden auch im Mittelpunkt des halben Monds tiefe Löcher gemacht, und an andern Orten werden Steine und Dorngestrippe zusammen getragen, und mit Erde und Palmblättern bedekt, damit sich, wenn die Angreifenden nicht vorsichtig genug anrükken, ihre Füße in denselben verwikkeln, und sie in ihren Fortschritten gehindert werden sollen. In einiger Entfernung werden schwere Trommeln, die aus hohlen Baumstämmen verfertiget sind, an die Bäume gehangen; da sie nun durch nichts gestüzt sind: so macht der Lärm, welchen die Ankunft der Feinde verursacht, daß die Seile aufgehen, und das Geräusch, welches durch das Fallen derselben entsteht, verkündiget die nahe Gefahr. Da es jedoch die Feinde ihrerseits eben so machen: so kennen sie diese Kriegslisten schon, und lachen darüber.

Sobald die in das Feld gerükten Krieger den Stämmen, welche sie angreifen wollen, nahe genug sind: so machen sie Halt, und stellen sich in Kolonnen. Der General hält eine zweite Anrede an sie, und entflammt ihren Muth aufs neue. Das erste, was sie nun thun, ist, daß sie ihre Clautos oder ihren Federschmuck, so wie ihre Hals- und Armbänder sorgfältig anlegen, ihre Waffen zur Hand nehmen, und mit Ungestüm, um sich furchtbar zu machen, auf einander losstürzen. Nach diesen Vorbereitungen schikken sie Patrouillen aus, welche den Boden und die Bäume recognosciren, und einen Weg ausforschen, auf welchem sie ohne Gefahr weiter vordringen können. Wenn sie diesen gefunden haben, so schleichen sie sich in der

größten Stille zu den Wohnungen, überfallen diese mit einem fürchterlichen Kriegsgeschrei, verstümmeln alles, was ihnen in den Weg kömmt, und schlagen ihren Feinden die Köpfe ab, die Kinder allein ausgenommen, die sie gefangen mit sich fortschleppen. Sind sie des Blutvergießens überdrüssig, und haben sie alles, was sie vorfanden, vorzüglich aber die Köpfe der erschlagenen Gegner an sich gerissen: so kehren sie siegreich in ihre Heimath zurück. Zwar vertheidigen sich zuweilen die Angegriffenen recht brav, gewöhnlich aber bleiben die Angreifenden die Sieger. Am gewöhnlichsten fliehen jene erstern in die Wälder, sammeln sich in diesen, und rükken dann ihren Feinden, um ihre weitern Fortschritte aufzuhalten, entgegen. Wenn sie sich aber einmal diesen entgegen stellen: so ist der Ausgang des Treffens oft so sehr zu ihrem Vortheil, daß von ihren Gegnern kein einziger übrig bleibt, der seiner Nation die Nachricht von dieser Niederlage überbringen könnte. Mag nun aber dieser Versuch der Gegenwehr glüklich oder unglüklich ablaufen: so zerstören sie doch die Stadt, welche der Feind angegriffen hat, vollends, und ziehen sich in eine andere Gegend des Landes zurück.

Wenn die, welche einen solchen Kriegszug unternehmen, in der Ausführung ihrer Stratageme vom Glück begünstiget werden, so senden sie einen Boten an ihre Nation ab, der ihr die davon getragenen Siege verkündigen muß. In dem Augenblick, da diese bekannt werden, versammeln sich alle Zurükgebliebenen, vorzüglich aber die Weiber, und strömen den Kriegern entgegen. Je mehr einer Köpfe nach Hause bringt,

desto herzlicher wird er bewillkommt, desto größere Lobsprüche erhält er; dahingegen die, welche keine mitbringen, mit Vorwürfen und Spott empfangen werden. Dies wirkt so mächtig auf diese Barbaren, daß sie lieber den Tod leiden, als ohne den Kopf eines Feindes, oder ohne einen andern Beweis ihrer Tapferkeit nach Hause zurükkehren würden. Diejenigen, welche behaupten, der Indianer thue sich nichts auf Ruhm zu Gute, und kenne die Gefühle der Ehrbegierde nicht, haben sein Herz ganz gewiß nicht studirt.

Je mehr die Itukalis Feinde enthaupten, desto weiter spalten sie die Haut, welche den Nasenrükken bedekt, und bilden auf demselben, indem sie kleine Stükken Palmenschale in die Einschnitte stekken, Warzen oder Erhöhungen, deren Anzahl sich von Zeit zu Zeit vermehrt, bis sie zulezt den ganzen Raum, der zwischen den Augenbraunen angeht, und bis an die Nasenspizze reicht, einnehmen, und eine unebene Oberfläche bilden, die diese Indianer außerordentlich entstellt. Das erste, was sie mit den mitgebrachten Köpfen vornehmen, ist, daß sie dieselben kochen; und wenn sie hierauf vom Kopf und vom Gesicht die Haut abgezogen haben: so wird diese mit Stroh ausgestopft, und im Rauche getroknet, so daß sie alsdann eine Art Maske vorstellt. Die Zähne brechen sie aus, um sich Halsbänder aus denselben zu verfertigen, und die Schädel lassen sie als Trophäen von den Dächern ihrer Hütten herabhängen.

Ihre Siege feiern sie an einem besonders dazu festgesezten Tage im Hause ihres Caziken oder Anführers mit großer Solennität. An diesem frohen Tage

schafft man eine große Menge Krüge voll Masato herbei, die in einem weitläufigen Saale in lange Reihen gestellt sind, während einem jeden der sich einfindenden Gäste ein seinem Range angemessener Sitz angewiesen wird. Zur bestimmten Zeit versammelt sich das ganze Volk, und der eine ist immer wunderlicher und possirlicher gepuzt, als der andere.

Die Krieger bringen die oben erwähnten Masken mit, indem sie dieselben bei den Haaren schleppen. Sie versammeln sich an der Thür des Hauses, in welchem das Gelag Statt finden soll, machen zum Schein einen Angriff auf dasselbe, und ziehen sich sodann, als wenn sie geschlagen würden, zurück. Bei der dritten Erneuerung desselben verlassen sie ihre Glieder, und bilden einen Cirkel. Jezt nehmen Tanz und Gesang ihren Anfang. Der Inhalt des leztern besteht in Schmähung der Masken, die sie der Feigheit beschuldigen, und denen sie vorwerfen, daß sie entweder nicht gefastet, oder die Augen nicht mit rothem Pfeffer gerieben haben. Während dieser Vorwürfe unterlassen sie nicht, die Tapferkeit derer zu rühmen, von welchen sie besiegt wurden. Auf den Tanz wird wakker Masato gezecht, und so wird einige Tage und Nächte nach einander abwechselnd gesungen, getanzt und getrunken, bis alle Krüge leer sind. Pater Figueroa bemerkt im Scherz, er wisse nicht, wo sie den Kopf zu so vielem Lärm, die Kehle zu so vielem Geschrei, und die Lippen zu so vielem Trinken hernähmen.

Wenn das Ganze vorbei ist: so erheben sie sich und stellen sich in zwei Kolonnen, von denen die eine

der andern gegenüber steht. Sie fangen nun an, zu tanzen, und machen einen Angriff auf einander, indem ein jeder seinen Gegner bei den Haaren pakt, und ihn wüthend herum schleift. Während sie dieses thun, gleichen sie den Corybanten, den rasenden Priestern der Cybele, welche auch bei den Opfern, die sie dieser Göttinn darbrachten, bewaffnete Tänze einführten, unter denen sie einander angriffen und mit ihren Waffen verwundeten. Ruhig kehren sie hierauf in ihre Wohnungen zurück.

Die Gefangenen werden von diesen Barbaren mit unglaublicher Menschlichkeit behandelt, nicht anders, als wenn sie ihre Brüder wären. Auch mit einander selbst leben sie in der größten Eintracht, indem sie den jederzeit um Verzeihung bitten, welchen sie beleidiget haben. Fremden, die zu ihnen kommen, beweisen sie sehr viel Aufmerksamkeit. Sie grüßen dieselben, indem sie die Fingerspizzen küssen, mit diesen alsdann das Kinn streicheln, und zulezt die Hände ausstrekken, gerade so, wie dies leztere gebildetere Nationen thun.

---

3.

## Nachricht von den öffentlichen Versammlungen der im Distrikte von Lima wohnenden Neger.

Die Lage, in welcher sich die unglüklichen Negersklaven befinden, giebt ihnen ein Recht auf unser Mitleid. Die, unter deren Joche sie stehen, betrachten sie

blos als eine Handelswaare, und auf denselben Pflanzungen, die sie im Schweiße ihres Angesichts bewässern, werden sie zuweilen schlechter behandelt, als die Lastthiere. In Peru machen sie die große Masse der Akkerknechte und Hausbedienten aus, und eine Nachricht von den Gebräuchen, die man zu Lima unter ihnen findet, vorzüglich von ihren öffentlichen Versammlungen, kann daher nicht anders, als interessant seyn.

Religion ist der Trost des Unglüklichen; aus der Geschichte der Mexikaner, welche, ehe die Spanier hier landeten, gewisse heilige Prophezeiungen hatten, die ihnen verkündigten, daß sie unterjocht werden würden, und der Peruaner, die sie als vom Himmel gesendete Halbgötter betrachteten, und sich daher gelassen in ihr Schikfal begaben, wird dieses unwiderleglich bewiesen. Auch die Neger in Guinea glauben, es sei der Wille Gottes selbst, daß sie Sklaven seyn sollten. Ihr erstes Geschäft, wenn sie nach Peru gebracht werden, ist demnach, Verbindungen oder Brüderschaften unter einander zu errichten, durch welche sie sich nicht nur zur Erfüllung ihrer religiösen Pflichten vereinigen, sondern auch die gesellschaftlichen Beziehungen dieser respektiven Gemeinheiten unterhalten, so wie endlich auch eine allgemeine Theilnahme an den Vergnügungen dadurch bewirkt wird.

Die Neger, welche zu Lima als Hausssklaven gebraucht werden, theilen sich in zehn Hauptkasten, nämlich in die Terranovaner, Lukumer, Mandigoer, Kambundianer, Karabalier, Kangaer, Chalas, Huarochiris, Kongoer und Misan-

guaner. Diese Namen kommen nicht alle von den Ländern her, aus welchen man sie bringt, vielmehr sind einige, z. B. der Name Huarochiris, ganz willkührlich erfunden, und andere, z. B. Terranovaner, von den Gegenden abgeleitet, in denen sie zuerst an's Land gesezt wurden.

Alle diese Kasten sind zwei Ober-Korporalen unterworfen, welche sich die Verbindungen selber wählen, und die in diesem Posten bis an ihren Tod bleiben. Die Wahl geschieht in der Kapelle U. L. Frauen vom Rosenkranze, die auf Kosten dieser zehn Kasten in dem großen Kloster des heil. Dominikus gestiftet worden ist. Die Oberhäupter der Neger (Kapataces) und die 24 Brüder, die jede Kaste hat, und die man ihre Senatoren nennen kann, haben allein das Recht, dabei zu stimmen. Die Kaplane einer jeden Nation sind bei der Wahl gegenwärtig, und diese fällt unabänderlich auf die, welche am längsten Mitglieder der Verbindung sind, und ihre Herkunft von den Stiftern der Kapelle ableiten können. Die Namen der auf diese Weise gewählten Personen werden in ein Buch, das lediglich zu diesem Zweck gehalten wird, eingetragen, ohne daß dabei der Obergerichtshof auf irgend eine Weise konkurrirte.

Dieselben Formalitäten werden beobachtet, wenn ein Unterkorporal oder einer von den 24 Brüdern für jede einzelne dieser Nationen ernannt wird; diese müssen jedoch, wenn sie einer solchen Auszeichnung gewürdiget werden, der Korporal 10, der Bruder aber 12 Piaster erlegen. Die eine Hälfte dieses Geldes wird

auf die Verehrung unserer lieben Frauen verwendet, von der andern werden die Erfrischungen gekauft, die man unter die Wähler vertheilt, deren Beschlüsse ebenfalls in das erwähnte Buch eingetragen werden.

Diese Aemter geben denen, welche sie bekleiden, unter ihrer Kaste viel Ansehen; ihre Sklaverei hingegen wird dadurch nicht im Geringsten gemildert. Man kann sich eines Lächelns, oder auch vielleicht des Mitleids nicht erwehren, wenn man das Oberhaupt einer Afrikanischen Nation mit seinen Unterthanen des Morgens um drei oder vier Uhr, um Gras zu mähen, sich auf's Feld verfügen, oder an ihm die Strafe vollziehen sieht, die ihm von dem Aufseher diktirt wurde.

Eine halbe Reale, die alljährlich von jedem Individuum subskribirt wird, sezt diese Afrikanischen Nationen in den Stand, die Kosten des Gottesdienstes in der Kapelle U. L. Frauen vom Rosenkranze zu bestreiten. Am Sonntage nach dem Frohnleichnamsfeste werden diese Beisteuern auf einen Tisch gelegt, der sich in der Mitte des kleinen St. Dominikusplazzes befindet, und man hat kein Beispiel, daß diese Gaben je erhöht worden wären. Dennoch werden von dem Totalbetrag derselben nicht nur die Kosten des Festes, das alle Jahre zu Ehren des genannten Marienbildes gefeiert wird, sondern auch die Ausgaben, die erwähntermaßen der übrige Gottesdienst verursacht, bestritten. Stirbt eins von den Mitgliedern: so werden die Begräbnißkosten aus dem nämlichen Fonds genommen; für die Messen und Antworten aber unterzeichnet eine jede Brüderschaft noch besonders sechs Realen. Fehlt es an Gelde:

so veranstalten die Oberkorporals eine Sammlung, und vertheilen den Ertrag derselben unter die Unterkorporals und Brüder, welche leztern sich jederzeit nach ihren Aussprüchen richten müssen.

Das Fest, an welchem sie alle ihre Pracht zu zeigen bemüht sind, ist der Sonntag, der in den nächsten acht Tagen nach dem Frohnleichnamsfeste fällt. Alle Kasten vereinigen sich zu dieser Procession, die vom großen St. Dominikuskloster auszieht. Eine jede trägt ihre Fahne, und einen Baldachin, unter welchem der oben beschriebene König mit seiner Gemahlinn geht, und in der Rechten ein Zepter, in der Linken aber einen Stab, oder sonst etwas trägt. Diese zwei Personen sind von allen den Individuen umgeben, welche zu ihrer Nation gehören, und auf sehr lärmenden Instrumenten spielen, von denen die meisten einen sehr unangenehmen Klang haben. Die, welche das Gefolge des Königs und der Königinn ausmachen, suchen einander in scheußlichen Kostümes zu übertreffen. Einige sind als Teufel verkleidet, andere vom Kopf bis zum Fuß mit Federn bedekt; wieder andere stellen Bären vor, indem sie sich in Felle eingehüllt haben; noch andere sind Ungeheuer mit Hörnern, Löwenklauen, Schlangenschwänzen und Habichtsfedern. Alle sind mit Bogen, Pfeilen, Keulen und Schilden bewaffnet. Das Gesicht mahlen sie blau oder roth, je nachdem es nun in ihrem Vaterlande gewöhnlich ist, und während der Procession erheben sie ein so schrekliches Geschrei, und machen so fürchterliche Geberden, als wenn es wirklich

darauf abgesehen wäre, einen Feind anzugreifen. Der Ernst und der wilde Enthusiasmus, welchen sie bei diesen Gelegenheiten zeigen, können uns von der Barbarei, welche ihre Kriegszüge begleiten muß, einen Begriff geben, zu geschweigen, daß diese Verkleidungen wol für ein Karneval passen, bei einer religiösen Handlung aber gewiß sehr unschiklich angebracht wird. Mögen unsere Nachkommen für die Abstellung dieser Mißbräuche sorgen! Schon ist es den Negern höhern Orts untersagt worden, bei diesen Gelegenheiten Feuergewehr zu führen und loszufeuern, was sie sonst wol thaten.

Alle die bisher erwähnten Versammlungen brauchen die Religion zum Vorwande, allein sie veranlassen andere, deren Zweck blos das Vergnügen ist. Die Neger haben in verschiedenen Straßen der Stadt Quartiere oder Spitäler, die sie Brüderschaften nennen, und in denen sie an Festtagen zusammenkommen. Eine jede Kaste hat ihren eignen Versammlungsort, und die zahlreichern haben deren sogar zwei bis drei. Uiberhaupt giebt es ihrer sechszehn. Durch freiwillige Beisteuern wurden die Plätze, auf denen sie liegen, gekauft, wurden sie selbst gebaut; vermittelst eines kleinen Erbzinses werden sie unterhalten.

Der Korporal einer jeden Kaste führt in diesen Versammlungen den Vorsitz; in Rükficht auf die Plätze wird in denselben die strengste Etikette beobachtet, und diese werden von den Mitgliedern in Gemäßheit ihrer Anciennetät eingenommen. Dieselben Neger,

die sich harten Feldarbeiten mit der äußersten Geduld unterwerfen, sehr gleichgültig dabei sind, ob sie gute oder schlechte Kost bekommen, sich aus den härtesten Strafen wenig machen, und alle Pflichten ihres Berufs mit der größten Unerschrokkenheit erfüllen, dieselben Neger können doch im Punkte der Ehre keine Ungerechtigkeit, keine Zurüksezzung ertragen. Eine Hand breit Raum, um die sie höher oder niedriger zu sizzen kommen, kann ihnen die lebhafteste Freude, so wie den stärksten Kummer verursachen.

Diese Versammlungen nehmen in der Regel um zwei Uhr des Nachmittags ihren Anfang. Die erste Stunde nach der Zusammenkunft wird damit hingebracht, daß man sich über Dinge, die für die Nation von Nuzzen seyn können, bespricht, die Beisteuern festsezt, Streitigkeiten, die zwischen Mann und Frau vorgefallen sind, vorbringt und schlichtet u. d. gl. Die Korporals statten von der Art, auf welche sie die Beiträge verwendet haben, so wie von dem Gebrauch, den sie von dem Uiberschusse zu machen gedenken, Bericht ab. Nichts ist bei diesen Zusammenkünften für den philosophischen Beobachter so interessant, als die Formalität, mit welcher die Gebietiger sowol als die Unterthanen Entscheidungen geben, ihre Meinungen vortragen, zuhören und gehorchen.

Nicht weniger Bewunderung verdient die Geschwindigkeit, mit welcher die Neger von dem höchsten Ernst zum Lärm, zum Getümmel, zu Unordnungen übergehen.

Wenn die Stunde der Berathschlagungen vorüber ist: so geht das Tanzen an, und dauert bis um sieben oder acht Uhr des Abends fort. Die Mauern ihrer Versammlungshäuser sind, besonders inwendig, mit Figuren bedekt, welche ihre vaterländischen Könige, ihre Schlachten und Belustigungen vorstellen. Der Anblick dieser grotesken Schildereien begeistert und entzükt sie. Man hat häufig bemerkt, daß die Festlichkeiten der Neger, wenn sie außerhalb dieser Häuser, und in einiger Entfernung von jenen Gemählden veranstaltet wurden, von kurzer Dauer waren, und daß sie wenig Enthusiasmus bei denselben zeigten. Freilich sind die Bälle, welche sie öffentlich geben, nichts weniger als reizend zu nennen; unsere Delikatesse würde sie sogar anstößig finden. Wenn ein Neger Solo tanzt, welches gewöhnlich der Fall ist: so springt er regellos in allen Richtungen hin und her, und dreht sich heftig, ohne einen Zweck dabei zu haben, auf den Füßen herum. Die ganze Kunst des Tänzers besteht darinn, daß er dieses recht lange aushält, und daß er die Bewegungen seines Körpers so lange aufhören läßt, als die Pausen derer, welche im Cirkel singen, dauern. Wenn zwei oder vier zugleich tanzen: so stellen sich die Mannspersonen zuerst vor die Frauenzimmer, indem sie singen und die Glieder auf tausenderlei Weise verdrehen. Hierauf kehren sich die Tanzenden den Rükken zu, und trennen sich allmählich von einander. Zulezt drehen sich alle auf einmal rechts um, und kehren einander mit Ungestüm die Gesichter zu. Dieses Begegnen finden die, welche glauben, daß die Neger in ihre äußern Handlungen das Näm-

liche legen, was wir in dieselben zu legen gewohnt sind, unanständig. Diese einfachen und rohen Bewegungen sind ihre ganze Erholung, ihre Bälle, ihre Kontratänze, und sie befolgen dabei keine Regel, und wissen keine andern Stellungen zu machen, als die ihnen die Laune eingiebt. Indessen — sie finden ihr Vergnügen dabei, und mit dem Tanze sind auch die Eindrükke zu Ende, die ein Geschlecht auf das andere gemacht haben könnte.

Es ist schon bemerkt worden, daß die Musik der Neger außerordentlich unangenehm ist. Ihr vornehmstes Instrument ist die Trommel, die gewöhnlich aus einem ledernen Schlauche, oder aus einem hölzernen, inwendig hohlen Cylinder gemacht ist. Sie wird nicht mit Stäben, sondern mit der Hand geschlagen. Auch haben sie kleine Flöten, die sie mit der Nase blasen. Ferner gehört zu ihrer Musik ein in der Sonne getrokneter Pferde- oder Eselskinnbakken, dessen Zähne lose sind, und auf welchen sie schlagen, so wie ein glatter Stab, den sie auf einem andern, auf dessen Oberfläche Quereinschnitte befindlich sind, reiben. Das melodischste ihrer Instrumente ist das, welches sie Marimba nennen. Es besteht aus einer Anzahl dünner, langer und schmaler Plättchen, die vier Linien weit von den Oeffnungen verschiedener trokner und hohler Kalebassen befestigt sind, welche, so wie die Plättchen, auf einem hölzernen Bogen ruhen. Es wird, so wie die Hakkebreter der Böhmen, mit zwei kleinen Stäbchen gespielt. Da die Dimensionen der Kalebassen immer kleiner werden:

so giebt dieses Instrument Oktaven an, und die Töne, die es hervorbringt, sind selbst für delikatere Ohren angenehm. Es muß jedoch zugegeben werden, daß in Rükficht auf Musik und Tanz, so wie in vielen andern Dingen, bei denen es auf Talent und Geschmack ankömmt, die Neger viel tiefer unter den Indianern, als diese unter den Spaniern stehen.

Wenn ein Korporal, oder einer von den 24 Brüdern, oder die Frau von einem derselben gestorben ist: so kommen die, welche zur Kaste des Todes gehören, in ihren Versammlungshäusern zusammen, und bewachen den Leichnam. Die üblichen Leichengebräuche sind ein unwiderlegbares Zeugniß, daß der Neger, in fremde Länder gebracht, mit seinem Vaterlande nicht auch zugleich sein Herz verändert, und daß er mitten unter uns seinen alten Aberglauben und seine Abgötterei beibehält, und sie selbst in das Grab verbirgt. Vier Talglichter beleuchten das Stück grobes Tuch, welches über den Leichnam gebreitet ist. Die Kinder des Verstorbenen sizzen am Ende, und die Anverwandten an den Seiten der Bahre, und halten von Zeit zu Zeit eine Anrede an ihn. Die Leidtragenden springen und drehen sich herum, und bleiben zuweilen stehen, um mit leiser Stimme gewisse Gebete, die in ihrer Mutterspracbe, und ganz im Geiste ihrer vaterländischen Religion abgefaßt sind, zu wiederholten Malen herzusagen. Jeder Anwesende steuert eine halbe Reale zu den Beerdigungskosten, und um das Getränk anzuschaffen, welches herumgegeben wird. Gemeiniglich besteht dieses aus

Guarapo, der durch Gährung gewonnen wird, zuweilen auch aus Branntwein. Ehe das Trinken seinen Anfang nimmt, wird der volle Becher an den Mund des Verstorbenen gehalten, und eine lange Anrede an ihn gerichtet, gleichsam als wollte man ihn einladen, mitzutrinken. Wenn man glaubt, daß er Bescheid gethan habe: so wird der Becher den vornehmsten Leidtragenden gereicht, und geht von diesen bis zu den geringsten Personen in der Gesellschaft, indem dabei auf den Rang und die Ancienneät der einzelnen Anwesenden dieselbe ängstliche Rükficht genommen wird. Mit Trinken, Singen und Tanzen wird dieses im Anfange so traurige Geschäft geendigt.

Wenn die Wittwe eines gewesenen Korporals zum zweiten Male zu heurathen Lust hat: so muß sie vorher von der Liebe zu ihrem verstorbenen Gatten, und von dem Schmerze, den sie bei seinem Verluste fühlte, der ganzen Gesellschaft Beweise geben. An dem Tage, an welchem die Trauer aufhört, wird sie in einem Tragesessel in das Versammlungshaus gebracht. Weinend tritt sie in dasselbe, und wenn sie die Rolle einer Trauernden nicht geschikt genug zu spielen weiß: so sezt sie sich der Gefahr aus, wegen ihrer Unempfindlichkeit Schläge zu bekommen. Gleich nach ihrer Ankunft wird den Manen des Verstorbenen, dessen Andenken die Braut nun für immer aus ihrer Seele vertilgt, ein Lamm geopfert. Auf einem Präsentirteller reicht sie die alten Schuhe dar, die sie als Wittwe getragen hat. Wenn diese Ceremonien vorbei sind: so werden die Präliminar-

narien der neuen Heurath, in so fern diese ein bürgerlicher Akt ist, in's Reine gebracht, und alle Brüder bemühen sich, das neue Paar mit Getränken und Speisen aller Art zu bewirthen.

Heurathet hingegen ein Wittwer zum zweiten Male: so wird keine einzige dieser Ceremonien beobachtet. Die Neger sagen, es sei entehrend für einen Mann, über den Tod seiner Frau Betrübniß zu bezeigen, da er hundert andere an ihrer Stelle finden könne. Dieser Grundsatz ist denn freilich zu unmenschlich, als daß wir ihn nicht gern den Afrikanern überlassen sollten.

# Siebenter Abschnitt.

## Topographie.

### I.

Historische und chorographische Beschreibung der Provinz Chichas y Tarija.

Der Arme ist zu ewiger Dunkelheit verdammt, und nur wenige wünschen, bekannt mit ihm zu werden. Was mit einzelnen Menschen der Fall ist, das gilt auch von ganzen Ländern. Hätte das von Kolumb entdekte Land keinen andern Vortheil dargeboten, als den, daß man unter seinen Urbewohnern mit dem Evangelium Europäische Sitte hätte verbreiten können: so würde der Ruhm des Genuesischen Abenteurers mit seinem Leben, vielleicht schon mit seiner Unternehmung zu Ende gegangen seyn. Maldonado, Quiros, Hudson, Baffins, Kook u. a. gaben ihr Leben tausend Gefahren Preis, um neue Länder zu entdekken, und sie entdekten in der That viele. Allein der Mangel an Reichthümern machte, daß alle diese Länder kaum die

armselige Ehre erhielten, auf den Landkarten verzeichnet zu werden, während alle Ungelehrte und selbst viele Gelehrte von Gran Paititi, Gran Quivira, Terra Firma und dem Amazonenlande, wegen des Goldes, das in denselben zu finden seyn sollte, mit Enthusiasmus redeten, obgleich die berühmtesten Nationalschriftsteller bereits gezeigt hatten, daß alle diese Reichthümer blos eingebildet wären. Der Eifer, das Evangelium auszubreiten, die Eroberungssucht, der Handel, das Studium der Alterthümer und der Naturgeschichte werden selten auf arme Länder gerichtet; wenigstens verweilen sie nicht in denselben auf die Länge. Dieses Schikksal hat unter andern auch in Amerika die Provinz Chicha y Tarija gehabt, deren Beschreibung hier gegeben werden soll. *)

Die Thäler, die diesen Namen führen, und die wegen ihrer Fruchtbarkeit und wegen der reichen Aerndten, die sie liefern könnten, die Wunder des alten

*) Wir werden in dieser Beschreibung etwas umständlicher seyn, da man noch so wenig Genaues und Zuverlässiges über diese Provinz weiß. Selbst die Berichte der Regierung verbreiten nur wenig Licht über dieselbe. Der neueste vom Grafen Superunda sagt blos: „Die Stadt Tarija, im Erzbisthum Chuquisaka, hat nur wenig Spanische Einwohner, und obgleich der Korregidor gewöhnlich in der zu dieser Stadt gehörigen Provinz Chichas wohnt: so befindet sich doch ein Generallieutenant in derselben, der im Senat präsidirt. Die gewöhnlichen Alkadien werden jährlich gewählt. Der Boden ist fruchtbar, doch wird wegen der Entfernung dieser Stadt wenig Handel getrieben.“

Siciliens und Arkadiens erneuern müßten, sind wegen ihrer Armuth verdammt gewesen, entweder nur unvollkommen bekannt, oder auch wol ganz vergessen zu werden. Die methodische Encyklopädie, Büffier, Echard, Büsching, Martiniere, la Kroix u. a. erwähnen diese Landschaft in ihren geographischen Schriften entweder gar nicht, oder geben doch die irrigsten Beschreibungen von derselben. Der gelehrte und fleißige Alcedo *) konnte in der Schilderung, die er von dieser Provinz giebt, weder genau seyn, noch sich in ein weitläuftiges Detail einlassen. Aus den Denkwürdigkeiten des Doktor Kosmo Bueno kann man allerdings einige schäzbare Nachrichten schöpfen; allein das System, welches dieser ausgezeichnete Kosmograph befolgt, erlaubte ihm nicht, mit der nöthigen historischen und politischen Genauigkeit zu Werke zu gehen. Mehrere authentische Manuskripte, in deren Besitz wir sind, machen es uns möglich, diesen dunkeln Gegenstand aufzuhellen.

In den unglüklichen Zeiten der Eroberung von Peru, in denen der Mächtige jedes Verbrechen begehen durfte, während der Schwache, so rechtlich auch sein Betragen seyn mochte, überall strafbar befunden wurde, fehlte es unter den Eroberern nicht an solchen, die die Anführer der herrschenden Partheien, Pizarro

*) In seinem Historisch-geographischen Wörterbuche von Westindien oder Amerika Th. I. S. 479. Er hat in dieser so wie in vielen andern Stellen dem Bueno fast wörtlich nachgeschrieben.

und Almagro, verließen, und, in dem Bestreben, sich Ansehen und Reichthümer zu erwerben, und ihren Namen berühmt zu machen, mit einigen Begleitern in die entferntern Theile von Peru giengen, um sich in denselben niederzulassen. Unter ihnen befand sich ein gewisser Francisko Tarija, dessen Vaterland nicht mit Gewißheit angegeben werden kann, obgleich zu vermuthen ist, daß er aus Sevilla gebürtig gewesen sei. Nachdem dieser Abenteurer mit einigen wenigen Begleitern, die unter seinen Befehlen standen, von etlichen Indianern begleitet, eine Zeitlang in den rauhen Kordilleras herumgeirrt war: so blieb er endlich in dem Thale, welches noch jezt nach ihm benannt wird, und der Gegenstand dieser Bemerkungen ist. Seine friedlichen Bewohner, die von dem Joche der Ynkas verschont geblieben waren, und von den blutigen Auftritten, die sich in den westlichern Gegenden ereignet hatten, nichts wußten, nahmen ihre Gäste mit jener Ehrfurcht auf, die der Indianer in jenen Zeiten dem Europäer, dessen überlegene Kräfte ihn in Erstaunen und Verwunderung sezten, stets bezeigte. Entzükt über das milde Klima, über die Fruchtbarkeit des Bodens, und vornehmlich über die Sanftheit der Bewohner, faßte Francisco Tarija den Entschluß, nicht weiter zu gehen. Er ließ sich unter ihnen nieder, und legte eine kleine Kolonie an, die ganz nach dem Muster derer, welche man bereits in andern Gegenden des unterjochten Amerika angelegt hatte, eingerichtet war.

Da derer, welche ihn dahin begleitet hatten, zu wenig waren, als daß er sich auf ihren Beistand große Rechnung hätte machen dürfen, und da er von der Küste her wegen der Entfernung und der auf derselben herrschenden Unruhen keine Unterstüzzung erwarten konnte: so unternahm er nichts, was werth gewesen wäre, von der Nachwelt gekannt zu werden. Wenigstens wissen wir nichts weiter von ihm, und selbst diese wenigen Nachrichten von seiner Ankunft in jener Gegend haben sich nur zufällig in verschiedenen Papieren erhalten, die dem Archiv des Kapitels von San Bernardo de Tarija gehörten, und nachher in andere Hände gekommen sind.

Aus einer Vergleichung der Zeit seiner Niederlassung mit Thatsachen, die hernach angegeben werden sollen, scheint es, daß er die Früchte seiner Bemühungen nicht lange genoß. Nach dem Tode dieses muthigen Spaniers konnten die Indianer ungehindert zu ihrer vorigen Freiheit und Lebensweise zurükkehren. Die Regeln der Kastilischen Sprache vergessend, erhielten sie aus derselben nichts weiter unter sich, als den Namen Tarija, ohne Zweifel, weil sie das Andenken eines Mannes ehrten, der sie als Brüder betrachtet hatte, und dem die Gesezze der Menschlichkeit und Gerechtigkeit heilig gewesen waren. Obgleich nachher mehrere andere, sowol Spanier als Mestizen, in diese Gegend, um sich in derselben niederzulassen, vordrangen: so sehen wir uns doch, wegen der Dunkelheit, die in den Urkunden aus jener Zeit in Ansehung dieser Sache herrscht, außer Stande, von ihren Unternehmun-

gen und dem Erfolg derselben einige Nachricht zu ertheilen.

Mit der Zeit drang der Ruf von den Reichthümern Peru's in alle Theile der Erde, und durch die Entfernung und das Hinzusezzen derer, die ihn verbreiteten, wurde er immer mehr übertrieben. Geleitet vom Durste nach Gold, stürzte ein Portugiese von Paraguay aus in das Thal Tarija, und richtete die entsezlichsten Verheerungen in demselben an. Dieser habsüchtige Mann versammelte eine ganze Nation wilder Indianer, Chirihuanos genannt, und faßte den Entschluß, mit ihnen nach Peru vorzudringen, um sich den Ertrag seiner reichen Minen zuzueignen. Diesen führte er auch aus, und da er mit seinen Barbaren in dasselbe eingedrungen war: so verheerte er das Land, durch weches er zog, raubte das Vieh, brannte die Aerndten und Wohnungen nieder, und ließ alle, die ihm in den Weg fielen, es mochten Spanier, Indianer oder Mestizen seyn, über die Klinge springen. Die Beute, die er davon schleppte, war ungeheuer; allein er fand die Strafe seines Verbrechens; denn da die Chirihuanos merkten, daß er mit den eroberten Schäzzen im Begriff war, sich zurükzuziehen: so ermordeten sie ihn. Hingegen waren sie selbst nicht gesonnen, zurükzukehren, sondern entzükt über die Fruchtbarkeit des Landes, das sie zum erstenmal sahen, und über den Uiberfluß, der überall herrschte, ließen sie sich in dem reizenden Thale Tarija nieder. Von hier aus machten sie die Heerstraßen in Peru, Tukuman und Buenos Ayres unaufhörlich unsicher, und kaum

waren bewaffnete Haufen vermögend, den Reisenden, die von diesen Barbaren eben so viel litten, als die Karavanen im Morgenlande von den Beduinen, den nöthigen Schutz zu verschaffen.

Da im Verfolg dieser Geschichte von den Chiriguanos-Indianern noch oft die Rede seyn wird: so kann es nicht unschiklich seyn, hier etwas von ihren Sitten und ihrer Herkunft zu sagen. Diese Indianer sind keinesweges, wie man gewöhnlich glaubt, ein Theil der zahlreichen Quechuanation, die zu der Zeit, da die Spanier in Peru eindrangen, dieses ungeheure Reich bewohnte. Ihre Sprache, ihre Sitten, und die Tapferkeit, die sie auszeichnet, machen es vielmehr wahrscheinlich, ja sogar gewiß, daß sie zu der Nation der Tobas gehören, die die Urbewohner von Paraguay sind. Sie sind ohne alle Religionsbegriffe. Daher kömmt es, daß ihnen nichts heilig ist, und daß sie unter einer Art von militärischer Verfassung leben, indem die Aeltesten und die Anführer, die sie als die Weisen und als die Väter des Landes betrachten, sich in einem besonders dazu bestimmten Hause, das in jeder ihrer Städte gefunden wird, versammeln, um über Krieg und Frieden zu entscheiden. Auf ihr Alterthum sind sie so stolz, daß sie die Spanier als eine aus armseligen Glüksspilzen bestehende Nation verachten. Tapfer, mäßig, und unbekannt mit allen andern Bequemlichkeiten und Bedürfnissen, außer denen, zu welchen sie die Natur selbst treibt, lassen sie sich zuweilen in Kriege ein, bei denen sie keine andere Absicht haben, als ihre Jünglin-

ge an der Seite älterer Krieger abzurichten, und sie mit der Art, auf welche sie den Krieg mit Erfolg zu führen hoffen dürfen, bekannt zu machen. Am besten glauben sie dieses dadurch zu bewerkstelligen, daß sie Vieh stehlen, und den Spaniern Schrekken einjagen. Noch ganz neuerlich sind sie zur Schande der leztern so weit gegangen, daß sie die Anhöhen, die bei den vornehmsten Niederlassungen liegen, in Besitz genommen, und ihnen von diesen aus Trotz geboten haben.

Der Schaden, welchen diese Barbaren dem Peruanischen Handel zufügten, und die immer höher steigende Frechheit, mit welcher sie die innere Ruhe des Landes störten, zogen die Aufmerksamkeit des damaligen Vicekönigs Don Francisko de Toledo auf sich. Um in Zukunft Unfällen dieser Art auf eine wirksame Weise zu steuern, beschloß er, in den Thälern, welche sie bewohnten, und die jezt Chichas y Tarija genannt werden, Niederlassungen anzulegen. Die Ausführung dieses Geschäfts übertrug er dem Luis de Fuentes, einem gebornen Andalusier, dem er das Prädikat eines Generalkapitains und Justizpräsidenten verlieh, und 50 Mann zur Begleitung mitgab. Das sich hierauf beziehende Dokument ist am 22sten Februar 1574 in der Stadt la Plata ausgefertigt, in welche der Vicekönig sich, als er das ganze Land bereiste, begeben hatte, und mit welcher Lebhaftigkeit man die Sache betrieb, erhellt daraus, daß die Expedition schon am 28sten desselben Monats unternommen wurde.

Fuentes, den man mit Recht als den Kortez dieses Theils von Südamerika betrachtet, verlohr

keine Zeit, die Mittel ausfindig zu machen, durch welche diese Thäler am besten bevölkert werden konnten, um Peru zu einer Vormauer zu dienen, und die Heerstraßen in demselben, so wie in den benachbarten Provinzen, sicher zu stellen. Dieser Mann, der gewiß einen größern Ruhm, als er erlangt hat, und ein besseres Schikfal, als ihn traf, verdiente, ergriff zur Ausführung seines Plans Maßregeln, die allen Eroberern zur Richtschnur gedient haben sollten, noch zur Richtschnur dienen sollten. Er nahm das vorzüglichste Thal mit seinen Leuten ein, erbaute und bevölkerte die Stadt, die noch jezt der Hauptort dieses Distrikts ist, und führte von derselben aus den Krieg mit den Indianern. Sobald er sie bis in eine gewisse Entfernung zurükgetrieben hatte, legte er andere Niederlassungen an, z. B. Charaja, Koncepcion u. a., bis er auf diese Weise eine Strekke von funfzig Meilen in dieser reichen und fruchtbaren Landschaft erobert und bevölkert hatte, und bis man den verhaßten Namen der Chirihuanos nur noch in den Berichten, die aus Tarija anlangten, nennen hörte.

Zu bedauern ist es, daß Fuentes den Lohn nicht fand, welchen er verdiente. Er wurde mit den Bewohnern des von ihm eroberten Distrikts wegen Vertheilung der Ländereien in so viele Streitigkeiten und Processe verwikkelt, daß er in der Audienzia Charkas in tiefer Armuth, und von allen Seiten verfolgt, seine Tage beschloß, und also kein besseres Schikfal hatte, als der Held Neuspaniens, Kortez, am Hofe Karls V.

Als die Pflanzer, welche den Fuentes auf seinem ruhmvollen Zuge begleiteten, in das Thal kamen: so fanden sie ein hölzernes Kreuz, das gleichsam absichtlich in den unzugänglichsten Theil des Thales verstekt war. Diese Entdekkung schien den frommen Abenteurern so wichtig zu seyn, daß sie ein göttliches Wunder einmüthig erkannten, und das Kreuz in das Kloster des heil. Franciskus brachten, wo es noch verwahrt wird. Weit entfernt, daß man den Wahn, als seien schon früher Christen in diesen Weltgegenden gewesen, hätte bekämpfen sollen, wurde er vielmehr nachher noch durch die Jesuiten Antonio Ruiz und Pedro Lozano bestärkt, welche behaupteten, der Apostel Thomas habe in Südamerika bereits das Evangelium geprediget, und nicht nur einen seiner Fußtapfen in einen Felsen eingedrükt finden wollten, sondern auch, um sich noch mehr Glauben zu verschaffen, eine Menge Mährchen erfanden, von denen das eine immer unstatthafter ist, als das andere.

Unter den 50 Personen, welche den Fuentes begleitet hatten, befand sich auch ein Dominikaner, welcher die Stelle eines Kaplans versah, den Spaniern die Sakramente reichte, und auch, wiewol mit sehr wenig Erfolg, die Bekehrung der Chirihuanos versuchte. Er stiftete ein Kloster seines Ordens, und der Eroberer schenkte ihm eine beträchtliche Menge Ländereien. Der Eifer für Religion, und die Vortheile, die ihnen dieses reiche Land versprach, vermochten auch die Augustiner, die Franciskaner, die Mönche vom Orden

San Juan de Dios und endlich die Jesuiten, in San Bernardo, der Hauptstadt des Distrikts, Klöster zu errichten, und reichliche Fundationen und Vermächtnisse sezten sie in den Stand, sich daselbst zu behaupten. Eine der von uns genuzten Handschriften sagt über diesen Gegenstand: „durch diese Stiftungen haben die Nachkommen so viel an Pensionen und Erbzins zu entrichten, daß man mit Recht sagen kann, daß die Grundstükke fünf- bis sechsmal bezahlt worden sind, und noch 5 Procent von denselben erlegt werden müssen. Dadurch sind die Einwohner verarmt, und es ist ihnen kaum so viel übrig geblieben, als zu ihrem Fortkommen und zu ihrer Erhaltung nothwendig ist.“ Eine andere Handschrift bemerkt: „das allmähliche Verarmen der Provinz hat die Fonds, welche die Klöster von der Frömmigkeit der ersten Pflanzer erhielten, so sehr verringert, daß in denen, die den Dominikanern, den Augustinern und dem Orden des San Juan de Dios gehören, außer dem Prior kein Mönch zu finden, das Jesuiterkloster hingegen ganz eingegangen ist.

Im Jahre 1574 bestellte der Vicekönig die gewöhnlichen Alkaiden, Regidoren, den Prokurator und Majordomo, die den Senat von San Bernardo de Tarija ausmachen sollten, und ein Jahrhundert später war die Provinz in einem so blühenden Zustande, daß ein Prokurator an den Madrider Hof abgesendet wurde, um verschiedene Gunstbezeigungen auszuwirken. Unter andern wünschte man auch, daß in der Stadt Tarija ein Bisthum errichtet, und daß die Jurisdiktionen Pilaya, Lipes und Chichas, nebst den

Städten Kochinoka, Kasavinda und Huamahuaka zu dem Sprengel desselben geschlagen werden möchten. Dies Gesuch wurde jedoch abgeschlagen, obgleich die Bittsteller als Grund anführten, daß sie das Sakrament der Firmelung seit 50 Jahren entbehrt hätten, weil sie seit dieser Zeit von keinem Bischof besucht worden wären.

Die Bevölkerung von Tarija war anfänglich sehr unbedeutend, und die Menschen waren zum Theil nicht von der besten Art, weil das Spanische Kabinet allen denen, welche sich daselbst niederlassen und gegen die Indianer zu Felde ziehen würden, das Privilegium gab, daß sie Schulden wegen nicht verfolgt werden sollten. So wurde diese Stadt das Asyl für alle betrügerische Bankerutirer und böse Schuldner. Daß sich die Zahl der Bewohner nach und nach vermehrte und ihr Charakter verbesserte, verdankte man theils den Hülfsquellen des Landes, theils den Unfällen, welche die Nachbarn trafen. Schwärme von gefräßigen Insekten, von welchen die Bewohner der Stadt Pilaya heimgesucht wurden, machten, daß sie die Flucht ergriffen, und daß viele ihren Wohnsitz in Tarija und der umliegenden Provinz aufschlugen. Dasselbe erfolgte, als die berühmten Minen von Lipes, besonders die, welche die Silbertafel hieß, ersäuft wurden. Die Bergarbeiter verließen die Gebirgsgegenden, und kamen in das Thal herab, um sich hier durch Akkerbau auf eine zwar ärmlichere, aber doch natürlichere und minder prekäre Weise zu nähren. Unter denen, die sich in Tarija niederließen, befand sich auch Don Joseph

Moreno de Peralta, der Bruder des berühmten Dichters.

In diesem Zustande des Glüks und Uiberflusses blieb die Provinz, so lange Luis de Fuentes, der sie zum einzigen Gegenstande seiner Sorgen machte, lebte. Juan Porcel de Padilla, der seine Titel, aber nicht seine Tugenden erbte, schlug der königlichen Audienzia zu la Plata die Eroberung des Thales de las Salinas, des lezten an der Gränze der Provinz, in welches sich die Chirihuanos-Indianer zurükgezogen hatten, vor. Er erhielt Erlaubniß, eine Niederlassung darinn anzulegen, und auf der Expedition, die nun unternommen wurde, bemühte er sich, durch Grausamkeiten und Gewaltthätigkeiten aller Art die Gränzen auf dieser Seite zu erweitern. Indessen war dieses weder für ihn, noch für die Nation von einigen wohlthätigen Folgen, sondern diente blos dazu, den Spanischen Namen verhaßt zu machen, und gegen ihn selbst Abscheu zu erregen. Die Chirihuanos brachten das Andenken an die Grausamkeiten des Padilla auf ihre Nachkommen, und mit ihm auch das Verlangen nach Rache. Im Jahre 1727 fiengen sie offene Feindseligkeiten an, und machten einen Einfall in die Provinz, die sie unter dem Vorwande verheerten, daß ein Indianer von Range von den Jesuiten mit Ruthen gepeitscht worden sei. Der Stolz des einen Theils der Bewohner, und die Unwissenheit des andern hintertrieb die Unterhandlungen, in welche man mit den Indianern hätte treten können. Alles wurde nur mit dem Schwerde ausgemacht,

und der Friede sollte nun einmal mit nichts anderm, als mit der gänzlichen Vertilgung des Feindes erkauft werden. Don Texerina, Don Askue, Don Echelar u. a. zogen verschiedene Male gegen den Feind zu Felde.

Diese Expeditionen glichen denen, die unter der alten Feudalverfassung in Europa unternommen wurden. Jeder Soldat zog auf eigene Kosten und auf eine bestimmte Zahl von Tagen zu Felde, und kehrte, wenn die Lebensmittel, die er von Hause mitgenommen hatte, aufgezehrt waren, wieder zurück. Der Krieg wurde ohne System, ohne Ordnung, ohne Disciplin und Subordination geführt, und da blos erobert werden sollte: so rükte der Soldat in das Gebiet der Indianer, tödtete einige derselben, oder machte sie zu Gefangenen, und gieng dann mit dieser einzigen Frucht seines Unternehmens wieder nach Hause. Es darf also keinen wundern, daß alle jene Feldzüge, da sie auf eine so unregelmäßige Weise unternommen wurden, keine andere Wirkung hervorbrachten, als daß durch sie das Land verarmte.

Diese Wuth, die Chirihuanos auszurotten, oder sie durch die Waffen zu unterjochen, ist jezt zu Tarija verschwunden. Die Menschlichkeit, Philosophie und erleuchtete Politik der neuern Gouverneurs hat bewirkt, daß man alle Gedanken an Gewalt und Unterdrükkung aufgegeben hat, und es ist ihnen gelungen, jene Nation, die so lange die Geißel der Provinz gewesen ist, auf sanftern Wegen zur Ruhe und zum Frieden zurükzuführen. — Wir gehen jezt zu unserm Hauptzweck, der cho-

rographischen Beschreibung der Provinz Chichas y Tarija über.

Wir haben bisher diese beiden Departements unter einen Gesichtspunkt zusammengefaßt, jezt aber ist es nöthig, sie topographisch zu trennen. Das Departement Chichas liegt nordnordöstlich von Potosi, zu dessen Intendantschaft es gehört, und die königliche Heerstraße, die nach Buenos Ayres führt, durchschneidet es. Seine Länge beträgt von Norden nach Süden, (von dem kleinen Flusse Quiaka, einem Arme des Tukuman, an bis nach Quieve an der Gränze von Porko,) 48 Meilen; seine Breite hingegen von Osten nach Westen, (von Esmoraka im Departement Lipes auf der Westseite, bis nach Chuquiaka, wo die Missionen von las Salinas sind, die den Missionarien in Tarija gehören, am Ufer des Flusses San Juan, der es von jener Provinz trennt,) beträgt 100 Meilen.

Seine vornehmsten Flüsse sind der Toropalka und der Tarija, die, nachdem sie den Pilkomayo und den Bermejo aufgenommen haben, sich nach Norden in das Gebiet, das die Chirihuanos bewohnen, wenden, und sich weiterhin mit dem la Plataström vereinigen. Dieses Departement enthält neun Kirchspiele, von denen fünf im la Puna, vier aber in den Thälern von Tarija liegen.

Das erste Kirchspiel in la Puna ist Tolina in einer von kleinen Strömen durchschnittenen Landschaft, die denselben Namen führt. Sie ist 70 Meilen von Potosi entfernt, bringt etwas Mais und Wai-

zen hervor, und enthält verschiedene Goldminen, die aber, weil man das Metall nicht aus den Erzen zu schmelzen wußte, und weil es an den zum Bergbau nöthigen Fonds fehlte, in Verfall gerathen sind. Die Einwohner, die aus Indianern und Mestizen bestehen, nähren sich größtentheils vom Waarentransport.

Tupiza, in der gleichnamigen Landschaft, die mit der vorigen von einerlei Beschaffenheit ist, liegt von Potosi 60 Meilen, und ist der Hauptort in diesem Departement. Die Einwohner, unter denen viele Spanier sind, finden ihren Unterhalt bei den Gold- und Silberminen von Choroma, Estarka und andern; auch sind viele von ihnen Fuhrleute. Der Akkerbau, der in der Beschaffenheit des Erdbodens noch weit größere Hindernisse, als in der Temperatur der Luft findet, liefert kaum etwas Waizen, Mais und einige Papas oder Pataten.

Seitwärts von Tupiza, und in Rükficht auf Potosi mit ihm parallel liegt der dritte Kirchspieldistrikt, welcher Gran Chokaya heißt, und dessen Klima dem von Pasko fast gleich ist. Er enthält mehrere Goldminen, die jedoch wenig im Gange sind, weil es an Spaniern fehlt. An Schaafen und Guanakos hat er einen Uiberfluß; sonst aber ist der Boden unfruchtbar, und die Einwohner müssen den größten Theil ihrer Lebensmittel aus den benachbarten Distrikten ziehen.

Santiago de Kotagaita ist von Potosi 44 Meilen entfernt, wohin auch die Bewohner desselben die Holzkohlen, welche sie brennen, zum Verkauf

schikken. Dieser sehr vortheilhafte Handel und die Waarentransporte, die sie besorgen, sichern ihnen ihren Unterhalt. Da es zwischen einem Flusse und einem sumpfigen Landstriche auf der Straße von Buenos Ayres liegt: so ist seine Lage sehr unbequem; doch hat es ein mildes Klima. Es ist ziemlich stark, und zwar größtentheils von Mestizen bevölkert, unter denen sich auch einige Spanier und Indianer befinden.

Das fünfte und lezte Kirchspiel in la Puna ist Kalcha, das von Potosi 20 Meilen entfernt ist. Die Urbewohner haben sich hier auf Akkerbau gelegt, und der eigenthümliche Besitz von Ländereien erbt bei ihnen vom Vater auf den Sohn fort. Sie säen Waizen, Mais und Gerste, ärndten aber kaum so viel, daß sie sich erhalten können. Sogar die kleinen Anhöhen, die ihren Distrikt umgränzen, haben sie angebaut; auch verschaffen sie sich von denselben Holzkohlen. Da sie so viel Industrie beweisen: so leben sie auch in einem verhältnißmäßig größerm Wohlstande, als die übrigen Einwohner der Provinz.

Obgleich Esmoraka zum Kirchspiele Santa Isabel im Departement Lipes gehört: so hat doch in demselben der Priester, der über die Doktrina oder über die Gemeinde der zum Christenthum bekehrten Indianer die Aufsicht führt, seinen beständigen Sitz, und es ist daher zur Jurisdiktion des Distrikts Chichas geschlagen. Dieser kleine Ort, und ein anderer, der nicht weit davon liegt, und Cerillos heißt, liefern eine Menge Silber, auch einiges weniges Gold von hoher Güte.

In Vitoche, einer Stadt, die zu dem Kirchspiel Kalcha gehört, und 18 Meilen von Potosi entfernt ist, wird Korduan fabricirt, der von ziemlicher Güte ist, und zwar in hinreichender Menge, um die Bewohner aller umliegenden Distrikte damit zu versorgen. Dieser Industriezweig giebt Anlaß zu einem regelmäßigen Handel, und sichert den Einwohnern einen anständigen Unterhalt. Man hält in der hiesigen Gegend eine Menge Ziegen, und wendet große Sorgfalt auf sie, weil ihre Felle in den hiesigen Fabriken verarbeitet werden.

In den bisher genannten Gebieten werden jährlich im Durchschnitt zwischen 50,000 und 60,000 Mark Silber, und ungefähr 100,000 Piaster in Gold gewonnen. Dafür kaufen sich die Einwohner aus Tarija, das von den übrigen Theilen des Departements durch rauhe, den Pyrenäen ähnliche Gebirge getrennt ist, Heerdenvieh, Korn, Holz und andere Produkte.

Wenn der Wanderer von Pasko aus 100 Meilen nach Norden gereist ist: so kömmt er endlich aus den mit Schnee bedekten Gebirgen heraus, und tritt, nachdem er mehrere jähe Höhen hinabgestiegen ist, in das reizende Thal Tarija. Hier müßten wir die Feder eines Fenelon haben, wenn wir den ewig unumwölkten Himmel, das gesunde, milde Klima, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Schönheit der Landschaft, den Uiberfluß an Bächen und Strömen u. d. gl. schildern wollten. Wir begnügen uns blos, zu bemerken, daß es, nach allem, was wir von Amerika gehört und gelesen haben, keine Provinz in demselben

giebt, die dieser an die Seite gestellt werden könnte. Waizen, Mais und alle zum Unterhalt des Menschen unentbehrliche Produkte gedeihen hier; zugleich findet man den Baum, der das Paraguaykraut liefert, die Kokospalme, den Weinstock. Flachs wird im Distrikte la Nekoleta blos um des Saamens willen gebauf. Wenn die Aerndten nicht so reich sind, als sie wegen der Fruchtbarkeit des Bodens seyn könnten: so liegt die Schuld entweder an dem Mangel an Fleiß der Bewohner, oder an der Armuth der benachbarten Departements Lipes und Chichas, in denen die Erzeugnisse zu wenig Absatz finden. Und doch muß man diese herrlichen Ländereien noch unfruchtbar nennen, wenn man sie mit denen vergleicht, welche die Chiriguanos und andere freie Indianerstämme besitzen und bearbeiten, und die diejenigen, welche sie gesehen haben, nicht genug rühmen können. Was dabei am meisten bemerkt zu werden verdient, ist dieses, daß sich die Menschen in diesen Gegenden ungemein stark vermehren, so daß, entweder weil der Raum für sie zu enge ist, oder weil sie mit den Gränzen ihrer Eroberungen nicht zufrieden sind, unaufhörliche Auswanderungen nach Tukuman erfolgen.

Das Thal von Tarija hat zu Gränzen: im Süden die Jurisdiktion Juxui, im Norden die der Städte Pilaya und Pispaya, die vormals sehr blühend waren, jezt aber im Verfall sind, im Westen die Ebenen, die die noch unbesiegten Indianer bewohnen, und im Osten den sehr beträchtlichen Fluß San Juan, der es von dem Departement Chicha und von dem

Thale Cinti trennt. Es wird in vier Kirchspiele getheilt, nämlich San Bernardo de Tarija, San Lorenzo, welches ehemals Alt-Tarija hieß, la Koncepcion und Chahuaya.

San Bernardo, eine von Spaniern bewohnte Stadt, hat eine weltliche Obrigkeit, eine Mutterkirche, und jene vier Klöster, von denen oben schon die Rede gewesen ist. Es liegt in einer herrlichen, gut bewässerten und vollkommen ebenen Gegend. Das umliegende Land ist ungemein fruchtbar; die Einwohner legen sich aber blos auf Maisbau und Schweinezucht. Diese Produkte werden, so wie das gefällte Holz und andere Handelsartikel, nach der Sierra ausgeführt.

San Lorenzo, am Fuß der Gebirge, 97 Meilen von Potosi und drei von Tarija, hat dasselbe Klima, denselben fruchtbaren Boden. Zu seinem Gebiet, das einen Theil von la Puna in sich faßt, waren ihm anfänglich 12 Quadratmeilen angewiesen. So sehr sich dieses nachher auch vermehrt hat: so wohnen doch sehr viele Spanier in demselben. Im Anfange waren die zwei genannten Kirchspiele die einzigen, welche das Departement enthielt, aber nach wenig Jahren wurde es wegen seines vermehrten Gebiets und wegen der Menge neuer Pflanzer, die sich einfanden, nothwendig, das leztere zu theilen. In seinem gegenwärtigen Umfange begreift es die Gränzen von las Salinas in sich, die von der Hauptstadt 25 Meilen entfernt sind.

La Koncepcion wurde zufolge der erwähnten Theilung zu einem besondern Kirchspieldistrikte erhoben.

Mit der Zeit machte die zunehmende Menge der Pflanzer, daß auch dieses wieder getheilt werden mußte. In diesem Distrikte liegen die großen Weinberge Angostura, Miserikordia u. a., die fürtreffliche Weine liefern, welche zum Theil ausgeführt, meistens aber in der Provinz selbst konsumirt werden.

Chahuaya, welches ehemals einen Theil des vorgenannten Kirchspiels ausmachte, liegt an den äußersten Gränzen des Departements. Es hat zwei Dependenzen; die eine heißt Padkaya, wo es der Rektor für gut findet, sich aufzuhalten, und die andere ist das Thal Bermejo, das sich in gerader Linie zehn Meilen weit, und zwar in einer westlichen Richtung bis an das Thal Tariquea enstrekt, in welchem einige flüchtige Indianer, die zu den, wie oben bereits erwähnt, 1727 zerstörten Missionen gehörten, ein Asyl gefunden haben. Das Thal Bermejo ist ziemlich bevölkert, allein es ist noch Raum genug für neue Pflanzer vorhanden, und man würde sehr wohl thun, wenn man sich in demselben niederließe, und sich mit der Landwirthschaft beschäftigte. Es hat 25 bis 30 Meilen im Umfange, einen warmen, feuchten Boden, und eignet sich trefflich zur Viehzucht, so wie zur Oliven- und Zukkerkultur und zum Bau mancher anderer Produkte, die in den übrigen Theilen des Departements Tarija nicht zu finden sind. Das Thal zieht sich mit der Mission las Salinas, von der es gedekt wird, in einerlei Richtung hin, und ist von dem erwähnten Padkaya nur zehn Meilen entfernt.

Da das ganze Departement Tarija eine Menge natürlicher Weideplätze enthält: so werden in demselben eine Menge Rinder- und Schaafheerden gezogen. Man treibt das Vieh an die Gränze, und verkauft es an die Bewohner der Provinz Cinti. Die Lieferungen an Hornvieh betragen jährlich nur wenig unter 10,000 Stück, jedes zu acht bis zehn Piaster gerechnet. Kaum ist das Vieh geschlachtet: so benuzt man auch die Häute, welche an der Gränze selbst gegerbt und zugerichtet werden. So werden für das in Potosi, Chuquisaka und den umliegenden Departements abgesezte Sohlenleder, jede gegerbte Haut zu vier Piaster gerechnet, beträchtliche Summen gewonnen, obgleich die Einfuhr dieses Artikels von Kochabamba ebenfalls sehr stark ist. An Spanischen und Kolonialwaaren werden jährlich für mehr als 60,000 Piaster verbraucht, und man bezahlt diese Importen mit Territorialprodukten und andern Artikeln, die aus der Provinz gezogen werden.

Bei allen diesen Vortheilen sind doch die Bewohner des Thals von Tarija wegen ihres Hanges zur Trägheit sehr arm. Im Vertrauen auf die Leichtigkeit, mit der sie sich ihren Unterhalt erwerben können, bringen sie, wie die Einwohner von Tukuman, ihre Tage im Schatten ihrer Hütten zu. Die lächerlichen Ideen, welche sie von dem Adel ihrer Vorfahren hegen, und die sich ihrer ganzen Seele bemächtiget haben, tragen gar sehr dazu bei, sie in dieser Unthätigkeit und Indolenz zu erhalten. Es ist traurig für den Menschen-

freund, zu sehen, wie sehr ein Senat, der von keinem Gouverneur in seinen Unternehmungen gehemmt wird, alle väterlichen Sorgen so sehr vergißt, daß er sich blos mit Streitigkeiten über den Rang befaßt, den sich ein jeder Einwohner nach Verhältniß seiner mehr oder minder glänzenden Abkunft einzunehmen einbildet. Doch fehlt es den Frauenzimmern — zu ihrem Lobe sei es gesagt — keineswegs an Fleiß. Keuschheit in Ehren haltend, und mit ziemlicher Schönheit geschmükt — wenn ein starker Körperbau, eine hohe Gestalt, und der Karmin, der auf ihren Wangen glüht, diesen Namen verdienen — ahmen sie die Frauenzimmer in Katalonien und Gallicien nach, und beschäftigen sich das einemal mit den Arbeiten des Feldbaus, das andremal mit dem Rokken und dem Weberschiffe. Sie verfertigen eine Art Zeuch, die bald glatt, bald gemustert ist, und aus der sie ihre Chuces, Teppiche und andere Artikel für den Hausbedarf machen.

Die Flüsse, von denen dieses Thal durchschnitten ist, vermehren seine Fruchtbarkeit in einem hohen Grade. Der San Juan, der die Provinz Tarija von Chichas und dem Thale Cinti trennt, fließt mitten durch die erste von den genannten Provinzen, schlängelt sich dann bei Livi-Livi von Süden nach Norden, und vereinigt sich endlich mit dem Flusse, der in dem Thale Cinti entspringt. Nach dieser Vereinigung krümmt er sich auf's neue nach Westen, und heißt der Pilaya, bis er den Pilkomayo aufgenommen hat, dessen Namen er in seinem Fortströmen

durch das Land der unbesiegten Indianer erhält. Der Guadalquivir entspringt im nördlichen Theile der Kordilleras, strömt durch das Kirchspiel San Lorenzo, und fließt bei dieser Stadt vorbei, bei welcher sein Wasser seine Reinheit und Durchsichtigkeit verliert, und nicht länger trinkbar ist. In seinem weitern Laufe fließt er durch das Thal la Koncepcion, eine Meile unterhalb der Stadt. Ein anderer kleiner Fluß, der mit mehr Recht ein Waldstrom genannt werden kann, entspringt im südlichen Theile derselben Kordilleras, stürzt sich in die Provinz Tukuman, versieht auf seinem Laufe den Stamm der Chahuayas, von denen er seinen Namen erhält, mit Wasser, und ergießt sich zulezt in der ebensten Gegend des Distrikts la Koncepcion in den Guadalquivir. Der lezte Fluß, welcher angeführt werden muß, kömmt zugleich mit andern Strömen, welche das Gebiet von Tolomosa durchschneiden, aus den mittlern Theilen der Kordilleras, und heißt Bermejo. Nachdem er sich in seinem Laufe mit dem Guadalquivir vereiniget hat, erhält er den Namen des Tarijáflusses. Wenig Meilen vor dieser Vereinigung drängt er sich durch Gebirgengen, und nachdem er überhaupt eine Zeitlang in den Gebirgen geflossen ist: so tritt er in die Mission las Salinas, aus welcher er in die Nähe von Salta u. a. geht. Er durchströmt die berühmten Ebenen von Manko, die unter dem Namen Gran Chako bekannt sind, und eilt, nachdem er seinen ersten Namen Bermejo wieder erhalten, und die Fluthen anderer kleiner Ströme aufgenom-

men hat, dem Paraguayfluſſe zu. *) Dieſe Flüſſe, ſelbſt den lezten nicht ausgenommen, der doch bei weitem der beträchtlichſte iſt, ſind für den Handel der Länder, welche ſie durchſtrömen, von keinem Nuzzen, indem man ihre Windungen, und die Punkte, wo ſie ſich vereinigen, noch nicht genau unterſucht hat. Don Fernandez Kornejo, Oberſter der Miliz, der in der Stadt Salta wohnte, und einer von jenen ächten und eifrigen Patrioten, welche der Nation und dem Zeitalter Ehre machen, faßte den Entſchluß, auf ſeine Koſten eine Flußreiſe machen zu laſſen, um ſich zu überzeugen, ob der Bermejo von der Provinz Tukuman an bis an die Stelle, wo er ſich in den Paraguayfluß ergießt, ſchiffbar iſt. Unwiſſenheit, Neid, Verläumdung und Verrätherei, dieſe boßhaften Genien, welche ein unädles Vergnügen darinn finden, ſich großen Unternehmungen entgegen zu ſezzen und ihnen Hinderniſſe in den Weg zu legen, gaben ſich alle erſinnliche Mühe, die Ausführung dieſes Plans zu verhindern. Ihre Bemühungen wurden jedoch vereitelt, indem der Urheber deſſelben, um ſeinem Zwekke näher zu kommen, eine mächtige und außerordentliche Unterſtüzzung fand. Die Gemahlinn des Don Nikolas de Arredondo, Vicekönigs von Buenos Ayres, begünſtigte nämlich dieſen Plan, und hierdurch ermuntert, trat Kornejo am 27ſten Junius 1790 ſeine Reiſe

*) Pater Maccioni behauptet in ſeiner Geſchichte, er nähme, bevor er ſich mit dieſem Fluſſe vereinigte, der Juxui auf.

an. Der Ort, aus welchem er abſegelte, iſt ein kleiner Hafen oder eine Bai, den der Bermejo da, wo er den Fluß Centa aufnimmt, bildet. Er beſtieg eine Art von Schebecke, und ſeine 27 Mann ſtarke, theils aus Seeleuten, theils aus Soldaten beſtehende Begleitung befand ſich theils auf ſeinem Fahrzeuge, theils auf zwei Kanots, welche zu der Expedition gehörten. Nach einer Fahrt von 44 Tagen gelangte er zu der Stelle, an welcher ſich der Bermejo in den Paraguayfluß ergießt, und die 24 Meilen weiter nördlich von der Stadt las Corrientes liegt. Er hatte bis dahin überhaupt 382 Meilen, ohne das geringſte Hinderniß zu finden, zurükgelegt.

Wenn man durch praktiſche Erfahrungen zu einer noch vollkommnern Kenntniß dieſer Schifffahrt gelangt ſeyn wird: ſo wird man gewiß die Hälfte der Zeit erſparen, welche der erſte Verſuch koſtete, der nothwendig nicht gemacht werden konnte, ohne ſich hier und da aufzuhalten, obgleich kein Hinderniß, keine Gefahr auf der ganzen Reiſe zu finden war. *) Dieſe Entdek-

*) Um ſich noch mehr zu überzeugen, daß die Schifffahrt auf dieſem Fluſſe keinen Schwierigkeiten unterworfen iſt, darf man nur die vom Pater Joſeph Quiroga 1749 herausgegebene Karte der Miſſionen zu Rathe ziehen. Es muß bemerkt werden, daß der Fluß Konchas, wo der Hafen iſt, in welchem die aus Paraguay nach Buenos Ayres geſendeten Waaren anlangen, von dieſer Stadt nur 5 bis 6 Meilen entfernt iſt, und daß man von der Stelle, wo der Bermejo in den Paraguay fällt, nach der Stadt Aſſumption, der Hauptſtadt in der Provinz, nicht weit hat.

kung verspricht dem zwischen Paraguay, Tukuman und Peru bestehenden Handelsverkehr große Vortheile, da die Waaren zeither auf Mauleseln mit schweren Kosten aus der einen in die andere geschafft werden mußten.

Nachdem wir die Provinz Chichas y Tarija in historischer, geographischer und merkantilischer Rücksicht geschildert haben: so wollen wir noch einiges aus ihrer Naturgeschichte anführen. Das wichtigste ist die Raserei, von welcher nach der Behauptung des Doktors Kosme Bueno Menschen und Thiere in der Stadt Tatasi, die zu dem Departement Chichas gehört, ergriffen werden. *) Das unglükliche Opfer dieser Krankheit flieht die Menschen, irrt auf den Gebirgen umher, und von Abgrund zu Abgrund eilend, heult es auf den Gipfeln oder Felsen. Gewöhnlich stürzt es endlich in die Tiefe, und findet im Fallen seinen Tod. Sollte es jedoch diesem Schikfal entgehen: so kehren, so wie es am Körper gesünder wird, auch seine Geisteskräfte zurück. Ob die Ausdünstungen aus den Minen, oder, was man mehr Grund hat anzunehmen, eine gewisse natürliche Disposition der vernünftigen und unvernünftigen Bewohner die Ursache

*) Erfahrung hat jedoch gelehrt, daß von den Thieren nur diejenigen, welche aus Europa herstammen, z. B. Pferde, Rindvieh, Esel, dieser Krankheit ausgesetzt sind, während die einheimischen, z. B. Llamas, Guanakos u. a. von ihr verschont bleiben.

dieses Uibels sind, wollen wir nicht untersuchen; gewiß ist es, daß es sehr häufig vorkömmt.

In den Gebirgen, welche am Eingange der Provinz Tarija liegen, und in den engen Thälern, die sich zwischen denselben befinden, wo die Indianer ihre Todten begruben, befinden sich Versteinerungen von der sonderbarsten Art. Eine von den Handschriften, welche wir vor uns haben, erzählt folgendes: „Bei'm Graben am Fuß einer Anhöhe, da, wo man nach Taskora hinuntergeht, stieß ich auf eine harte Substanz, die von Stein zu seyn schien, und eine graugelbe Farbe hätte. Behutsam brachte ich sie aus der Erde, und durch das Reinigen schien sie von Farbe etwas heller zu werden. Sie hatte die Gestalt eines menschlichen Vorderarmbeins, war jedoch 2 Ellen und 5 Zoll lang, ein Umstand, der alle Anwesende in Verwunderung sezte, am meisten aber mich selbst, dessen Absicht es war, diese Naturmerkwürdigkeit an den Erzbischof von Chuquisaka zu senden. Es war mir indessen freilich nicht möglich, dieses zu thun; denn da sie abgehen sollte, zerbrach sie unter meinen Händen in vier Stükke." — Pater Francisko Gonzales Laguna besaß einen versteinerten Zahn, der sich in Rükficht auf seine Bildung sehr vollkommen erhalten hatte, und 5 Pfund 3 Unzen wog. Er war auf den Anhöhen von Eskayache im Departement Tarija gefunden worden. Auch wir haben in diesem Augenblikke einen versteinerten Schneidezahn vor uns, der die Größe einer geballten Faust, und seine Bildung vollkommen erhalten hat. Man hat ihn in einem

Moraste nahe bei der Mission von las Salinas gefunden.

Es liegt am Tage, daß diese Zähne nicht von Menschen herrühren können, man müßte denn annehmen wollen, daß Südamerika ehemals von Giganten bewohnt gewesen sei. Allein es ist nichts gewonnen, wenn man sagt, daß sie von irgend einem großen vierfüßigen Thiere herkommen, da es ausgemacht ist, daß Amerika kein einziges Thier besizt, welches die Größe des Elephanten oder des Rhinoceros hätte. Läßt man sie von einem Seeungeheuer herrühren: so bleibt immer die Frage zu thun übrig: wie dieses so tief in das Innere des Landes habe kommen können? Wir wagen nichts, zu entscheiden; nur das wollen wir noch erwähnen, daß einer unserer Mitarbeiter den großen Umfang dieser Versteinerungen daraus zu erklären sucht, daß sich nach und nach verschiedene Schichten steiniger Substanz um irgend einen Körper, der ihnen zur Basis diente, ansezten, und daß sie alle die Gestalt desselben annahmen.

---

## 2.

### Plan, in die Andesgebirge in der Provinz Guamalies einzudringen und sie zu bevölkern, entworfen und ausgeführt von Don Juan de Bezares.

Dieser ausgezeichnete Patriot, der aus Altkastilien gebürtig war, und zu Lima Handelsgeschäfte getrie-

ben hatte, stand eben im Begriff, mit einem im Handel erworbenen Vermögen von 30,000 Piastern nach Spanien zurükzukehren, als er zufällig mit einem Spanier zusammentraf, der unter den Indianern, welche das die Provinz Guamalies begränzende Andesgebirge bewohnen, lange ein wildes Leben geführt hatte. Durch diesen lernte er die großen, fruchtbaren Landstriche kennen, die, ohne unzugänglich zu seyn, vor den Blikken der Europäer verborgen geblieben waren. Zugleich erfuhr er, welche kostbare Produkte aus dem Pflanzen- und Mineralreiche zum allgemeinen Besten aus dieser Gegend gewonnen werden könnten. Endlich wurde ihm auch gesagt, welche Gelegenheit es daselbst gäbe, Menschenliebe zu beweisen, indem man eine Menge Indianer, die aus den Missionen vertrieben worden wären, und nun in den Wäldern wie halbe Heiden lebten, auf einen Punkt versammeln und ihnen ihr voriges Glück wieder geben könnte. Der Spanier zeigte ihm, daß dieses eine leichte Sache sei, wenn man ihnen nur Lebensmittel und Akkerbaugeräthschaften zuführte, sich mit Klugheit benähme, und einen Priester mitbrächte, besonders da bereits viele von denselben an den Ufern des Flusses Huallaga beisammen lebten, und sich in dieser Gegend Kakao- und andere Pflanzungen anlegen ließen.

Bezares beschloß, diese Gelegenheit, Gutes zu wirken, nicht aus den Händen gehen zu lassen, und er bestimmte ein Kapital von 2000 Piastern zur Ausführung seines Plans. Er drang 1785 von Guamalies

aus, mit den nöthigen heiligen und andern Geräthschaften versehen, in die Andesgebirge ein, und gelangte, den Ufern des Flusses Monzon nachgehend, nicht ohne viele Schwierigkeiten nach Chikoplaya, wo er zu seinem großen Vergnügen die Indianische Niederlassung, von welcher ihm sein Gefährte gesagt hatte, antraf, ob sie gleich in einer traurigen Verfassung war. Er gab ihnen einen Mönch vom Orden der Gnade zum Priester, und die erfreuten Indianer schossen zur Erbauung einer Kapelle Beiträge zusammen. Uibrigens beschenkte er sie mit Saamen und Akkerbaugeräth.

Die Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes bezauberte den Bezares in einem solchen Grade, daß er noch einen andern Theil seines Vermögens darauf zu verwenden beschloß. Nur die Unzugänglichkeit desselben schrekte ihn. Nachdem er lange auf den Felsen herumgeklettert war: so machte er endlich eine Stelle ausfindig, wo eine Straße angelegt werden konnte. Auch hatte er auf diesen Wanderungen viele Ströme und Bäche, weitläufige Ebenen, Spuren von alten Städten, ungeheuer große Triften, verlassene Pflanzungen, schlummernde Minen, und vorzüglich dikke Waldungen, die aus Fieberrindenbäumen (Cinchona officinalis L.) bestanden, bemerkt. Kurz er hatte gefunden, daß diese Provinz von der Natur bestimmt war, reicher zu werden, als jede andere. Er erfuhr späterhin, daß die Jesuiten, von denen diese Provinz erobert worden war, über 20 Städte, die jezt größtentheils in Ruinen lagen, in derselben erbaut hatten,

und daß ihre Hauptorte Chavin de Pariaka, Monzon und Chapakra gewesen waren. Von diesen Orten war der erste noch vorhanden, und hatte eine artige Kirche, der zweite enthielt zwölf Familien, der dritte war verfallen. Die meisten von diesen Orten waren von den wilden Indianern verheert worden, Chavin ausgenommen, welches seine natürliche Lage schüzte. Das ganze Land war mit der Zeit in Vergessenheit gerathen, außer daß noch dann und wann einige Pflanzer nach Monzon zu einem dort befindlichen Marienbilde wallfahrteten.

Bei näherer Untersuchung fand es sich, daß die Fieberrindenbäume von der Negrilla, und also von der besten Art waren, welche die rothe Rinde liefert. Er fieng nun sogleich an, die Bäume fällen und abschälen zu lassen, und es wurden auf diese Weise viele tausend Arroben China gewonnen. Er entschloß sich nun, die erwähnte Straße auf eigene Kosten anlegen zu lassen, und machte die Regierung, nachdem er ihr von seinen Entdekkungen, die südlich vom Amazonen- oder Maranonflusse zwischen Pataz, Guamalies, Huanuko und der Pampa del Sakramento lagen, einen Bericht und eine Karte eingesendet hatte, mit seinem Vorhaben bekannt.

Der Vorschlag wurde gebilligt, und der Vicekönig Don Teodoro de Kroix ernannte unter'm 11. Oktober 1788 den Bezares, jedoch ohne Gehalt, auf zwei Jahre zum Gouverneur von Chavin de Pariaka und dem dazu gehörigen Distrikte. Zugleich wurde ihm aufgegeben, jeden Monat einen Bericht

von seinen Unternehmungen einzusenden, damit man ihn nach Befinden der Umstände auf noch längere Zeit in seiner Würde lassen könnte.

Die Straße wurde nun ohne Verzug unternommen. Sie nahm bei der alten Stadt Urpis ihren Anfang, von wo aus man mit den wenigsten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Man fällte hohe Bäume, brach durch steile Gebirge, pflanzte Pallisaden, füllte die Hohlungen, welche Sartinejas heißen, mit Erde aus, und fuhr mit diesen Arbeiten fort, bis man an die Brükke von Chinchinna, die über den Fluß Monzon führt, gekommen war. Hier endigte sich eine eilf Meilen lange, breite Straße, auf welcher man mit Mauleseln und Viehheerden ohne die geringste Gefahr reisen konnte, und die in zehn Monaten blos durch hundert Menschen zu Stande gebracht worden war. Es waren zugleich drei Brükken, eine über den Fluß Santa Rosa, die andere über den Yanamayo, und die dritte über den Xinkartambo erbaut worden. Ein See, mit Namen Negrokocha, der für Reisende ein großes Hinderniß war, mußte ausgetroknet werden, indem die Indianer einen alten Aberglauben hatten, daß von dreien, die über denselben sezten, einer ertrinken müsse, und also keiner sich hierzu verstehen wollte, weil ein jeder befürchtete, daß er dieser unglükliche Dritte seyn würde. Man fieng an nach Abtreibung der Wälder sich mit dem besten Erfolg auf allerlei Kulturen zu legen, und diese, so wie die eingebrachten Viehheerden versprachen den Pflanzern ein hohes Glück, besonders da diese

ganze Gegend von giftigen Thieren ziemlich verschont ist.

Wir dürfen hier die Entdekkungen nicht übergehen, die bei diesem Unternehmen zum Besten des Publikums und der Naturgeschichte gemacht wurden. Bezares fand eine Art sehr hoher Bäume, deren hartes Holz sich nicht nur unter dem Hobel so gut, wie unter dem Meisel bearbeiten läßt, sondern auch wegen seiner in's Violette fallenden Farbe sich zum Färben fürtrefflich zu eignen scheint. Er fand einen andern Baum, der an seinen Zweigen ein grünliches Harz in Körnern ausschwizt, von welchem er sah, daß es sich sehr wohl anstatt des Siegellaks gebrauchen ließ. Eine Art Weide wird von den Indianern, die ihr den Namen Kalenture geben, für ein Mittel gegen Beschwerden in den Eingeweiden gehalten; auch trinken sie das Dekokt bei sehr heftigen Rhevmatismen. Der Kranke fällt in ein Fieber, das drei bis vier Stunden anhält; dann fängt er an, stark zu schwizzen, und nach diesem Schweiße fühlt er sich völlig hergestellt. Das Produkt einer Raupe, welche die Indianer Sustillo nennen, und die ein dem Chinesischen ähnliches Papier verfertiget, ist bisher allen Naturforschern unbekannt geblieben. *) Endlich entdekte Bezares auch das, worauf

*) Selbst den großen Reaumür nicht ausgenommen, giebt es keinen Naturforscher, der diese Raupe oder ihr Produkt erwähnte. Pater Kalancha ist der einzige, der in seiner Historia Augustiniana von Peru (B. 1. S. 66.) davon spricht, und bemerkt, daß diese Raupe dem Thale Pampateko, jezt

das Madridter Kabinet ein so vorzügliches Gewicht gelegt hat, die gelbe Fieberrinde, die daselbst Kalisaya-

Pampantiko, in der Nähe der Panatuas, jezt Panataguas, in geringer Entfernung von Huanuko, und zehn Tagereisen weit von Lima, (die Jesuiten erbauten in diesem Thale die Stadt Ascension) eigenthümlich angehöre. Dies ist genau die Gegend, welche Bezares entdekte. Kalancha fügt hinzu, er besizze ein Blatt solches Papier, auf welches Pater Alonzo Gomez an Pater Lukas Salazar einen Brief geschrieben habe. Er berichte ihm in demselben, daß dieses Blatt von einem Stükke von $\frac{5}{4}$ Elle Länge wäre, und daß man Stücke hätte, die wol $\frac{7}{4}$ Elle lang wären. Er beschreibt hierauf die Art, auf welche die Raupe dieses Papier verfertiget. Der Verlust der erwähnten Städte und die Seltenheit von Kalancha's Werke brachten dieses Phänomen in Vergessenheit, das unglücklicher Weise nicht das einzige ist, welches ein solches Schiksal gehabt hat. Das Interesse, welches eine so ausserordentliche Raupenart, als die Sustillos sind, erregen muß, veranlaßt uns, einiges von ihr zu sagen. Es ist zu bedauern, daß die Indianer diesen Raupen sehr nachstreben, weil sie sie für einen Leckerbissen halten. Die Raupe hält sich in dem Pakae, einem in Peru sehr bekannten Baume, der in der Peruanischen Flora Mimosa inga heißt, auf. Von der Kraft und der majestätischen Größe des Baums hängt die Anzahl der Raupen ab, die auf demselben ihre Nahrung finden, und die von der Größe einer Seidenraupe sind. Wenn sie sich lange genug genährt haben: so kommen sie auf dem Stamme des Baumes zusammen, und suchen die Stelle heraus, die am besten dazu taugt, ihr Gewebe an derselben auszuspannen. Dieses Gewebe hat die schönste Symmetrie und Regelmäßigkeit, und ist nach der Zahl der Arbeiter, die daran Theil nehmen, bald größer, bald kleiner. Seine Geschmeidigkeit hängt ganz von der Beschaffenheit der Blätter

genannt wird, und von welcher man glaubte, daß sie nur in der Provinz La Paz zu finden sei. Bezares hat bereits welche nach Lima gebracht, wo man sich überzeugt hat, daß sie dieselbe wirksame Species sei, die in der zulezt genannten Provinz wächst. Wer hätte geglaubt, daß die Fieberrinde, und zwar die beiden gesuchtesten Arten derselben, die dunkelrothe und gelbe, in der Landschaft Guamalies anzutreffen wären?

Da die Hindernisse, welche der Mangel einer guten Straße verursacht hatte, aus dem Wege geräumt

ab, die den Raupen, welche nun unter demselben bleiben, zur Nahrung dienten. Wenn diese Hülle, der sie bei ihrem Glanze eine solche Dichtigkeit zu geben wissen, daß sie durch nichts zerstört werden kann, fertig ist: so drängen sie sich an einander, und indem sie sich in ganz gerade Vertikallinien stellen, bilden sie im Mittelpunkte ein vollkommenes Viereck. Eine jede macht nun ihren Kokon, der aus einer groben, kurzen Seide besteht, verpuppt sich in demselben, und kömmt als Schmetterling wieder zum Vorschein. Wenn sie alsdann ihren Kerker wieder verlassen: so trennen sie die Hülle da, wo es ihnen beliebt, vom Baume, doch bleibt diese noch an irgend einer Stelle an dem Stamme des Baums befestigt, flattert, wie eine Fahne, im Spiel der Lüfte hin und her, und nimmt, je nachdem nun die Luft, die Feuchtigkeit der Jahreszeit und der Ort dieses gestatten, eine bald mehr, bald weniger weiße Farbe an. Es ist bereits ein Nest solcher Raupen an den König geschikt worden, desgleichen hat auch der Naturforscher Pineda ein Stück solches natürliches Seidenpapier an denselben gesendet, das anderthalb Ellen lang, und von elliptischer Gestalt ist, die man jedesmal bei diesem Papier findet.

waren: so ergriff Bezares Maßregeln, noch eines, das sich von einer andern Seite darstellte, zu überwinden. Die Straße zwischen Chavin und Xikan, auf welcher man durch Hülfe von Maulthieren und Fuhrwerken ein beträchtliches Verkehr zu eröffnen hoffen durfte, war durch zwei kleine Inseln und mehrere steile und unzugängliche Gebirge so gut als gesperrt, und Reisende hatten in einer Strekke von acht Meilen mit den größten Gefahren zu kämpfen. Man begriff die Nothwendigkeit, am Ufer des Maranon, der seinen Lauf durch diese Landschaft nach Chachapoyas nimmt, eine neue Straße anzulegen. Da man mit dieser glüklich zu Stande gekommen war: so war man den Gefahren des alten Wegs nicht nur nicht mehr ausgesezt, sondern die genannten acht Meilen waren auch um die Hälfte abgekürzt worden. Um den Uiberschwemmungen des Flusses auf eine wirksame Weise vorzubeugen, wurde ein fester Damm aus einer Art von Quadersteinen errichtet, welche die Natur zu diesem Zwekke mit unendlicher Sorgfalt hervorgebracht zu haben schien. Bezares wurde endlich zurükgerufen, um von seinen nüzlichen und interessanten Unternehmungen dem Vicekönige, unter dessen Auspicien man sie ohne Zweifel fortgesezt sehen wird, Bericht abzustatten.

Die zum Christenthum bekehrten Indianer in diesem Thale trugen den Poncho, ein Kleidungsstück, das in Peru, ehe das Land von den Spaniern unterjocht wurde, allgemein gewöhnlich war. Er besteht aus Wolle oder Baumwolle, auch wird zuweilen

Stroh hineingewebt. Zu Pferde bedient sich der Peruaner von jedem Range des Poncho, um sich gegen Kälte und Regen zu schüzzen. Wenn er mattenartig mit Stroh durchwirkt ist: so kann er nicht durchnäßt werden. Mäntel von dieser Art sind so nüzlich befunden worden, daß man neuerlich der ganzen Spanischen Kavallerie welche gegeben hat.

---

## 3.

### Wiederbevölkerung des Thales Vitok.

Das reizende Thal Vitok wird von dem Andesgebirge gebildet, und liegt in der Intendantschaft Tarma. Es ist von dieser Hauptstadt 16 Meilen entfernt, und befindet sich unter 11° 32′ südlicher Breite und 302° 15′ östlicher Länge. Im Westen begränzt es das Departement Tarma, im Osten der Fluß Marankocha, der aus der Vereinigung der Flüsse Uchubamba und Monobamba entsteht, und sich in den Chanchamayo ergießt; im Süden das Fort Uchubamba mit seinem Zubehör, und im Norden der Fluß Chanchamayo, der es vom Gebiet der wilden Indianer trennt. Vom Berge Sibis an bis zum Berge Soriano ist es von Süden nach Norden acht Meilen lang; vom Flusse Marankocha an bis an die Gebirge des Flusses Marayniok beträgt seine Ausdehnung von Osten nach Westen sechs

Meilen. Es besteht aus verschiedenen Ebenen und Niederungen, deren Fruchtbarkeit ausnehmend groß ist, und die zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts mit vielem Fleiße bebaut wurden. Eine Sage behauptet, das Thal habe jährlich drei Aerndten geliefert. Zu dieser Fruchtbarkeit des Bodens kömmt ein sehr mildes Klima; auch findet man hier weder Muskiten, noch andere schädliche Insekten, welche den Gebirgsgegenden eigen sind. Um diese Vortheile zu benuzzen, wurden drei Städte, Sibis, Pukara und Kolla, erbaut, und zur Doktrina Monobamba geschlagen, welche den Dominikanern gehört.

Der Anfang des Jahres 1742 macht in den Peruanischen Geschichtbüchern Epoche. Juan Santos Atahualpa, der nach dem Vorgeben einiger aus Kuzko, wie andere aber glauben, aus Huamanga gebürtig gewesen seyn soll, hatte sich eines Mords schuldig gemacht, und nahm, um der verdienten Strafe zu entgehen, seine Zuflucht in die Andesgebirge. Er gab vor, von den alten Ynkas abzustammen, nannte sich Apu-Inga Huaynakapak, und erklärte sich für den Wiederhersteller des Reichs. Neuheit und Herrschsucht machten, daß er in kurzer Zeit eine Menge wilder Indianer zusammenbrachte, die in unsere Niederlassungen einfielen, und 25 Städte zerstörten, welche von Indianern bewohnt wurden, die es dem Eifer der Franciskaner zu Lima gelungen war, zum Christenthum zu bekehren. Da die ersten Unternehmungen des Juan Santos wegen der Schwäche unserer Truppen und wegen des Mangels an Disciplin,

der unter ihnen herrschte, von so viel Erfolg begleitet waren: so ruhte er nicht eher, als bis er den tapfern Gouverneur Don Fabriko Bartoli unter den Ruinen von Quimiri begraben hatte. Die Eroberung dieses wichtigen Postens verschaffte ihm einen leichten Einzug in das Thal Vitok, welches dasselbe Schikfal erfuhr. Die Bewohner desselben, vormals Besizzer der weitläufigsten und blühendsten Pflanzungen, wurden in die nämliche Armuth versezt, in welcher sich bereits die Bewohner von Tapu und von andern Städten in Tarma befanden. Die Pfeile der Chichirenes und Simirinches, zweier von den wilden Stämmen, wurden mit so viel Erfolg gegen sie gerichtet, daß der Gouverneur Marquis von Menahermosa genöthiget war, eine Cirkumvallationslinie zu errichten, und verschiedene kleine Forts auf den Bergen anzulegen, welche die Gränzen zwischen den Spaniern und Wilden vertheidigen sollten.

Da Vitok in den Händen der leztern blieb: so wurde Tarma seiner Vorrathskammer beraubt, und dieser Mangel wurde sehr bald fühlbar. Die Indianer und Mestizen litten durch den Verlust von Vitok am meisten. Das häufige Erfrieren des Samens, den man in den höher liegenden Gegenden säete, erneuerte ihren Schmerz und frischte die Erinnerung an jenes Thal, in welchem man von einem solchen Unfalle nichts gewußt hatte, immer von neuem auf; allein es wurde auf den Befehl, daß niemand die Fortifikationslinie überschreiten sollte, streng gehalten, und man wagte, wenn man ungehorsam gegen denselben war,

für einen Verräther angesehen zu werden. Der frohe Augenblick war nach nicht gekommen, da diese Fesseln, die den Spanier in so große Verlegenheit sezten, und für seinen Muth so drükkend waren, aufgehoben werden konnten.

Don Juan Maria de Galves, Intendant der Provinz Tarma, der seine Regierung durch etwas Denkwürdiges auszeichnen wollte, beschloß, seiner Provinz das fruchtbare Thal Vitok wieder zu verschaffen. Sein Eifer und seine tief eindringende Einsicht erhoben ihn über die zum Theil wahren, zum Theil eingebildeten Schwierigkeiten, welche der gemeine Beobachter mit einem Unternehmen dieser Art verbunden glaubte. Einer zum Wohlthun aufgelegten Hand fehlt es nie an Hülfsmitteln, die, ohne dem Staat lästig zu werden, oder den Unterthan zu unterdrükken, einen glüklichen Erfolg sichern können. Es ist wol wahr, daß sich beides nicht wohl mit einander vereinigen läßt, allein der Intendant konnte bei der Vertheilung der neuen Ländereien die Strapazen der Pflanzer belohnen, und ihr Glück für die Zukunft auf feste Grundlagen stellen. Da dies das einzige Ziel seiner Bemühungen war: so wendete er sich, um ganz sicher zu gehen, an den Vicekönig Don Teodoro de Kroix, und der Senat von Tarma begleitete sein Gesuch mit Vorstellungen voll Kraft und Energie. Da man seinen Wünschen entsprach: so verdoppelte er seine Bemühungen, versorgte sich mit den nöthigen Geräthschaften und Lebensmitteln, und untersuchte in eigener Person die Gebirge,

die durch die Länge der Zeit unzugänglich geworden waren.

Seine erste Sorge war, ein Fort zu errichten, welches das Thal dekken, und es vor den Einfällen der Barbaren sicher stellen sollte. Da Vitok von Natur durch die steilen und hohen Felsen, die es im Osten, Westen und Süden umgeben, geschüzt wird: so kann es nur im Norden angegriffen werden, wo es sich in eine weite Ebene endigt, die der Chanchamayo begränzt, der neun Meilen von der kleinen, durch die zum Christenthum bekehrten Indianer auf den Trümmern von Quimiri erbauten Stadt Chibatizo fließt. Nachdem in dieser Gegend der Wald abgetrieben war: so wurde das Fort in wenig Zeit auf einer wohlgelegenen Anhöhe errichtet, und mit vier Bastionen versehen. Der Umfang, die Stärke der Mauern, und der Plan, nach welchem sie angelegt sind, liefern die Beweise von dem Talent, dem Eifer und der Thätigkeit des Don Juan de Galves, zu dessen Lobe noch angeführt werden muß, daß das Ganze vollendet wurde, ohne daß es dem Staate einen Heller kostete, obgleich noch außer dem Quotum, das jeder Einwohner der Provinz beitragen mußte, zur Erbauung des Forts Chanchamayo, das in jeder Hinsicht weit schlechter ist, als das St. Karlsfort im Thale Vitok, 11,000 Piaster aus dem öffentlichen Schazze gezogen worden waren. Da die Truppen, welche die Posten Komas und Ulukmayo besezt hielten, selbst vor der Errichtung dieses Forts ganz ohne Nuzzen waren, und da diese Posten, anstatt

ein Quartier für das Militär abzugeben, nur ein Aufenthalt für Räuber geworden waren: so wurden sie geräumt, und die Soldaten marschirten nach Vitok. Dadurch erhielt das leztere eine Garnison, ohne daß dem Volke oder der Provinz insbesondere eine neue Last aufgelegt worden wäre, deren Wohl dem Intendanten zu allen Zeiten so sehr am Herzen gelegen hatte.

Unter dem Schuzze des Forts und vermittelst der Begünstigungen, die die Gesezze des Königreichs den neuen Pflanzern verwilligten, wurde das Thal mit großem Fleiße und Erfolg angebaut, und jeder Pflanzer erhielt so viel Land, als er durch sein Betragen bei dieser Expedition verdient hatte. Unterdessen traf Galves die nöthigen Anstalten, die alten Städte Kolla und Pukara, die sich schnell aus ihren Ruinen erhoben, wieder zu bevölkern. Die erstere bekam, um das Andenken an die hohe Person zu verewigen, unter deren Regierung die Wiederbevölkerung des Thales Vitok unternommen worden war, den Namen San Teodoro de Kolla, wurde durch eine Kirche verschönert, und erhielt zugleich ein Kloster für die Missionarien von Okopa, welchen die Seelsorge in dieser Niederlassung anvertraut wurde.

Der Intendant beschäftigte sich nun mit der Anlegung einer bequemen Straße, durch welche der Absatz der Produkte des Thales Vitok erleichtert werden konnte, wurde aber dabei durch das Umstürzen eines hohen Baums sehr übel zugerichtet, und entkam nur mit Mühe dem Tode. Dieser eifrige Minister hat

durch die Wiederbevölkerung von Vitok auf's neue ein Land mit der Krone vereiniget, das von beträchtlichem Umfang ist, hat achtzig Familien, die dieses Thal bereits bewohnen, glüklich gemacht, und die Bewohner von Tarma von der Verlegenheit befreit, in welcher sie sich wegen des Mangels an Akkerland und wegen der Zerstörungen der Kälte befanden. Die für den Bergbau wichtigen Gebiete Yauli und Pasko dürfen nicht mehr in Sorgen seyn, woher sie sich ihre Koka und ihr Getraide verschaffen sollen. Endlich sind auch über vierzig wohlangelegte Pflanzungen, deren sich das Thal Vitok bereits rühmen darf, zugleich mit einer dreifachen Aerndte von Koka, Baumwolle, Kakao und verschiedenen Getraidearten, welche dieser fruchtbare Landstrich hervorbringt, ein wichtiger Gewinn sowol für den Landesherrn, als für Peru selbst.

Dies sind jedoch nicht die einzigen Vortheile, die man dem Talent und der Beharrlichkeit des Don Juan de Galves zu verdanken hat. Nacheiferung, die Mutter großer Handlungen, hat die Bewohner der Intendantschaft mit einer Energie erfüllt, welche ihnen vorher ganz fremd war. Die Bewohner von Xauja, die dasselbe Glück zu genießen wünschten, dessen ihre Landsleute in Tarma theilhaft geworden waren, baten ihn, als seine Regierung zu Ende gieng, sie in ihren Bemühungen, Monobamba wieder zu bevölkern, zu unterstüzzen. Unter seinen Auspicien gelang es ihnen bald, die ersten und größten Schwierigkeiten zu überwältigen, und wenn sein

würdiger Nachfolger in seine Fußtapfen tritt: so wird ihm der Segen seiner Mitbürger zu Theil werden — der schönste Lohn, nach welchem ein ädles Gemüth streben kann.

Wenn man fortfährt, in den Andesgebirgen neue Niederlassungen anzulegen: so wird unter den Indianischen Nationen das Evangelium auf eine wirksamere Weise, als durch Feuer und Schwerd verbreitet werden. Die Versammlung von Tarma macht, indem sie von den Vortheilen redet, die das Thal Vitok sichert, folgende energische Bemerkungen: „Für die Religion, deren Ausbreitung unter den Ungläubigen dem Könige so sehr am Herzen liegt, wird aus diesem Projekte der Gewinn hervorgehen, daß die Bewohner von Vitok, wenn sie sich vermehren, die Berührungspunkte mit den Chunchos vervielfältigen, und daß dann diese Indianer, wenn sie finden, daß man sie in ihren Ländern in Ruhe läßt, um Akkerbaugeräthschaften zu erhalten, sich in einen Handel mit uns einlassen werden, von der Art, wie ihn bereits die Indianer in den hintern Gegenden von Nordamerika mit den Engländern und Franzosen betreiben. Durch diesen freundschaftlichen und lebhaften Verkehr wird nicht nur die katholische Religion unter ihnen eingeführt werden, sondern sich ihnen auch gerade aus dem Grunde, weil sie zu derselben nicht gezwungen wurden, empfehlen. Man hat gesehen, daß die Nationen, welche bei Gründung ihrer Kolonien mit der größten Politik zu Werke giengen, zuerst darauf bedacht waren, mit den Urbewohnern in Handels-

verbindungen zu treten. Aus der Barbarei mit schnellen Schritten zur Kultur überzugehen, ist nichts Leichtes; vielmehr bilden Zeit, häufiger Verkehr, und der Reiz, auf dem Wege des Handels das Uiberflüssige gegen das Fehlende zu vertauschen, die Menschen allmählich; sie flößen ihnen freundschaftliche Gesinnungen ein, und führen sie, ohne daß Gewalt gebraucht wird, zu einer gemeinschaftlichen Sprache, zur Identität der Sitten, und zu derselben Religion."

Dies sind die unschäzbaren Vortheile, welche Don Juan de Galves durch seine Bemühungen, das Wohl derer zu befördern, die seinem Schuzze anvertraut waren, eingeärndtet hat. Während er dadurch ein Recht auf den Dank und den Ruhm erhielt, die wir ihm hiermit im Namen Peru's darbringen, hat er sich zugleich den Beifall der Regierung und eines Fürsten, der das Verdienst nicht unbelohnt läßt, in einem hohen Grade erworben.

---

# Anhang.

## Periodische Schriften.

So wenig dies auch vielleicht von einigen erwartet werden sollte: so erscheinen doch in Südamerika eine gute Anzahl von Journalen. Die Stadt Mexiko

ist so glüklich, eine Zeitung, ein bürgerliches Tagebuch und eine Zeitschrift für Naturgeschichte zu besizzen. Die erste periodische Schrift, welche zu Lima erschien, war ein Diario Economico oder ein ökonomisches Tagebuch. Der Herausgeber war Don Jayme Bausate, und seine Absicht gieng vornehmlich dahin, Anzeigen, die für den Augenblick einiges Interesse haben konnten, so wie die Ereignisse von Wichtigkeit, die im Lande vorfielen, bekannt zu machen. Wenn er angefangen habe, dieses Blatt herauszugeben, wird nicht gesagt; allein nicht lange nach diesem leztern nahm der Mercurio Peruano oder Peruanische Merkur seinen Anfang. Dieser sollte historische, litterarische Gegenstände, öffentliche Bekanntmachungen u. d. gl. enthalten. Das erste Stück desselben wurde am 2ten Januar 1791 ausgegeben. Zweimal in der Woche kömmt ein eng gedruktes Quartblatt heraus, so daß jährlich drei Bände geliefert werden. Der Herausgeber desselben ist Don Hiacintho Kalero y Moreira. Die akademische Gesellschaft zu Lima liefert in denselben Abhandlungen. Er ist das Werk, aus welchem diese Bemerkungen über Peru geschöpft sind, und das Peruanische Publikum scheint ihn ziemlich zu unterstüzzen. Denn nicht genug, daß in demselben die Namen von 310 Pränumeranten genannt sind, und daß sich unter denselben auch der des Vicekönigs befindet: so wird auch noch außerdem von jedem Stück ein beträchtlicher Absatz gemacht. Doch scheint der Peruanische Merkur auch Gegner gefunden zu haben, besonders unter der Geistlichkeit, vorzüglich wol aus dem Grunde, weil er sich über viele Gegenstände mit großer Freimüthigkeit verbreitet. Vielleicht hat man sich hieraus den Umstand zu erklären, daß in den ersten Pränumerantenverzeichnissen auch der Erzbischof von Lima erwähnt wird, in den folgenden aber nicht weiter vorkömmt. Den Subskribenten wurde dieses Blatt monatlich für 14 Realen gelassen.

Die schmeichelhafte Aufnahme, welche dieses Werk fand, veranlaßte den Pater Antonio Olavarrieta vom Seraphinenorden zu Anfange des Junius 1791 eine neue Zeitschrift unter dem Titel Semanario critico, d. i. wöchentliche kritische Anzeigen, herauszugeben.

Diese Schrift erschien in Form einer Zeitung Sonntags, und kostete zwei Realen. Die Kritik des Herausgebers verbreitete sich über eine Menge Gegenstände, über physische und moralische Erziehung, öffentliche Sitten und Gebräuche u. d. gl. Ganz vorzüglich ließ man sich in derselben auch über öffentliche Vergnügungen, über das Theater u. d. gl. heraus, und suchte durch Gedichte angenehm zu unterhalten; jedoch wurden Naturgeschichte und andere Wissenschaften dabei keineswegs vernachlässiget. Die Bälle, Assembleen, Promenaden, litterarischen Klubs, Kaffeehäuser u. d. gl. in der Hauptstadt werden in diesem Journal nur als Nebensachen behandelt.

Zu Santa Fé wurde zu Anfange des Februars 1791 eine Wochenschrift unter dem einfachen Titel: Zeitschrift von Santa Fé de Bogota angefangen. sie führt das Lateinische Motto aus dem Livius: communis utilitas societatis maximum est vinculum. Sie enthält moralische, politische und ökonomische Aufsäzze, die leicht und angenehm geschrieben sind, und scheint ein Publikum gefunden zu haben.

Quito war vormals, weil es eine Menge Produkte lieferte, mit denen es einen sehr blühenden Handel trieb, eine der reichsten Provinzen in Südamerika. Zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts aber gerieth es so sehr in Verfall, daß seine Pflanzungen, Fabriken u. d. gl. auf den fünften Theil ihres vormaligen Werthes herabsanken, und daß es in seiner neuesten Gestalt nur noch als das traurige Skelet von dem, was es ehemals gewesen war, angesehen werden mußte. Um dieser herabgekommenen Provinz wieder aufzuhelfen, ließ der Graf Kasa-Gijon, ein Mann, der einst in der Litterargeschichte von Amerika glänzen wird, nicht nur zur Wiederherstellung der Fabriken und zur Vervollkommnung der Gewerbe mehrere geschikte Handwerker aus Europa kommen, sondern er stiftete auch eine patriotische Gesellschaft, zu deren Beschüzzer er sich erklärte. Sie wurde im Jahre 1789 unter dem Namen der Schule der Eintracht errichtet, und bestand aus 26 Associirten und 22 korrespondirenden Mitgliedern. Eine Menge ungünstiger Umstände vereinigte sich, um das Aufkom-

men dieser Gesellschaft zu verhindern, bis sich endlich der neue Gouverneur der Provinz, Don Luis Munoz, 1791 zu ihrem Beschüzzer erklärte, und dem Bischof von Quito, einem Prälaten, der sich durch seine Talente und seinen Eifer für das allgemeine Beste gleich vortheilhaft auszeichnete, die Leitung derselben überließ. Um die Dauer dieser Gesellschaft zu sichern, wurden 24 Mitglieder gewählt, die nicht nur durch ihren Patriotismus, sondern auch durch ihre gründliche Kenntniß des Akkerbaues, des Handels und des Fabrikwesens die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten, und folglich am besten wissen konnten, was zur Verbesserung dieser Zweige der Industrie gethan werden mußte. Der Sekretair der Gesellschaft, Don Francisko Xavier, machte bald darauf die Absicht derselben bekannt, eine Zeitschrift unter dem bescheidenen Titel: „die ersten Früchte der Kultur in Quito" herauszugeben. Alle vierzehn Tage sollte ein Stück erscheinen, und das erste kam zu Anfange des Jahres 1792 heraus. In den Vorerinnerungen des Xavier wird Quito als ein Land geschildert, welches aufgeklärt genug ist, die Nothwendigkeit höherer wissenschaftlicher Bildung zu fühlen. Er bemerkt also, daß diese Zeitschrift ein Versuch seyn soll, zu erforschen, ob der Genius in Quito stark genug sei, die Reise zu dem Tempel der Weisheit zu unternehmen.

In Quito sowol, als in den vornehmsten Städten Peru's zeichnen sich die Mestizen durch ihre Neigung zu den schönen Künsten aus, die sie mit ungemeinem Glück betreiben. Ob sie gleich, um sich in denselben zu vervollkommnen, keine Muster vor sich haben, ohne welche man das erstere für unmöglich hält: so haben sie doch in Rükficht auf Mahlerei und Bildhauerei Stükke geliefert, welche die Bewunderung der Kenner in Europa erregt haben.

B806
S628g